

Nr. 15 Deutschland € 8,- • Schweiz sfr 15,80 • Österreich € 8,80 •
Benelux € 9,50 • Finnland € 12,- • Frankreich € 10,50 • Griechenland € 10,50 • Italien € 10,50 • Portugal (cont.) € 10,50 • Spanien € 10,50

48755

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

MAYA·INKA·AZTEKEN GEO EPOCHE



Maya·Inka·Azteken

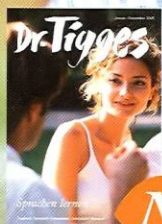
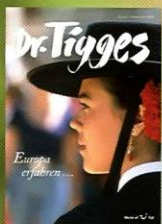
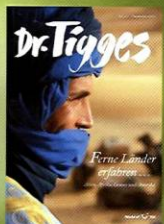
Die altamerikanischen Reiche: 2600 v. Chr. bis 1600 n. Chr.



Dr. Tigges

Meine Sicht des Reisens...

Peter Thomas, Hochheim
(Dr. Tigges Kunde aus Leidenschaft)



Neu!

» Den Blick in fremden Ländern für das Wesentliche schärfen, Details am Rande des Geschehens zu fokussieren – das gelingt mir am Besten auf einer Dr. Tigges Studienreise. An der Seite des Dr. Tigges Reiseleiters erfahre ich dabei viel über Land und Leute, sehe gezielt hinter die Kulissen und nehme unvergessliche Eindrücke mit nach Hause.« Wenn Sie auf Reisen noch das

Besondere suchen, dann erleben Sie die Welt von Dr. Tigges in zwei spannenden Studienreisekatalogen und, jetzt ganz neu, im Dr. Tigges Sprachreisenkatalog. Alle bekommen Sie in führenden Reisebüros. Oder unter 0431-54460 sowie www.DrTigges.de!



Liebe Leserin, lieber Leser

Wäre man zynisch, könnte man sagen, sie hatten einander verdient: Hernando Cortés, der Konquistador aus Spanien, der in Mesoamerika ein Völkersterben auslöste, und der Azteke Montezuma II., der Tyrann an der Spitze des wohl bluttrübsigsten Regimes jener Zeit.

Am 8. März 1519 trafen die beiden in der Azteken-Hauptstadt Tenochtitlán aufeinander. Cortés wurde von gut 400 Soldaten und mehreren tausend indianischen Verbündeten begleitet, hinter Montezuma standen hunderttausend kampferprobte Krieger. Und das Unglaubliche geschah: Cortés gelang es in einem Handstreich, den Azteken-Herrscher gefangen zu nehmen – angeblich, weil der die Weißen für Wiedergänger mächtiger Götter hielt und deshalb wie gelähmt war.

Fast auf den Tag genau 13 Jahre später, am 16. November 1532, wiederholten sich die Ereignisse um den Fall des Azteken-Reiches auf bizarre Weise in den Bergen Perus: 168 Soldaten um den spanischen Hauptmann Francisco Pizarro überrumpelten mehrere zehntausend Inka-Kämpfer und nahmen

in einer halsbrecherischen Aktion König Atahualpa gefangen. Auch hier führte die Festnahme des gottgleichen Monarchen zum Zusammenbruch des gesamten Herrschaftsapparats.

Damit war der Untergang der altamerikanischen Reiche besiegelt. Schon bald herrschten die Spanier über große Teile Mittel- und Südamerikas und plünderten die Schatzkammern der Azteken und Tarasken, Mixteken und Totonaken, Maya und Inka. Sie raubten, vergewaltigten und mordeten. Die von ihnen eingeschleppten Pocken sowie Umsiedlung und Ausbeutung entvölkerten schließlich das Land: Lebten in Mexiko um 1490 bis zu 30 Millionen Indianer, so war ihre Zahl vier Generationen später um 90 Prozent gesunken.

Die Hochachtung der Eingliederung für die Kulturen, auf die sie getroffen waren (Cortés schrieb an seinen König, in Spanien existiere nichts Vergleichbares), hielt sie nicht davon ab, eben diese Kulturen systematisch zu zerstören. Tenochtitlán ging in Flammen auf, Artefakte von unschätzbarem Wert wurden geraubt und eingeschmolzen, ganze Völkerschaften versklavt. Ein Teil des Weltkulturerbes fiel in jenen Jahren der europäischen Gier zum Opfer – nicht zuletzt auch die ungemein bildstarke Geschichtsschreibung mancher Indianervölker und deren Wissen um hochkomplexe landwirtschaftliche Techniken.

Ein wenig von dem, was damals der Vernichtung entgegen ist, präsentieren wir in diesem Heft. Um gemeinsam mit Ihnen über die Vielfalt der altindianischen Kulturen zu staunen – und zu trauern über deren Verlust.

Herzlich Ihr

Michael Schaper
Michael Schaper



Das GEOPOCHE-Team (von links nach rechts): Christian Garglerle, Cay Rademacher, Jürgen Brüggemann, Anja Herold, Johannes Dönges, Stefanie Peters, Olaf Mischer, Ursula Arens, Matthias Grissen und Jens-Rainer Berg

GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 040/37 03 23 32, Telefax: 040/37 03 56 48

E-Mail: briefe@ggo.de

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

ABONNEMENT DEUTSCHLAND Jahres-Abonnement: 27,60 €

Bestellwegen:

Gruener + Jahr AG & Co KG

GEO-Kundenservice

20080 Hamburg

Telefon: 01805/8618003

(12 Cent/Min.)

Telefax: 01805/8618002

(12 Cent/Min.)

E-Mail: geo-service@gjuj.de

ABONNEMENT ÖSTERREICH

GEO-Kundenservice

Postfach 5, A-6940 Wulfrath

Telefon: 0820/10 80 85

Telefax: 0820/10 80 86

E-Mail: geo@abo-service.at

ABONNEMENT ÜBRIGES LANDE

GEO-Kundenservice, Postfach, CH-6002 Luzern

Telefon: 0041-41/329 22 20, Telefax: 0041-41/329 22 04

E-Mail: geo@leserservice.ch

BESTELLADRESSE FÜR

GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.

DEUTSCHLAND

GEO-Versand-Service

Werner-Haas-Straße 5

71172 Neckarsulm

Telefon: 01805/06 20 00

(12 Cent/Min.)

Telefax: 01805/06 20 00

(12 Cent/Min.)

E-Mail: service@gjuj.com

SCHWEIZ

GEO-Versand-Service 50/001

Postfach 1002

CH-1240 Genth 42

ÖSTERREICH

GEO-Versand-Service 50/001

Postfach 5000

A-1150 Wien

BESTELLUNGEN PER TELEFON UND FAX FÜR ALLE LÄNDER

Telefon: 0049-1805/06 20 00, Telefax: 0049-1805/06 20 00

E-Mail: service@gjuj.com

VERSUNKENE STÄDTE

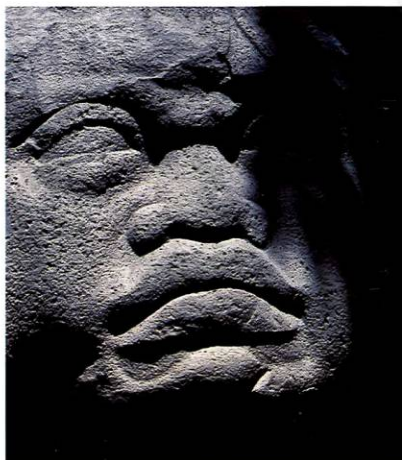
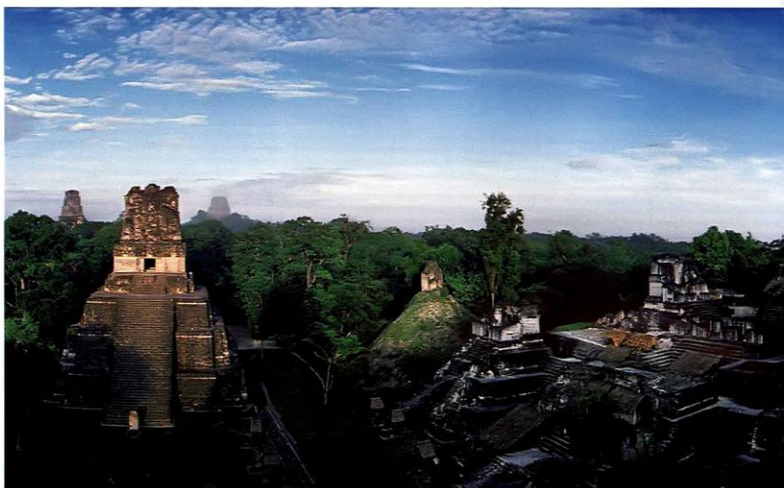
Die Indianer Meso- und Südamerikas schufen Pyramiden, so beeindruckend wie die Ägyptens, und Metropolen, so prächtig wie Rom. Ihre nach dem Lauf der Gestirne ausgerichteten Bauten, etwa die Tempel der Maya-Stadt Tikal, sind steinerne Chiffren eines magischen Kosmos.

Seite 6

ENTDECKER

Gerüchte von verwunschenen Palästen locken im 19. Jahrhundert Forscher, Abenteurer und Fotopioniere in die Neue Welt. Im Urwald Mesoamerikas und in den Anden stoßen sie auf Orte wie Palenque, die seit Jahrhunderten verlassen sind.

Seite 86



DAS ENDE DER MAYA

Dutzende Stadtstaaten bildeten sich um 300 v. Chr. auf der Halbinsel Yucatán. Ihre Herrscher führten Kriege ums Land – und lassen sich in Wandmalereien feiern. Doch dann erlischt die Kultur der Maya. Weshalb, ist bis heute nicht endgültig geklärt.

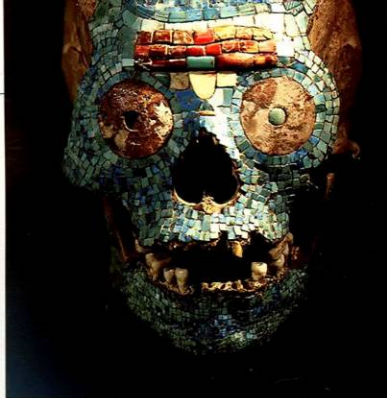
Seite 52



GIGANTEN IM REGENWALD

Sie errichteten tonnenschwere Kolossalköpfe, trieben Fernhandel und gründeten im Tiefland Mexikos um 1200 v. Chr. ihr erstes Zereemonialzentrum: Die Olmeken entwickelten die früheste Hochkultur Mesoamerikas. Waren sie auch das Vorbild für alle anderen Völker der Region?

Seite 38



KARRIERE EINES KILLERS

Um 1100 n. Chr. greift ein Priestersohn nach dem Thron von Tlilantongo. Er verstößt damit gegen die Tradition der Mixteken, zu deren Riten es unter anderem gehört, Totenschädel kostbar zu verzieren. Aber er hat Erfolg.
Seite 78



DIE METROPOLE IM SEE

Pyramiden krönen Tenochtitlán, die Kapitale der Azteken. Und die Stadt hat Durst. So lässt sich König Ahuitzotl im Jahre 1499 hinreißen, durch einen mächtigen Kanal Quellwasser in die Hauptstadt zu leiten. Ein folgenschwerer Fehler.
Seite 96

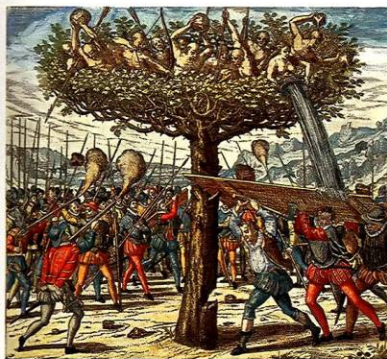
ANDENGOLD

Gier nach Edelmetall hat die Konquistadoren angetrieben. Was vor deren Schmelzöfen gerettet werden konnte, wie das Emblem der Tolima aus Kolumbien, kündigt noch heute von der Perfektion der indischen Goldschmiede.
Seite 126



DER FALL DES INKA

Von Cuzco aus gebietet der »Sohn der Sonne« über ein Riesenreich mit neun Millionen Untertanen. Dennoch gelingt es gerade mal 169 Spaniern, das Inka-Imperium 1533 zu zerschlagen – dank ihrer besseren Waffen und ihrer Skrupellosigkeit.
Seite 148



Indianische Stätten: Im Reich des Sonnengottes	6
Caral: Die erste Stadt Amerikas	24
Olmeken: Kolosse im Regenwald	38

MAYA	
Copán: Glanz und Niedergang der Maya	52
Kollaps: Götterdämmerung auf Yucatán	62
Schrift: Das Rätsel der Glyphen	64
Religion: Der Kosmos der Maismenschen	66
Kalender: Die Magier der Zeit	73
Mixteken: Karriere eines Killers	78

Entdecker: Expeditionen zu versunkenen Orten	86
AZTEKEN	
Tenochtitlán: Die Metropole im See	96
Heiliger Ort: Teotihuacán – Stadt des Lichts	112
Spanische Herrschaft: Der Ketzer von Mexiko	114

Nasca: Zeichen für den Himmel	120
Kunstschätze: Das Gold der Anden	126
INKA	
Cuzco: Der Triumph des Weltenwanders	136
Mumien: Ein Kind für die Götter	146
Konquistadoren: Francisco Pizarro – der Sieg des Desperados	148


Indianer heute: Auf der Suche nach dem verlorenen Erbe	168
Zeitläufte: Daten, Fakten, Karten	
Mesoamerika	170
Südamerika	173
Vorschau: 8. Mai 1945 – Das Kriegsende	178
Impressum:	3
Fotohinweise:	178

Titelbild: Totenmaske eines Edlen aus dem Lambayeque-Tal, Peru, um 1000 n. Chr., Museo Brüning Lambayeque, Mireille Vautier	
--	--

Redaktionsschluss: 5. November 2004

Die in diesem Heft verwendete Schreibweise indischer Wörter wurde im 16. Jahrhundert von den Konquistadoren entwickelt. Davon ausgenommen sind geläufige Namen – etwa Montezuma anstelle von Moctezuma. Da etwa die Mixteken ihr Geburtsdatum im Personennamen trugen, wurden die Ziffern hier zur Unterscheidung von Kalendardaten ausgeschrieben. Die Codices (Handschriften) sind nach dem Auftraggeber (etwa Codex Mendoza), dem Erstbesitzer oder dem Aufbewahrungsort benannt. Zitate werden in der heutigen Rechtschreibung wiedergegeben. Zurechnungen sind nicht kenntlich gemacht worden.

INDIANISCHE STÄTTEN

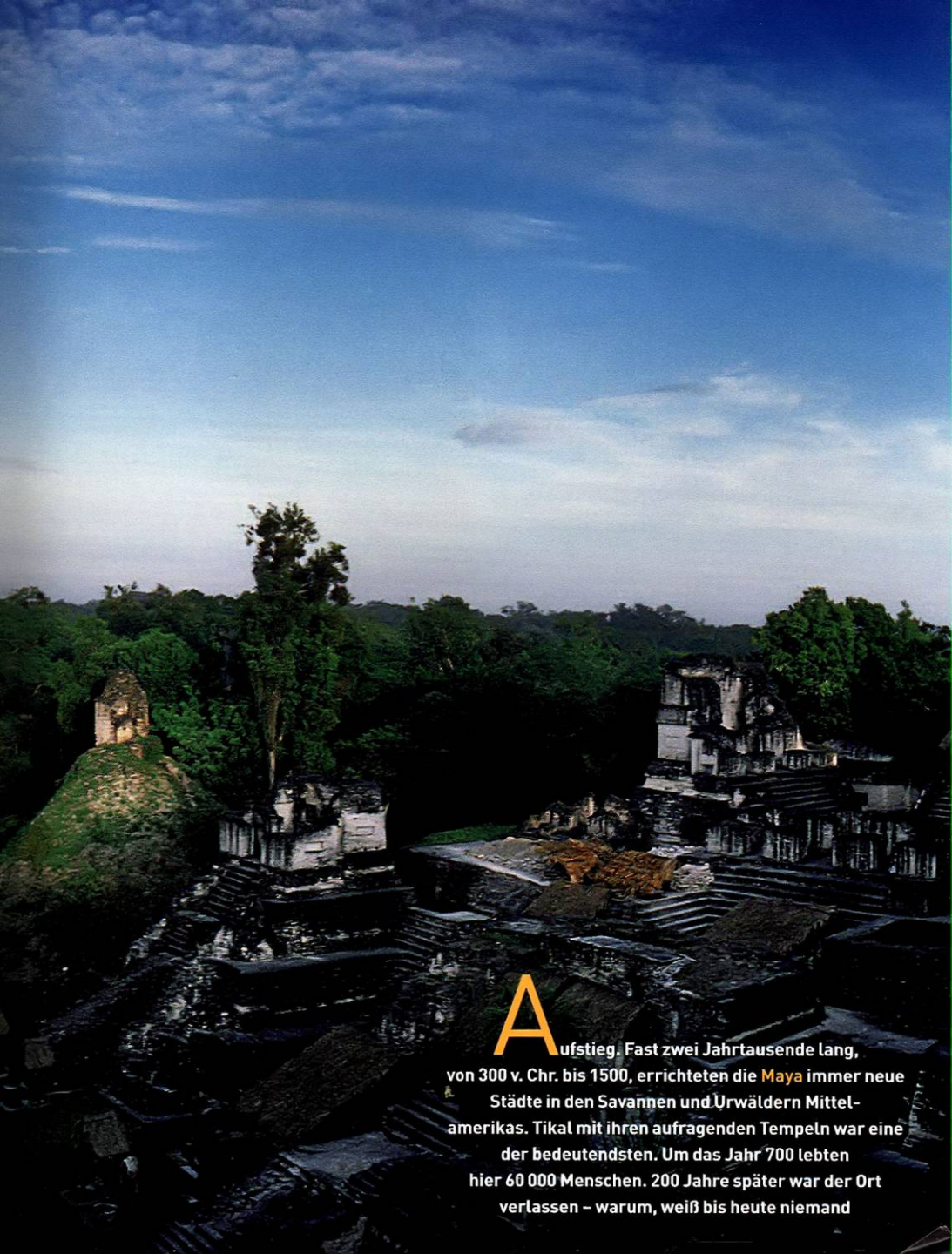


Im Reich des Sonnengottes



Versunken ist die Welt der Indianer Süd- und Mesoamerikas, der gewaltigen Könige und Städtegründer, der menschenopfernden Priester und Sternendeuter. Sie verehrten die Sonne, schufen Pyramiden, so alt wie die Ägyptens, und Städte, so prachtvoll wie Rom. Geblieben sind Mythen, rätselhafte Berichte – und Monumente als steinerne Chiffren eines magischen Kosmos, wie dieser um 800 n. Chr. von den Maya im mexikanischen Chichén Itzá errichtete Tempel





Aufstieg. Fast zwei Jahrtausende lang, von 300 v. Chr. bis 1500, errichteten die Maya immer neue Städte in den Savannen und Urwäldern Mittelamerikas. Tikal mit ihren aufragenden Tempeln war eine der bedeutendsten. Um das Jahr 700 lebten hier 60 000 Menschen. 200 Jahre später war der Ort verlassen – warum, weiß bis heute niemand





Opfer. Um die Götter am Leben zu erhalten, musste menschliches Blut fließen: Vor dem Tempel der Krieger in Chichén Itzá ruht der *chac mool*, ein Opfertisch in Männergestalt. Auf solche Altare legten die **Tolteken**, deren Reich von 900 bis 1150 im heutigen Mexiko blühte, ihre Gaben: abgeschlagene Köpfe von Feinden. Oder Herzen, die sie Gefangenen aus der Brust gerissen hatten





M

acht. Den weit über 10 000 Quadratmeter großen, von einem Turm bekrönten Palast von Palenque ließ Fürst Pacal (603–683) errichten. Mit diesem Herrscher, der Künstler und Architekten förderte wie keiner vor ihm, begann das goldene Zeitalter der Maya-Kultur

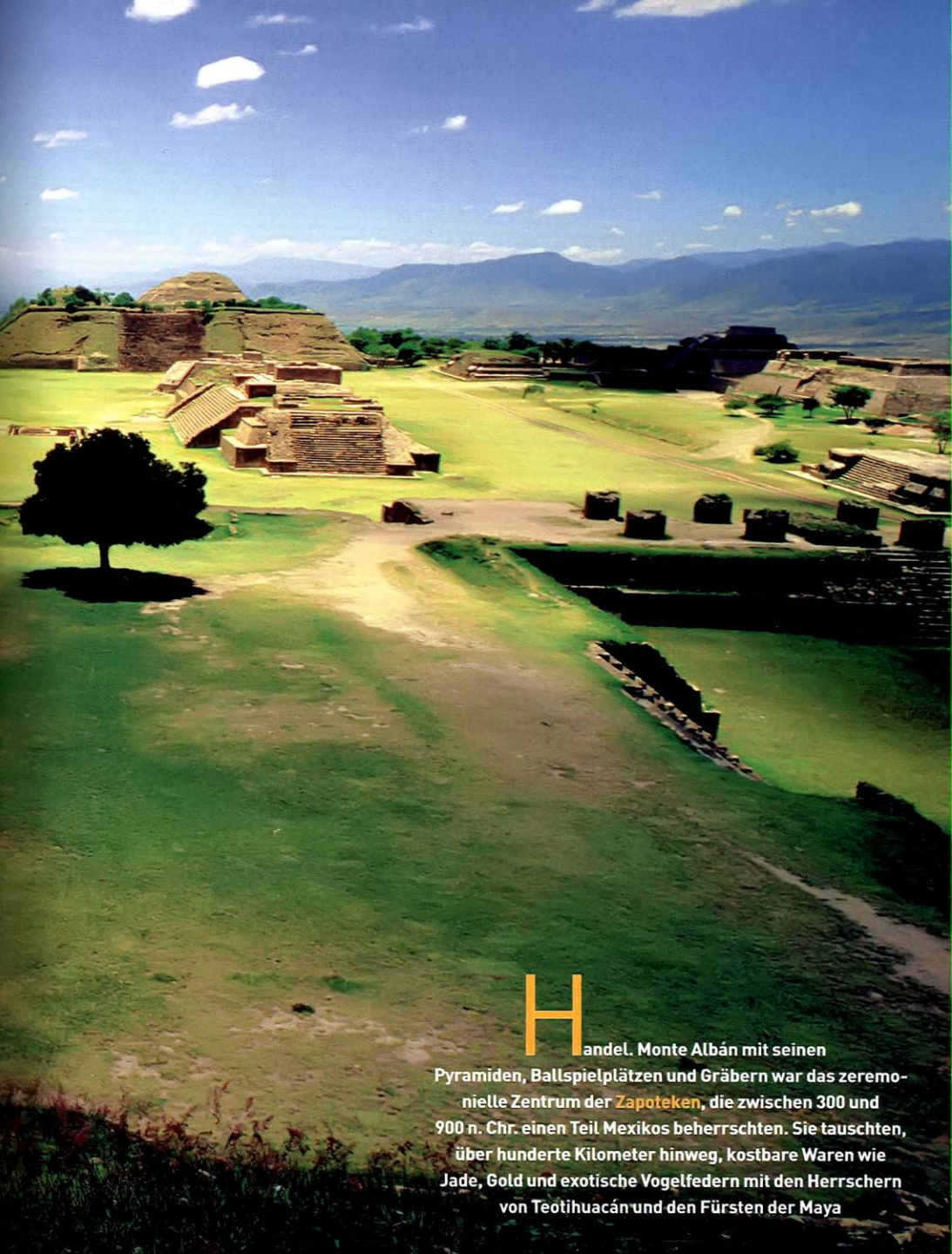
An aerial photograph of a lush green landscape, likely in the Yucatán Peninsula of Mexico. The terrain is characterized by terraced fields and numerous small, scattered trees. The overall scene is vibrant and verdant, with varying shades of green dominating the palette. The perspective is from a high angle, looking down on the land.

G

ründer. Als in Europa um 460 v. Chr. die klassische Epoche Athens anbrach, blühte im Süden Mexikos bereits seit mehr als einem halben Jahrtausend eine der frühesten Hochkulturen Amerikas: die der **Olmeken**. Das rätselhafte Volk verschwand um die Zeitenwende und hinterließ riesige Basaltköpfe, kunstvolle Skulpturen – sowie bizarr überwucherte Städte wie Laguna de los Cerros, die noch immer nicht ausgegraben sind

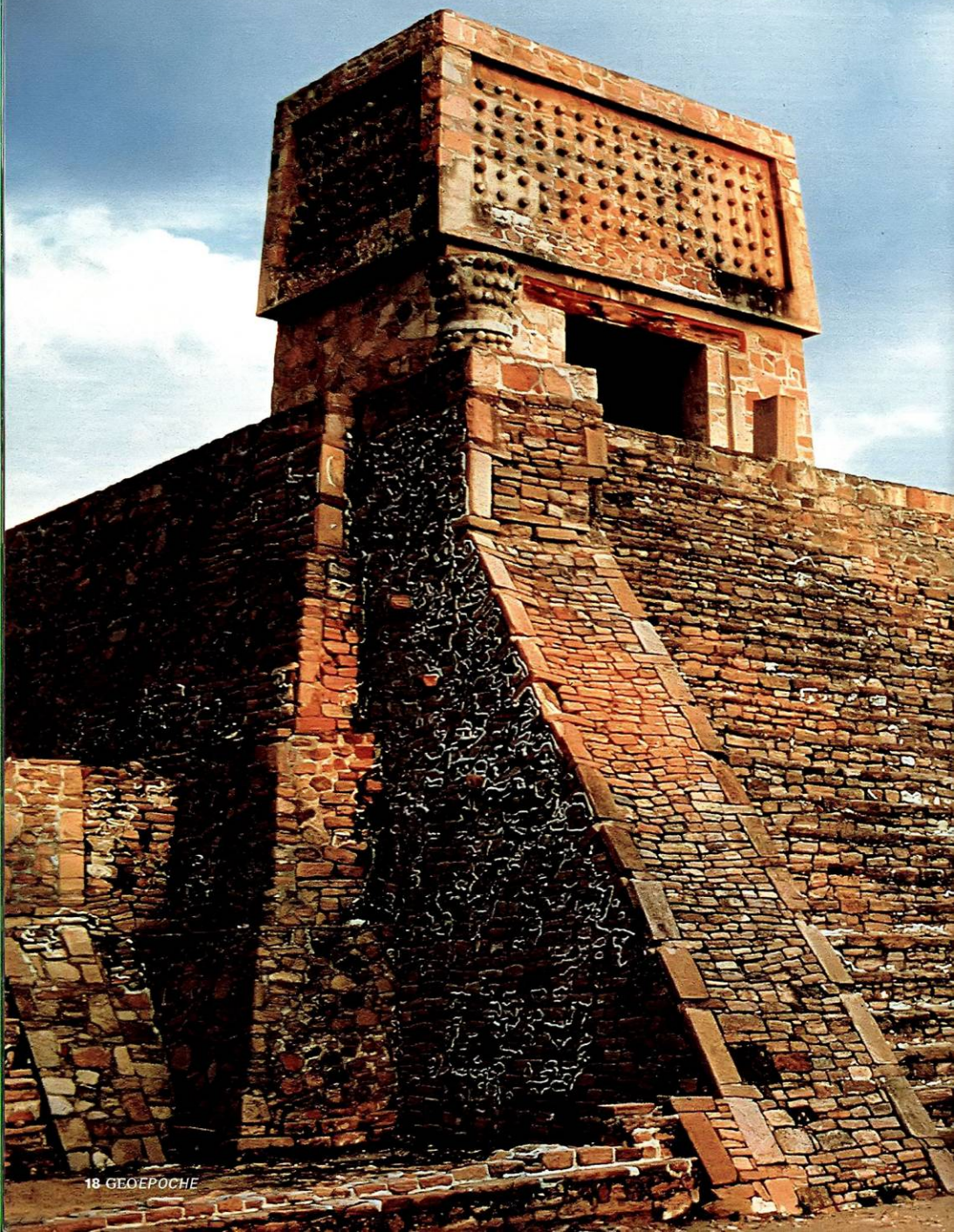


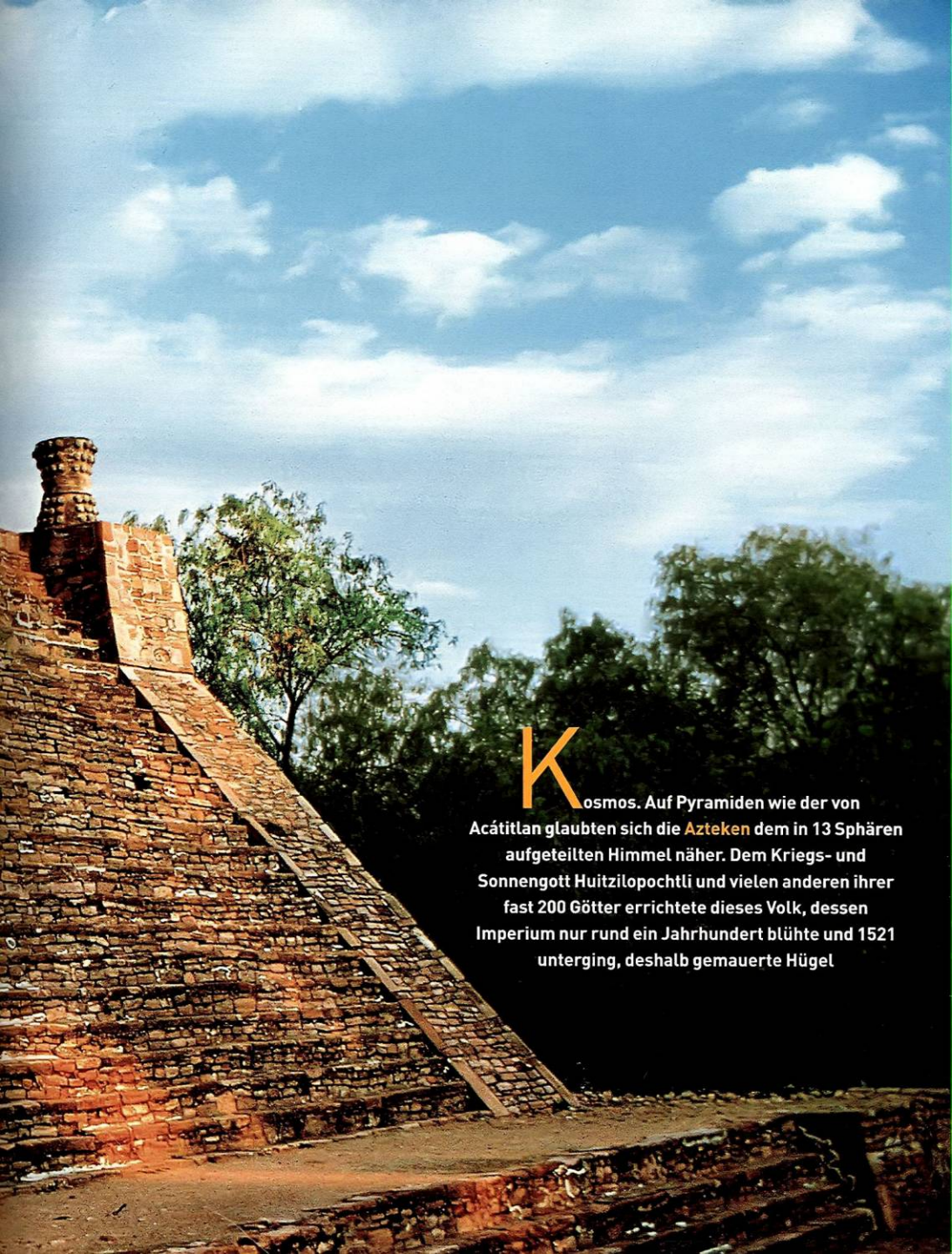




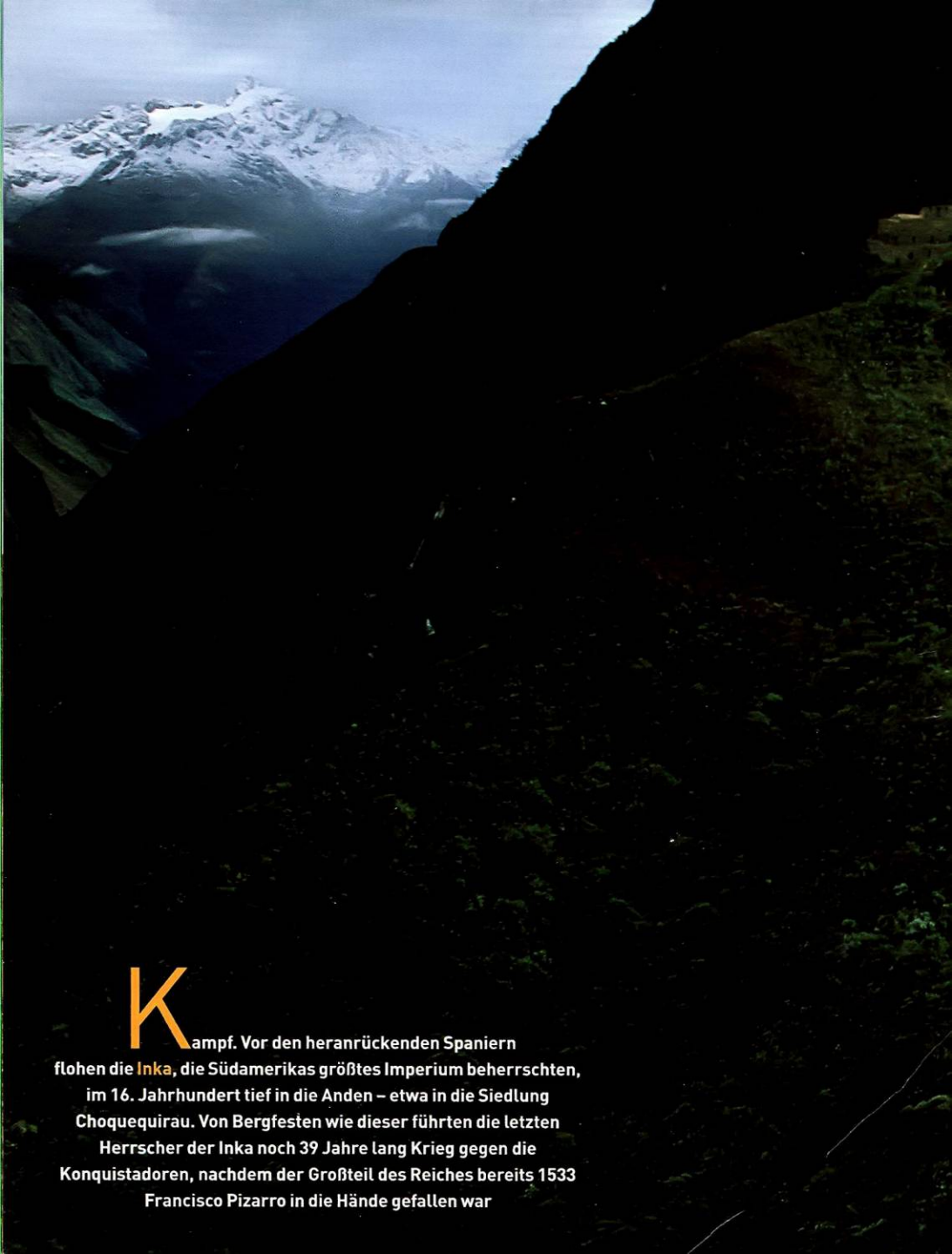
H

andel. Monte Albán mit seinen Pyramiden, Ballspielplätzen und Gräbern war das zeremonielle Zentrum der **Zapoteken**, die zwischen 300 und 900 n. Chr. einen Teil Mexikos beherrschten. Sie tauschten, über hunderte Kilometer hinweg, kostbare Waren wie Jade, Gold und exotische Vogelfedern mit den Herrschern von Teotihuacán und den Fürsten der Maya





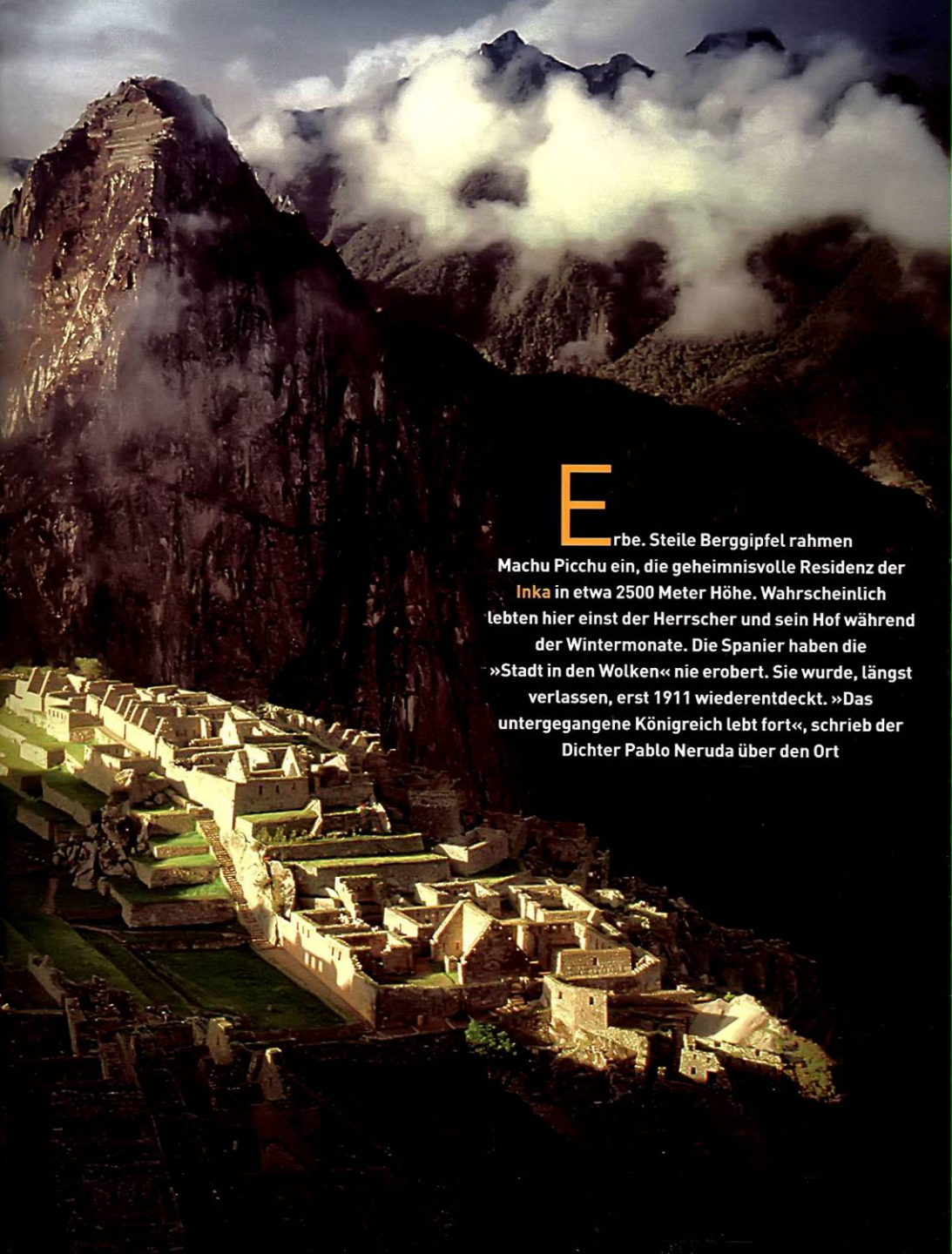
Kosmos. Auf Pyramiden wie der von Acátitlan glaubten sich die **Azteken** dem in 13 Sphären aufgeteilten Himmel näher. Dem Kriegs- und Sonnengott Huitzilopochtli und vielen anderen ihrer fast 200 Götter errichtete dieses Volk, dessen Imperium nur rund ein Jahrhundert blühte und 1521 unterging, deshalb gemauerte Hügel



Kampf. Vor den heranrückenden Spaniern flohen die **Inka**, die Südamerikas größtes Imperium beherrschten, im 16. Jahrhundert tief in die Anden – etwa in die Siedlung Choquequirau. Von Bergfesten wie dieser führten die letzten Herrscher der Inka noch 39 Jahre lang Krieg gegen die Konquistadoren, nachdem der Großteil des Reiches bereits 1533 Francisco Pizarro in die Hände gefallen war







Erbe. Steile Berggipfel rahmen Machu Picchu ein, die geheimnisvolle Residenz der Inka in etwa 2500 Meter Höhe. Wahrscheinlich lebten hier einst der Herrscher und sein Hof während der Wintermonate. Die Spanier haben die »Stadt in den Wolken« nie erobert. Sie wurde, längst verlassen, erst 1911 wiederentdeckt. »Das untergegangene Königreich lebt fort«, schrieb der Dichter Pablo Neruda über den Ort



Amphitheater aus der Frühzeit: Einer der runden Plätze Carals, auf denen einst vielleicht den Göttern gehuldigt wurde

Die erste Stadt Amerikas

Nicht nur über die Beringstraße, sondern von jenseits des Pazifik, ja vielleicht gar aus Europa kamen vor Zehntausenden Jahren Menschen auf den Doppelkontinent. Ihre Nachfahren errichteten um 2600 v. Chr. in der peruanischen Wüste geheimnisvolle runde Plätze, Tempelpyramiden, Paläste: eine Stadt. Mit dieser ältesten Metropole der Neuen Welt begann die Blüte indianischer Hochkulturen

Dies ist die Geschichte zweier ungewöhnlicher Reisen. Eine Reise fand vor Jahrtausenden statt. Sie führte um die halbe Welt und tief hinein in einen riesigen, menschenleeren Kontinent. Eine Reise über Ozeane und Küsten, zu den Gletschern Alaskas und Wäldern Kanadas, zu den extremen Wüsten und fast unüberwindlichen Andenpässen Perus, zu den Dschungeln des Amazonas und, endlich, zur antarktischen Einöde Feuerlands. Auch die andere Reise führt in Meere oder Einöden, in Sümpfe, Dschungel oder auf Berggipfel. Doch diese zweite Reise ist eine durch die Zeit, eine Spurensuche über 10 000, 15 000, vielleicht sogar 30 000 Jahre hinweg. Und sie findet jetzt statt, in diesem Augenblick.

Es sind zwei Reisen: durch den Raum und durch die Vergangenheit Amerikas.

Amerika, das galt den Konquistadoren und *Founding Fathers*, den Franzosen, Niederländern, den unzähligen

Glücksrittern aus Europa und vielleicht mehr noch ihren Nachfahren, den Nationenbaumeistern der USA, Kanadas, der lateinamerikanischen Staaten, als *virgin soil*, als „unberührtes Land“. Ein Territorium, das sich die Weißen nehmen durften, dessen Ausbeutung sie geradezu als zivilisatorische Pflicht empfanden.

Die Indianer störten diese Selbst einschätzung, die geprägt war von Dünkel und Gier. Also wurden sie besiegt, bestohlen, unterjocht, vertrieben oder ausgerottet. War dies nicht das Recht der Entdecker und Pioniere, der Händler, Farmer, Städtegründer?

Die Weißen raubten den Indianern nicht nur Freiheit und Land, sie zerstörten auch deren Vergangenheit. Jahrhunderte sollten verstreichen, bis, zögerlich im 19., systematisch im 20. und atemberaubend erfolgreich im 21. Jahrhundert, die Nachfahren jener weißen Invasoren gemeinsam mit den Nachfahren der Besiegten wenigstens jene Vergangenheit wieder zu erhellen vermochten.

Sie fanden heraus, dass wahrscheinlich bereits Jahrtausende vor Christoph

Kolumbus Seefahrer der Neuen Welt entgegengefahren waren. Dass Entdecker durch den Kontinent gezogen und Bauern Wüsten, Dschungel und Berg hänge urbar gemacht hatten. Jahrtausende vor dem Panamakanal und der Panamericana hatten Wege beide Amerikas durchzogen. Und Jahrtausende vor New York und Mexico-Stadt waren Amerikas erste Metropolen gegründet worden.

WANN ABER GENAU schufen Indianer diese Leistungen? Und wo? Und kann man überhaupt von „den Indianern“ sprechen?

Ja, man kann: Das zumindest ist das Credo einer inzwischen rund 70 Jahre alten Lehrmeinung.

Nein, man kann nicht: Das ist die Konsequenz mehrerer neuer, aber umstrittener Forschungsprojekte.

Traditionelle Historiker vermuten, dass Amerika im Verlauf einer epischen Wanderung von den Menschen erschlossen wurde. Zwar lag der amerikanische Doppelkontinent verborgen hinter den schier unüberwindlichen pazifischen und atlantischen Ozeanen.



Schroffer Lebensraum: Im Tal des Rio Supe, rund 200 Kilometer nördlich von Lima, grenzt fruchtbares, doch mückenverseuchtes Tiefland unmittelbar an öde Wüste. An diesem Ort erbaute vor mehr als 4500 Jahren ein unbekanntes Volk Paläste und künstliche Hügel – die nun von Archäologen erkundet werden

Doch einen weltgeschichtlichen Wimpernschlag lang habe sich eine Brücke nach Amerika geöffnet – während der letzten Eiszeit.

In den riesigen Gletschern jener Epoche war so viel Wasser gebunden, dass der Meeresspiegel bis zu 100 Meter niedriger lag als heute. Damals tauchte in der Beringsee eine Landbrücke zwischen Sibirien und Alaska aus den Fluten. Diese Verbindung allerdings war lange blockiert von eben jenen Gletschern, denen sie ihr Entstehen zu verdanken hatte.

Dann jedoch öffnete sich diese Barriere aus Eis: Es wurde wärmer, die

12 000 Jahre. Und, zweitens, alle amerikanischen Steinzeitmenschen müssten ostasiatischen Völkern ähneln.

Doch genau diese beiden Annahmen lassen sich heute kaum noch aufrecht erhalten.

DIE BAJA CALIFORNIA ist ein Wüstenfinger im Meer: eine rund 1200 Kilometer lange, maximal 150 Kilometer breite Halbinsel, die wie ein gigantischer Pier einige Meilen längs vor der mexikanischen Pazifikküste liegt. Ein Reich der Felsenhöhlen und Kakteen, im Sommer über 40 Grad heiß, umspült von fischreichen Meeresströmungen.



In Caral entdeckte verzierte Flöten aus Knochen und Ton – Relikte einer Kunst, deren rituelle Bedeutung niemand mehr kennt

Nicht bei den Feldern, sondern in der Wüste wurde gebaut

Gletscher schrumpften, das Meer stieg an. Etwa um 10 000 v. Chr. bildete sich ein Korridor zwischen den Gletschern. Dieser Weg blieb für gut zwei Jahrtausende offen, dann war das Eis so weit abgeschmolzen, dass Meereswasser die Landbrücke überschwemmte.

Diese Gelegenheit haben, so das Szenario, kleine Menschengruppen aus Sibirien genutzt, um, wahrscheinlich zufällig, nach Amerika überzusetzen. Dann sei die Verbindung nach Asien wieder abgerissen. Die Nachfahren jener sibirischen Wanderer hätten binnen weniger Jahrhunderte Amerika besiedelt, von den Eiswüsten Alaskas bis zur Einöde Feuerlands, hätten sich aufgespalten in Tausende Stämme und Hunderte Sprachen gesprochen.

Sicherlich ist es so gewesen. Viele Indizien deuten darauf hin – von physischen Ähnlichkeiten der Indianer und Ostasiaten bis hin zu urgeschichtlichen Steinwerkzeugen, die dies- und jenseits der Beringstraße gefunden worden sind.

Dies beweist jedoch lediglich, dass es die Wanderer aus Sibirien gegeben hat. Nicht jedoch, ob sie auch die *ersten* oder die *einzigsten* Pioniere in Amerika waren.

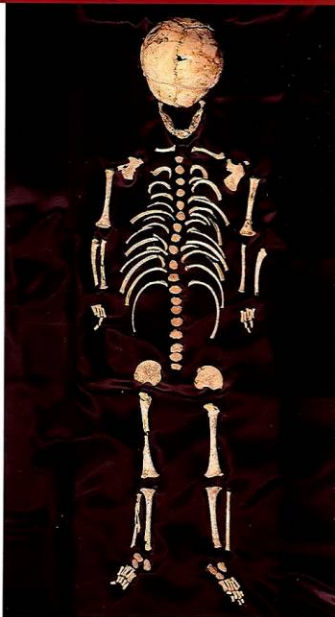
Zwei weitere Indizien müssten dies zumindest stützen: Es dürften, erstens, nirgendwo in Amerika menschliche Reste gefunden werden, die älter sind als

Spanische Missionare, die sich hier im 17. und 18. Jahrhundert niederließen, fanden rund 40 000 bis 50 000 Menschen vor, verteilt auf vier große Stammesgruppen. Den Mönchen fiel auf, dass die Pericue, der Stamm ganz im Süden, anders war als alle anderen Indianer: Die Menschen waren größer, ihre Schädel waren länglich, die Gesichter schmal – während die Köpfe der Indianer runder, ihre Gesichter breiter sind.

Die Spanier hatten in ihrem weit gespannten Imperium Menschen mit dieser Physiognomie durchaus schon gesehen: in Melanesien und Südostasien.

Die Pericue starben wohl noch im 18. Jahrhundert aus, hingerafft von eingeschleppten Seuchen der Weißen. Geblieben von ihnen sind neben den Berichten der Missionare nur einige Bilder, die sie an Höhlenwände geworfen hatten, sowie Steinwerkzeuge, verzierte Muscheln und Perlen. Und 27 uralte Skelette, eingebettet in vulkanischer Asche, irgendwann geborgen und heute aufbewahrt im Anthropologischen Nationalmuseum von Mexiko-Stadt.

Silvia Gonzalez, eine mexikanische Anthropologin, die an der John Moores University in Liverpool forscht, hat vier andere altamerikanische Skelette datieren und deren DNS untersuchen können. Am 6. September 2004 verkündete sie



Das Skelett eines Kleinkindes ist eine der wenigen bis heute geborgenen Leichen. Vielleicht wurde das Kind den Göttern geopfert im Tal des Río Supe





An dieses auf zwei eckigen Terrassen errichtete Heiligtum wurde ein großer, amphitheaterähnlicher Platz angefügt. In dem kleinen Steinkreis vor den Tempeln loderte ein Opferfeuer. Im Hintergrund ragen die Reste noch größerer Anlagen auf. Welche Götter hier einst verehrt worden sind, können die Archäologen noch nicht sagen

ihre Ergebnisse: Die Ahnen der Pericue stammen aus Südostasien oder dem australisch-melanesischen Raum. Und sie sind mit der nach ihrem mexikanischen Fundort Peñon Woman III genannten Frau, die um 8700 v. Chr. gestorben ist, verwandt.

Es waren aber nicht Aborigines, die von Australien aus irgendwie die gewaltige Leere des Pazifiks überwunden hätten und in Mexiko gelandet wären. Vielmehr vermutet Silvia Gonzalez – und

Ainu die letzten Vertreter jener Frühzeit-Pioniere. Wahrscheinlich sind sie, so Silvia Gonzalez, entlang der asiatischen und dann der amerikanischen Pazifikküsten mit einfachen Booten vorgezogen. So mögen sie binnen weniger Generationen große Distanzen zurückgelegt haben.

Mit den Ainu scheint Peñon Woman III jedenfalls nah verwandt zu sein. Mit ihnen weist auch der so genannte „Kennewick Man“ große Ähnlichkeiten

wurde, rechnet der brasilianische Anthropologen Walter Neves ebenfalls australisch-südostasiatischen Völkern zu. Sie starb wohl um 9500 v. Chr.

Die Spur, die in den südostasiatisch-pazifischen Raum weist, ist dabei nur die zurzeit am heftigsten diskutierte unter einigen Alternativrouten nach Amerika. Mehrere Funde von Menschen oder menschlichen Hinterlassenschaften wie Steinwerkzeugen werden, von Südchile bis Alaska, auf älter als jenes

Die größten Monumente waren die Tempel der Götter

manche Fachkollegen folgen ihr darin bereits –, dass es sich dabei um jenes Volk aus Südostasien handelt, aus dem sich in späteren Jahrhunderten auch Melanesier und Polynesier entwickelten. Die meisten Wissenschaftler sehen in den heute im Norden Japans lebenden

auf: ein sehr gut erhaltenes Skelett, das 1996 im US-Staat Washington gefunden worden ist. Der Mann starb vor rund 8400 Jahren – und ist mit keinem Indianervolk verwandt. Und „Luzia“, ein weibliches Skelett, das bereits 1975 nördlich von Rio de Janeiro entdeckt

„Grenzjahr“ 10000 v. Chr. datiert, in einem Fall gar auf 33000 v. Chr. (Allerdings sind alle Datierungen unter Forschern heftig umstritten.) Und manche Relikte, steinerne Pfeilspitzen etwa, deuten an, dass auch Westeuropäer vor vielleicht 15000 Jahren – möglicherweise entlang der Grenzen der den Nordatlantik bedeckenden Gletscher – bis nach Amerika gelangt sein könnten.

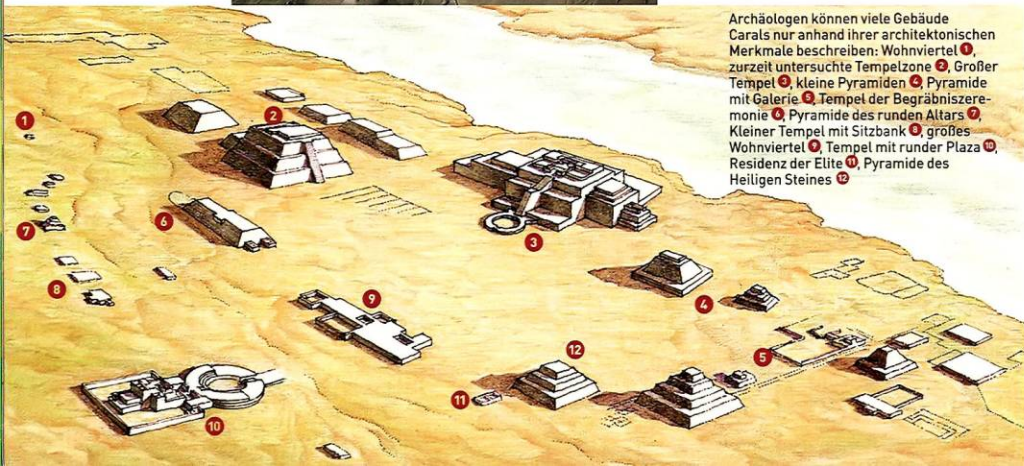
Drei bis zu 40 Meter durchmessende und drei Meter tief in den Boden gegrabene runde Plätze haben die Menschen von Caral geschaffen. Vielleicht waren es die Räume für kultische Zeremonien – in einem der Plätze haben Forscher verzierte Fliesen gefunden



SICHER IST HEUTE NUR DIES: Spätestens um 9000 v. Chr. ist Amerika von Nord bis Süd besiedelt, ob nun von den Nachfahren eines oder mehrerer Pioniervölker. Für Jahrtausende werden sie sich fortan relativ unbeeinflusst vom Rest der Menschheit entwickeln.

In dieser Isolation gelangen den Indianern gewaltige zivilisatorische Sprünge

Archäologen können viele Gebäude Carals nur anhand ihrer architektonischen Merkmale beschreiben: Wohnviertel ①, zurzeit untersuchte Tempelzone ②, Großer Tempel ③, kleine Pyramiden ④, Pyramide mit Galerie ⑤, Tempel der Begräbniszereemonie ⑥, Pyramide des runden Altars ⑦, Kleiner Tempel mit Sitzbank ⑧, großes Wohnviertel ⑨, Tempel mit runder Plaza ⑩, Residenz der Elite ⑪, Pyramide des Heiligen Steines ⑫



– vor allem in Meso- und Südamerika. Jenen Regionen also, in denen einmal Olmeken, Maya, Inka, Azteken und andere Kulturen blühen werden. Zwar ist Nordamerika nicht vollständig vom Süden abgeschnitten, doch die Wüsten im heutigen mexikanisch-amerikanischen Grenzgebiet wirken wie eine Barriere, die nur selten durchbrochen wird.

Mais etwa, die bei weitem wichtigste Nahrungspflanze des Doppelkontinents, stammt wahrscheinlich als Wildform aus Mittelamerika. Dort wurde sie um 5000 v. Chr. erstmals kultiviert, von dort aus verbreitet sie sich nach Süden und, mit einiger Verzögerung, auch nach Norden.

Indianische Bauern lernen, Kürbisse und Bohnen zu züchten. Und sie sind die ersten Menschen, die Kartoffeln anbauen und Tomaten, Kakao und Koka – Nutzpflanzen, die ursprünglich nur in Amerika vorkommen.

Um Anbauflächen zu vergrößern, terrassieren die Menschen Berghänge in den Anden und in Mexiko, graben kilometerlange Kanäle durch Wüsten (die zum Teil heute noch Felder bewässern), schichten in Seen Humus zu künstlichen Inseln auf oder legen Dämme in Flussbetten an.

Und das alles leisten sie mit Muskelkraft. Auf anderen Kontinenten werden Lasten bereits von Pferden und Eseln, von Ochsen, Kamelen oder gar Elefanten geschleppt. Werden Fleisch, Milch, Eier, Leder, Fell, Federn, Wolle von domestizierten Tieren geliefert. Werden Rinder, Schweine, Schafe und Ziegen gehütet, werden Hühner, Enten und Gänse gehalten.

In den Anden zähmen Indianer nur das Lama – das weniger schleppen kann als ein kräftiger Mensch. Zudem züchten sie Hunde und Truthähne als Fleischlieferanten. Keine andere Tierart in Amerika ist domestizierbar.

Die Indianer sind trotz dieses Mangels erfolgreich. Langsam, im Laufe von Jahrhunderten, werden ihre Dörfer größer. Sie lernen, in Wüsten und Hochgebirgen, in tropischen Sümpfen und im Schatten aktiver Vulkane zu siedeln.



Funde von Artefakten deuten darauf hin, dass Amerika während der letzten Eiszeit vor etwa 12 000 Jahren von mehreren Menschengruppen besiedelt worden ist. Sicher von Jägern über die damals nicht überflutete Beringstraße. Dazu wahrscheinlich auch von Südasiaten, die entlang der Küsten oder über den Pazifik anlangten. Und vielleicht von Europäern, die über Grönland kamen

Und zu einer Zeit, da in Ägypten die Pyramiden errichtet werden, gelingt auch ihnen ein gewaltiger zivilisatorischer Sprung.

Die Erfindung der Stadt.

WELCHER ORT WÄRE für den Bau einer Stadt ungünstiger als das Tal des Río Supe in Peru? Über der feuchten Niederung, knapp 200 Kilometer nördlich der peruanischen Hauptstadt Lima, stehen Millionen Moskitos. Gleich nebenan ist der Boden grau, trocken, fast leblos: Wüste. Im Osten die eisigen Gipfel der Anden, im Westen der Pazifik. Und doch ist hier, wo die Wüste auf die sumpfige Niederung trifft, glaubt man

Archäologen, um 2600 v. Chr. oder noch früher Amerikas erste Metropole entstanden: Caral.

In dieser Zeit geben die Menschen im Tal des Río Supe und in drei wenige Kilometer entfernten, parallel verlaufenden Nachbärtälern ihr dörfliches Leben auf. Archäologen haben bislang 24 Plätze freigelegt, die komplexer sind als archaische Siedlungen.

Caral, 110 Hektar groß, ist nicht der älteste, wohl aber der bedeutendste von ihnen: Die Ruinen liegen 23 Kilometer von der pazifischen Küste entfernt. Die peruanische Archäologin Ruth Shady Solís, seit vielen Jahren verantwortlich für die Erforschung der hier gefundenen





Raffiniertes Opferfeuer: Unterirdische Leitungen führen frische Luft bis zum Zentrum des kreisförmigen Altars. Nur dank dieser Konstruktion konnten dort schwer brennbare Opfergaben wie Muschelschalen, die aus dem 23 Kilometer entfernten Meer herangeschafft wurden, zu Asche vergehen

Carals Einwohner, das beweisen viele Funde, betrieben einen gut organisierten Handel. Von der Pazifikküste etwa bezogen sie Fische und Muscheln. Steine wurden von Männern mit Tragnetzen wie diesen von weit her herangeschafft



Relikte, vermutet, dass sich die wichtigsten Monumente am Verlauf der Gestirne orientieren.

Sechs Tempelberge aus gestampfter Erde erhoben sich einst hier, der größte auf einer Fläche von 160 mal 150 Metern, 18 Meter hoch. Mithilfe der Radiokarbonmethode wurde sein Alter auf 2627 v. Chr. bestimmt. Insgesamt drei *sunken circular plazas*, wie die Forscher sie nennen, stehen davor: runde, an römische Amphitheater erinnernde Plätze, zu denen in den Stein gehauene Treppen führen. Sie sind bis zu drei Meter in den

Häuser aus Schilfrohr und Holz waren mit Lehm verputzt und weiß, grau, beigefarben, rot und gelb bemalt. Einige Meter tiefer – in der „Unterstadt“ – siedelten offensichtlich die weniger privilegierten Einwohner.

Ruth Shady Solís schätzt, dass in Caral zu seiner Blütezeit 3000 Menschen gelebt haben – was manche ihrer Kollegen für übertrieben halten.

Die Menschen aßen, das verraten Spuren in den Ruinen, Bohnen, Kürbisse, Süßkartoffeln, Gurken und Chili. Sie tauschten Fische und Muscheln von den

schen 6000 und 5000 v. Chr. ein namenloses Genie diese Kunst erfunden. In Caral jedoch haben die Forscher keinen Brennofen, keine einzige tönernen Scherbe entdeckt.

Ruth Shady Solís vermutet, dass die Menschen damals ausgehöhlte Kürbisse, die sie im Überfluss anbauten, als Universalgefäße nutzten und schlicht keinen Bedarf daran hatten, relativ komplizierte, schwere und zerbrechliche Töpferwaren herzustellen. (Auch andernorts haben Kulturen freiwillig auf die Keramik verzichtet: Die Vorfahren der Polynesier etwa brannten Tonwaren, doch als die pazifischen Seefahrer daran gingen, die Inseln des Ozeans zu besiedeln, nutzten sie die allgegenwärtigen Kokosnüsse als Gefäße und verlernten die Technik der Töpferei wieder.)

Auch wenn in Caral und seinen Nachbarorten deshalb noch manches fehlt, was alle späteren indigenen Hochkulturen auszeichnet, so muss das Leben vor 4500 Jahren doch schon „städtisch“ gewesen sein. Die Tempelberge etwa verraten, dass die Gesellschaft bereits sehr differenziert gewesen sein muss: Für den größten dieser kultischen Plätze mussten 200 000 Kubikmeter Erde bewegt werden.

Es muss eine Elite – Priester wohl, vielleicht auch Adelige, gar Könige – gegeben haben, die dies geplant und

Priester und Händler lebten in der Stadt – aber keine Töpfer

Untergrund eingegraben und können 40 Meter Durchmesser erreichen.

Zum kultisch-rituellen Komplex Carals gehörte auch ein Altar, dessen Feuerstelle von einem raffinierten, unterirdischen Belüftungssystem mit ausreichend Sauerstoff gespeist wurde, um auf dem Opferbrand selbst Muschelschalen und andere schwer entflammbare Objekte darzubringen. Im Wüstenboden ist ein riesiger Menschenkopf aus Steinen ausgelegt – ein Schädel mit wehendem Haar und offenem Mund.

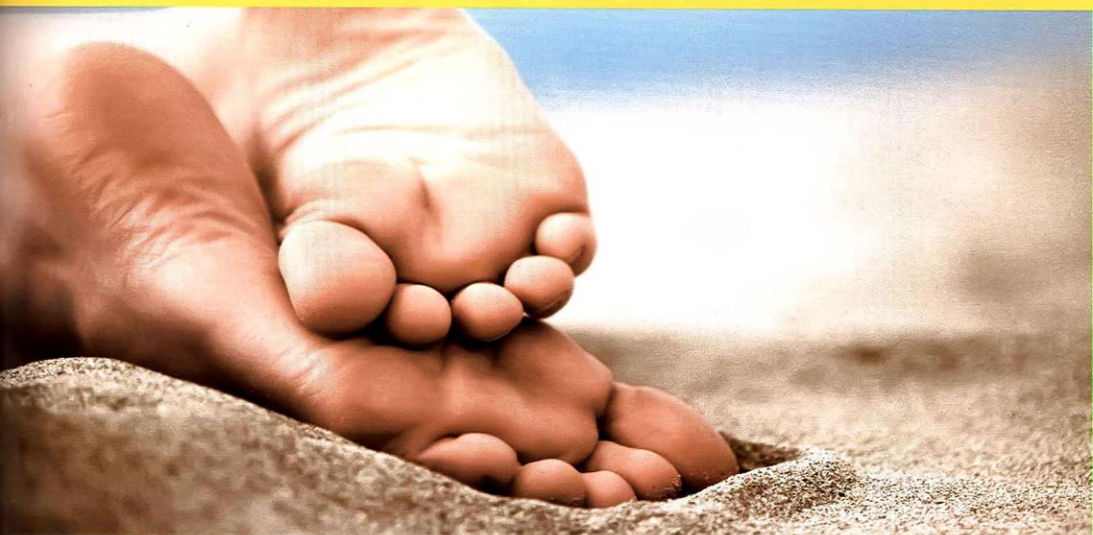
Carals Elite lebte neben den Tempeln in der höher gelegenen „Oberstadt“. Die

Fischern an der Küste ein und lieferten ihnen dafür Schilfrohrmatten für ihre Reusen sowie Baumwolle und ausgehöhlte Kürbisse, die als Schwimmer an den Netzen befestigt werden konnten. Doch niemand in Caral aß Mais, die Universalpflanze der Indianer. Und niemand töpferte.

Keramiken aber – Schüsseln, Teller, Amphoren, Töpfe aus gebranntem Ton – gelten gemeinhin als wichtiger zivilisatorischer Schritt jeder menschlichen Kultur. Wer töpft, kann Vorräte verstauen, Wasser transportieren, kochen. In Südamerika hat irgendwann zwi-

durchgesetzt hat. Eine Elite, die Bauwerke nach den Sternen ausrichtete. Und die demnach auch die Maße besessen hat, den Himmel jahre-, gar jahrzehntelang zu studieren und ihr Wissen weiterzugeben. Eine Elite, die den Göttern opferte. Eine Elite, die so viel Macht hatte, Handwerker und vielleicht auch Bauern und Zwangsarbeiter über lange Zeiträume für Bauarbeiten zu verpflichten.

In einer der Plazas hat Shady Solís 32 Querflöten gefunden, die aus den Flügelhohlknochen von Pelikanen geschaf-



Sie liegen auf Sylt. Ihre Post liegt bei uns.

Sie sind im Urlaub oder längere Zeit nicht zu Hause? Unser **LAGERSERVICE** sammelt Ihre Post bis zu drei Monate. Und wenn Sie wieder da sind, stellen wir Ihnen die gesammelte Post zum vereinbarten Zeitpunkt zu. Einen Auftrag können Sie in jeder Filiale der Deutschen Post oder unter www.deutschepost.de/lagerservice erteilen.

LAGERSERVICE®

Die peruanische Archäologin Ruth Shady Solís am Zugang zu einer der in den Boden eingelassenen versunkenen Plätze Carals. Noch ist ein großer Teil der ältesten Stadt Amerikas nicht erforscht



tem Ton ausgestattet und mit feinsten Reliefs von Menschen, Affen, Vögeln und Schlangen verziert waren. Wer immer diese Werke gefertigt oder auf ihnen gespielt hat – es war ein Künstler, wie er für städtische Gemeinschaften typischer ist als für dörfliche.

Am Anfang des größten Tempels und in manchen Nebentälern haben die Forscher tonnenschwere Monolithe aus

ein akademischer Streit. Sicher ist, dass hier am Río Supe etwas entstand, das mehr war als eine dörfliche Bauerngemeinschaft. Und wahrscheinlich ist, dass der Sprung zur Hochkultur hier früher stattfand als irgendwo sonst in Amerika.

In der peruanischen Wüste begann damals eine kulturelle Blüte, die 40 Jahrhunderte lang währte – getragen von

lichten die Taten ihrer Könige in prachtvollen Codices und besangen die Schönheit ihrer Welt.

Ein gewaltiger und folgenreicher Sprung – und ein geheimnisvoller.

Denn rätselhaft ist Caral geblieben. Warum gerade dort? Weshalb ist die erste Stadt Amerikas beispielsweise nicht von den Indianern Mexikos erbaut worden, die den so wichtigen Mais doch am längsten kultiviert hatten?

Vielleicht, weil der Streifen Wüste zwischen Pazifik und Anden so schroff war, dass den Menschen, die in Caral siedelten, gar nichts anderes übrig blieb, als Städte und hochkomplexe Gesellschaften zu gründen.

Schließlich mussten Kanäle gebaut werden, um Felder zu bewässern und Sturzbäche aufzufangen – eine Aufgabe, die ein paar lose organisierte Clans allein nicht hätten bewältigen können. Dazu mussten sich Hunderte, vielleicht Tausende von Menschen für Arbeiten zusammenschließen.

Auch mussten sie, um an wichtige Nahrungsmittel zu kommen, Handel treiben mit Fischen ebenso wie mit Regenwaldbewohnern. Und sie werden, extremen Naturkräften ausgeliefert, früh

Forscher können Carals Untergang datieren, aber nicht erklären

Granit entdeckt – doch gibt es im Umkreis von 150 Kilometern keinen Steinbruch, aus dem man sie hätte gewinnen können. Woher stammen sie? Wer hat sie bis zu diesem Ort gebracht?

Mehr noch: Die Spuren von Früchten und Schnecken beweisen, dass die Menschen von Caral Waren aus den Tropenstränden des Nordens bezogen haben, aus den Hochwäldern der Anden und gar aus dem Amazonasbecken. Händler müssen also bereits die Andenpässe überwunden haben, um Caral mit Luxuswaren zu versorgen.

MANCHE ARCHÄOLOGEN nennen Caral trotzdem noch nicht „Stadt“, sondern sprechen lieber von einem „großen Zerebralzentrum“. Doch dies ist eher

Dutzenden Völkern, über Tausende von Kilometern, über Wüsten, Savannen, Hochgebirge und Regenwälder hinweg. Eine Blüte, zu der die Olmeken ebenso beitrugen wie die Mochica, zu der auch die fast 2000 Jahre währende Kultur der Maya zählte – und die in den Imperien der Inka und Azteken kulminierte.

In den Jahrhunderten, die auf Carals Glanz folgten, wurden einige der größten Metropolen ihrer Epochen in Amerika erbaut. Es wurden Tempel errichtet, wie sie auf der Welt kaum ihresgleichen haben. Einige der bedeutendsten Künstler aller Zeiten schufen Meisterwerke aus Gold und Jade, aus Silber, Türkis und Obsidian. Priester entwickelten komplexe Kalender von erstaunlicher Präzision. Und gelehrte Dichter verherr-

gehofft haben, durch Kulte und Rituale, durch riesige Tempel, durch ausgefeilte Zeremonien und die Gelehrsamkeit der Sternenkundler Einfluss zu nehmen auf Gewalten, die Menschenmaß übersteigen.

Welches Volk aber hat Caral errichtet? Zu welchen Göttern haben sie gebetet? Warum endlich verschwand ihre Kultur um 1800 v. Chr., und zwar offenbar ziemlich rasch?

Niemand weiß es. Mag sein, dass die Antworten auf diese Fragen noch im Boden der peruanischen Wüste verborgen liegen. □

Cay Rademacher, 39, ist Historiker und der Geschäftsführende Redakteur von GEO EPOCHÉ. **George Steinmetz**, 47, Fotograf in New York, arbeitet regelmäßig für GEO.



Unsichtbarer Beitrag. Sichtbarer Erfolg.

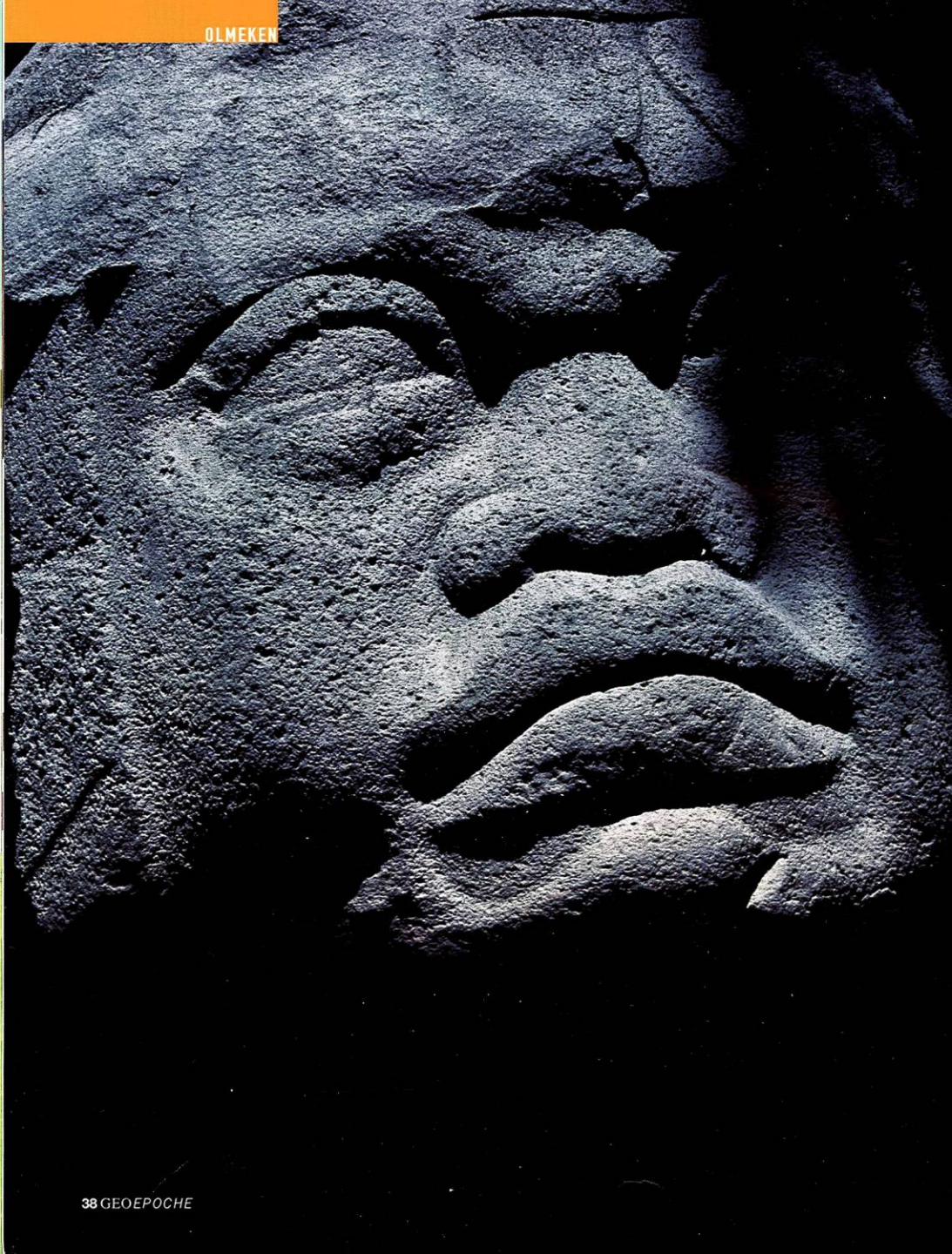
Unsichtbarer Beitrag – Als Partner vieler Industriezweige entwickeln und optimieren wir Lösungen gemeinsam mit unseren Kunden. So stellen wir uns weltweit den unterschiedlichsten Herausforderungen, aber meist hinter den Kulissen.

Sichtbarer Erfolg – Die Ergebnisse unseres Beitrags können sich sehen lassen. Mal sind es verbesserte Prozesse, mal höhere Qualitäten, mal niedrigere Kosten für unsere Kunden. Oder wie hier beispielsweise wichtige Zusätze für hoch belastbare Materialien und den Schutz wertvoller Bausubstanz. So tragen wir zum Erfolg unserer Kunden bei. Und zu mehr Lebensqualität für alle.

www.basf.de/more

 **BASF**

The Chemical Company



Kolosse im Regenwald

Sie schufen körperlose Giganten aus tonnenschwerem Vulkangestein, wie jenen aus dem Ort La Venta. Sie glaubten an Mischwesen aus Mensch und Jaguar und vergruben prächtige Mosaike tief im Erdreich. Aber niemand weiß, wer sie wirklich waren. Sicher ist, dass zwischen 1200 und 400 v. Chr. im mexikanischen Tiefland Mesoamerikas erste Hochkultur florierte: die der Olmeken. Ob Könige oder Priester regierten, ob sie überhaupt ein Reich gründeten, welche Götter sie verehrten, wie ihre Siedlungen aussahen – darüber können Forscher nur spekulieren

José Maria Melgar y Serrano war ein Entdecker, neugierig und begeistert von der Suche nach Altertümern. Mehrfach war ihm auf seinen Streifzügen durch das mexikanische Tiefland die gleiche Geschichte erzählt worden: Ein Landarbeiter habe auf einer Hacienda westlich der Tuxtla-Berge den Kopf eines steinernen Giganten gefunden. Melgar y Serrano fuhr im Jahr 1862 schließlich hin und blickte „aufrichtig erstaunt“ in das schulterhohe Basaltbildnis eines Mannes aus längst vergangener Zeit.

Steil, wie im Zorn aufgestellt, waren die Augenbrauen des Kolosses aus dem Fels modelliert, die Augen aufgerissen, die Mundwinkel der fleischigen Lippen nach unten gezogen, die Wangen voll und rund. Ein Helm umrahmte das Gesicht, und mitten in diesem Antlitz saß eine Nase mit mächtigen Flügeln.

Für Melgar y Serrano stand fest, dass es sich um ein einzigartiges Menschenwerk handelte – doch nicht nur das: Wie viele andere nach ihm ließ er sich durch die Gesichtszüge der Skulptur in die Irre leiten. „Ich erkannte“, schrieb er später, „dass ohne jeden Zweifel Schwarze in diesem Land gewesen waren, und das in frühester Zeit. Dieser Kopf war nicht nur für die mexikanische Archäologie wichtig, er war es für die ganze Welt.“

Bis heute sind insgesamt 17 dieser bis zu drei Meter hohen Kolossalköpfe entdeckt worden. Sie sind die eindrucksvollsten Zeugnisse einer rätselhaften altamerikanischen Zivilisation, die zwischen 1200 und 400 v. Chr. in den mexikanischen Bundesstaaten Veracruz und Tabasco blühte: die der Olmeken.

Mit dem Bericht von José Maria Melgar y Serrano begann die Erforschung einer Kultur, deren Gräber im sauren Boden des Regenwaldes zwar kostbare Beigaben enthalten, aber kaum Gebeine bewahrt haben. Einer geheimnisvollen Gemeinschaft, deren ursprünglicher Name ebenso wenig überliefert ist wie ihre Sprache. Denn den Namen „Olmeken“ haben Wissenschaftler dieser Kultur erst vor rund 60 Jahren gegeben. In Anlehnung an jenes Wort, mit dem

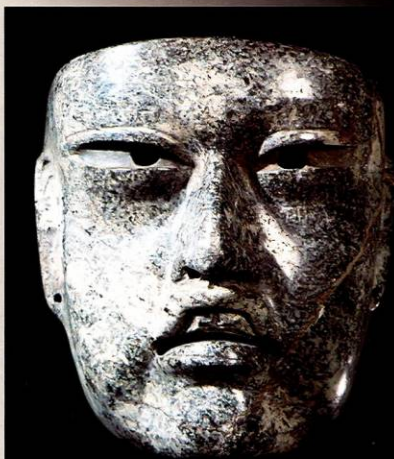
einst die Azteken die Bewohner dieser Gegend im Süden des Golfes von Mexiko benannt hatten: *olmeca*, „Leute des Gummilandes“.

Mit Melgar y Serrano begannen aber auch die Spekulationen, denn die Beschäftigung der Historiker und Archäologen mit den Olmeken hat bis heute weit mehr Fragen aufgeworfen, als Antworten gefunden wurden. Und doch gelten die Leute aus dem Gummiland vielen Wissenschaftlern als die erste Zivilisation Mesoamerikas – und so manchem Forscher sogar als *cultura madre*, als Mutterkultur aller späteren Völker.

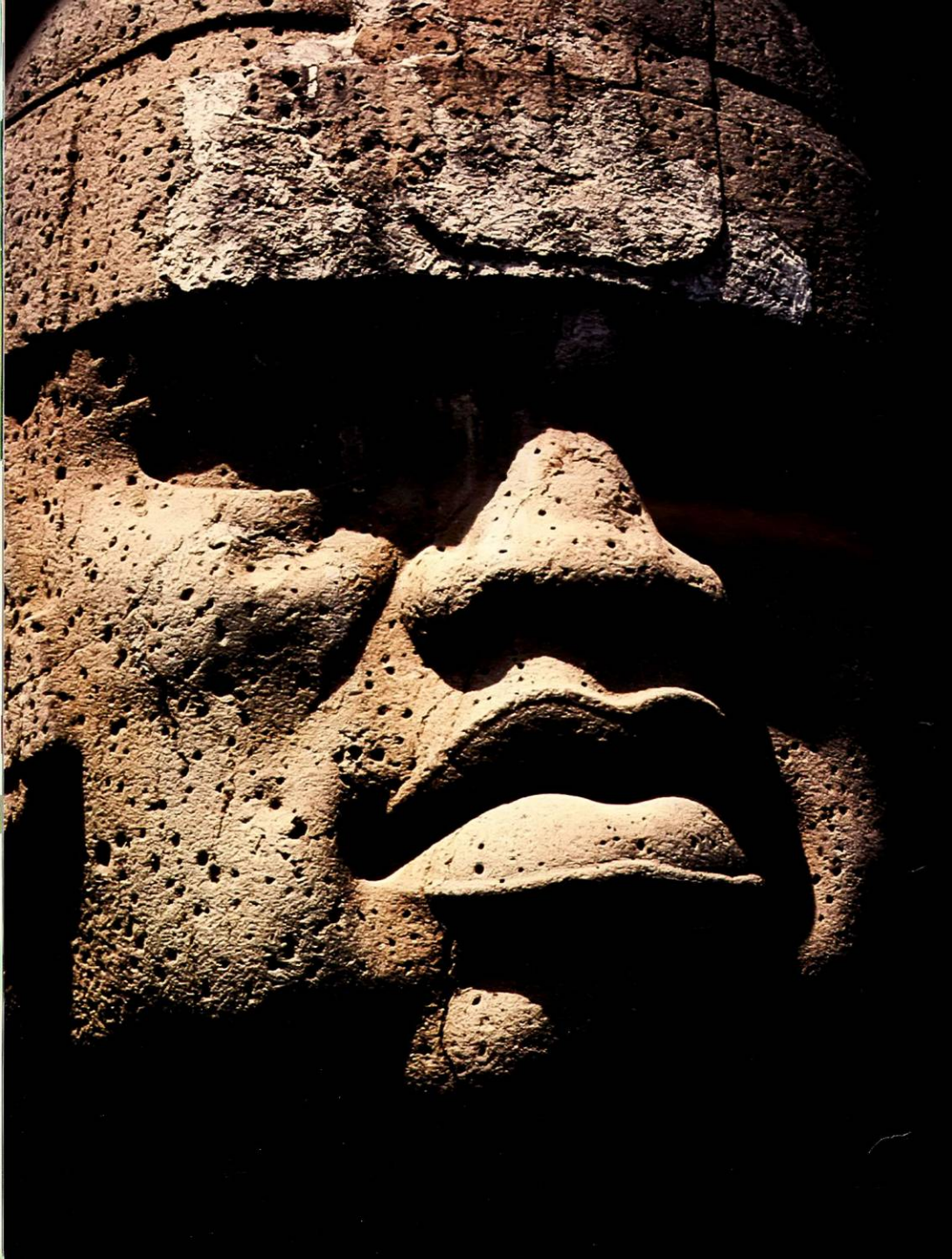
MESOAMERIKA UMFASST das heutige Mexiko südlich des 21. Breitengrades sowie die Staaten Guatemala, Belize, El Salvador und den Westen von Honduras. Gebirgslandschaften und Vulkanketten sind hier zu finden, aber auch Wüstengebiete, Regenwälder, Sümpfe, Seen und Flussniederungen. Extreme Trockenheit wechselt mit Wolkenbrüchen und Überschwemmungen. Die schmalste Stelle zwischen dem Golf von Mexiko und der Pazifikküste misst nur 200 Kilometer.

Seit Jahrtausenden leben Menschen auf diesem südlichsten Zipfel Nordamerikas. Als Jäger und Sammler ziehen sie umher, als Nomaden und Halbnomaden, bis sich irgendwann einige Gruppen zu den ersten Dorfgemeinschaften zusam-

Bis heute haben Archäologen 17 Kolossalköpfe der Olmeken entdeckt. Allein in dem Ort San Lorenzo im heutigen Mexiko standen neben diesem einst weitere neun Giganten. Jeder hat individuelle Gesichtszüge, alle tragen einen eng anliegenden Helm. Vermutlich stellen sie Herrscher dar, gerüstet als Krieger oder Ballspieler. Rätselhafter ist die Bedeutung Dutzender lebensgroßer Steinmasken, die 1969 zusammen mit weiteren Opfergaben bei Río Pesquero gefunden worden sind







Um 900 v. Chr. endet die Blüte von San Lorenzo, dem ersten Hauptort der Olmeken. Das etwa 100 Kilometer entfernte La Venta wird zum neuen Zentrum. Nun entstehen Kunstwerke klassischer Schönheit, wie dieser Basaltgigant oder das nur wenige Zentimeter hohe steinerne Antlitz eines Mischwesens aus Jaguar und Menschenkind. Runde Gesichter, breite Nasen und nach unten gezogene Mundwinkel bleiben typisch für den olmekischen Stil



menschließen. Herrscher gibt es in diesen Siedlungen noch keine.

Doch schon bald beginnen sich Hierarchien zu bilden. Um 1500 v. Chr. (mancherorts möglicherweise schon 100 Jahre zuvor) gebieten in diesen Gemeinschaften erstmals Anführer über Untergebene. Die Gründe dafür werden unter Ethnologen heftig diskutiert. Besondere Fähigkeiten eines Einzelnen, die Kontrolle über Rohstoffe, das Wissen um deren Verarbeitung, Führungsqualitäten bei Jagd und Fischfang und die Weitergabe dieser Kenntnisse in der Familie – all dies könnte, so glauben die Forscher, zur Herausbildung von Gesellschaften mit Ständen und erblichen Rangfolgen beigetragen haben.

Je nach Region stehen die Anführer der Dörfer mehr oder weniger in Verbindung. Sie tauschen Waren und Informationen. Sie suchen nach Prestigeobjekten, nach Steinbeilen, Obsidianklingen oder langen Schwanzfedern exotischer Vögel, um sich dadurch von ihren Untergebenen zu unterscheiden. Vermutlich führen sie auch Kriege gegeneinander.

Im Gummiland am Golf von Mexiko werden die weit verzweigten Wasserläufe als Transportwege genutzt. Kanus und Flöße dienen als Fortbewegungsmittel, flussichere Plateaus als Siedlungsplätze. Das Leben ist hart in dieser tropischen Wasserwelt mit ihren Sümpfen und Lagunen, deren Aussehen sich beständig än-

dert. Salzdome im Untergrund heben und senken das Schwemmland. Sturmfluten brechen von der Küste ein. Heftige Sommerregen lassen Bäche zu Strömen anschwellen. Durch den dichten Dschungel streifen Jaguare und Ozelote, wilde Eber und Affen. In den Flüssen gedeihen Fische, Muscheln, Schildkröten und Krebse, lauern Aligatoren und Haie. Es ist eine unwirtliche, eine feindliche Gegend, in der trotz des Wasserreichtums ein lebenswichtiger Rohstoff rar ist: sauberes Trinkwasser.

Doch ausgerechnet hier, im Süden von Veracruz, blüht zwischen 1200 und 900 v. Chr. das erste stadtähnliche Zentrum Mesoamerikas.

BIS AUF 70 METER HÖHE steigt das Plateau von San Lorenzo über der Niederung des Coatzacoalcos-Flusses auf. In gewaltigen Anstrengungen haben die Olmeken diese natürliche Erhebung in eine Kulturlandschaft verwandelt, haben Unebenheiten verfüllt, Kanäle gegraben, Terrassen und Plattformen angelegt und darauf ihre Bauten und Monumente errichtet.

Ganz oben auf dem Plateau haben Archäologen aus wenigen erhaltenen Spuren die Paläste und Residenzen eines Herrschers rekonstruiert, seiner Familie und der Eliten. Etwa den *palacio rojo*, bestehend aus rund 60 Quadratmetern eines roten Fußbodens, Teilen einer Wand, eines mehrfach gewundenen Wasserkanals, Treppensteinen und den Stümpfen von Basaltsäulen, die einst ein Dach getragen haben mögen.

Auf den Terrassen darunter sind die Böden der Häuser wohl aus gestampftem Lehm und Schotter gewesen, die Wände aus Flechtwerk, mit Lehm gefüllt, und die Dächer aus Palmstroh. Kaum etwas davon hat sich erhalten. Je niedriger die Lage der Häuser am Hang, desto geringer offenbar die gesellschaftliche Stellung ihrer Bewohner. Der einfache Olmeken muss in ständiger Bedrohung durch Hochwasser und Aligatoren gelebt haben – vor allem im Umland.

Entlang heute längst verlandeter Flussläufe liegen dort mittlere, kleine und kleinste Weiler. Manch einer davon weist

noch nicht einmal einen Wohnhügel auf. Die Olmeken leben hier direkt im Flutniveau, bauen Mais, Bohnen und Kürbisse an, mästen Hunde, jagen im Dschungel Vögel, Hirsche und Nabelschweine, sammeln Muscheln, fangen Schildkröten, Aligatoren und Fische.

Die Lage des Plateaus von San Lorenzo bietet für die olmekischen Herren weitaus mehr Vorteile als nur fruchtbares Hinterland. Hier am Coatzacoalcos kreuzen sich die Handelsrouten zu wichtigen Rohstoffquellen: im Norden zum Golf von Mexiko und im Nordwesten zu den Basaltsteinbrüchen in den Tuxtla-Bergen. Im Süden zum Isthmus von Tehuantepec mit seinen Vorkommen an Schiefer und Serpentin und zu den Hämatitlagern im Hochland von Oaxaca. Über den Isthmus führt auch der Weg in die Kakao-region von Chiapas am Pazifik, zugleich ein Umschlagplatz für Jade und Obsidian aus Guatemala. Dort, Hunderte Kilometer entfernt, unterhalten die Olmeken sogar einen Handelsstützpunkt.

Die Handwerker von San Lorenzo verarbeiten Rohstoffe aus den entlegenen Regionen. Sie verwenden Haifischzähne und Sandsteinsägen, schlagen Messer, Schaber und Pfeilspitzen aus Obsidian und Chaledon, fertigen Schmuck und Beiklingen aus Serpentin und Jade, schleifen zierliche Hohlspiegel aus Hämatit (Roteisenstein).

San Lorenzo wächst. Entsprechend selbstbewusst präsentieren sich die Regenten. Von den 17 bisher bekannten Kolossalköpfen stammen zehn aus dem Ort am Coatzacoalcos. Jeder stellt vermutlich einen bestimmten Herrscher dar, vielleicht als Ballspieler oder Krieger, doch stets in dem Stil, der für die Olmeken charakteristisch ist: monumental, mit runden Gesichtern, breiten Nasen und nach unten gezogenen Mundwinkeln.

Mit den körperlosen Giganten demonstrieren die Herrscher von San Lorenzo ihre Macht. Ohne Metallwerkzeuge, Räder und Zugtiere haben sie die gewaltigen Basaltblöcke heranschaffen lassen. Dafür müssen sie Arbeiter beaufschlagt, sie angeleitet und irgendwie verpflegt haben. Mit anderen Worten: Die

olmekische Gesellschaft war gut organisiert und wurde streng kontrolliert.

Völlig unbekannt ist jedoch, wie genau die Olmeken die tonnenschweren Steine aus den 60 Kilometer entfernten Tuxtla-Bergen über Land- und Wasserwege herantransportieren konnten. Unklar ist auch, ob es dabei olmekische Zwischenhändler gab – wie es Funde etwa auf der Hälfte des Weges vermuten lassen.

Die Köpfe aber sind nicht die einzigen Skulpturen auf dem Plateau von San Lorenzo, wo Gebäudeteile, Statuen und gewaltige Thronsitze aus Basalt die Bauten der herrschenden Elite zieren.

Allein an der 171 Meter langen Wasserleitung im Osten der Erhebung sind mehrere Denkmäler aufgestellt, darunter ein Kolossalkopf, ein Becken in Form eines monströsen Vogels, ein 28 Tonnen schwerer Thronstuhl sowie eine fast zierliche Statue einer Wassergottheit. Unter dem Thron haben Archäologen Keramikgefäße sowie Knochen von Vögeln und von Kindern freigelegt. Wasserleitung und Monumente hatten möglicherweise folgende Botschaft zu verbreiten: Der

Prozessionen führen zu heiligen Quellen und Bergen

Herrscher und die Götter garantieren die Versorgung mit Trinkwasser.

Aber niemand kann Genaueres über die religiösen Vorstellungen jener Menschen sagen. Ihre Kunstwerke vermitteln kaum mehr als Hinweise. Doch wahrscheinlich haben die Olmeken in einer Welt voller Magie gelebt. Steine, Bäume, der Regen, Tiere und Menschen waren ihnen beseelt. Götter und Ungeheuer mussten durch Demut, Riten und Opfergaben besänftigt werden. Kultplätze mit Statuengruppen von Menschen, Tieren und Mischwesen – halb Jaguar, halb Mann oder Kind – geben diese Mythen in steingewordenen Bildern wieder.

Quellen und Berge waren den Olmeken besonders heilig. Einige machten sie zu Pilgerstätten, vermutlich für die Götter des

Wassers und des Regens. Die richtige Höhe der Überschwemmung und das rechtzeitige Eintreten des Sommerregens nach der Trockenzeit waren wichtig für die Menschen im Süden des Golfes von Mexiko. Allerdings nicht so wichtig wie sauberes Quellwasser, das selten und kostbar war im Tiefland mit seinen Salzstümpfen und Lagunen. An keinem Ort wird dies so deutlich wie in El Manatí, zehn Kilometer südöstlich von San Lorenzo.

Am Fuße eines Hügels entspringen dort gleich mehrere Süßwasserquellen. Eine davon haben Menschen bereits 1600 v. Chr. zur heiligen Stätte erwählt, haben sie mit Sandsteinen befestigt und Opfergaben dort niedergelegt: polierte Steinbeile, Klingen aus Obsidian, Dutzende Perlen aus Jade und Serpentin. Auch dies sind Spuren für Kontakte der Tieflandbewohner zu Hochlanddörfern – denn die Gesteine für Beiklingen, Messer und Schmuck kommen am Coatzacoalcos nicht vor. Folglich müssen sie importiert worden sein.

Nur die ebenfalls geopferten Bälle aus Gummi stammen aus der Region und gelten einigen Wissenschaftlern als Beweis dafür, dass bereits die Olmeken das Ballspiel beherrschten – jenes für viele spätere mesoamerikanische Kulturen so typische Spiel, in dem Herrscher ihre Gefangenen oder Untertanen auch um den kostbarsten aller Preise kämpfen ließen: das Leben.

UM 1100 v. CHR., San Lorenzo ist längst zum Hauptort der Region aufgestiegen, kommt es in El Manatí zu einem außergewöhnlichen Ritual: Eine Gruppe von Menschen aus dem Gummiland bahnt sich durch den Regenwald den Weg zu einer Quelle. Aus dem Dickicht dringt das Fauchen des Jaguars, schallen die Warnrufe der Affen. Das Gefieder bunter Vögel schillert in den Baumwipfeln.

Die Teilnehmer der Prozession tragen kleine Holzbüsten heran, dazu Beiklingen aus Jade und Serpentin, Stöcke und Stäbe aus verziertem Holz, Kugeln aus Hämatit, Ketten und Ohrpflocke. Möglicherweise werden sie von Kindern begleitet. Pilger oder Priester wickeln die



Möglicherweise vergräbt ein Priester in La Venta diese Szenerie: Vor einer Stelenwand mit einer zentralen Statuette (Mitte hinten) sind elf jeweils rund 20 Zentimeter große Steinfiguren angeordnet. Vier weitere scheinen in einer Reihe von links kommend den Kreis zu betreten. Vermutlich zeigt die Miniatur ein Ritual. Vielleicht haben die Götterdiener bei solchen Gelegenheiten Masken wie jene aus Quarzit getragen



Holzstatuen in Matten, legen sie nieder in den Quellgrund, zusammen mit den Beilklingen und den Stöcken und Stäben und dem Schmuck und bedecken alles mit zu Bündeln gewundenen Pflanzen. Vielleicht singen sie dazu.

Vielleicht rezitieren sie heilige Texte. Vielleicht räuchern sie Copal-Harz. Und vielleicht tun sie all dies zu Ehren des „Herren des Berges“, des Gebieters über Regen, Blitz und Donner, aus dessen Leib alle Quellen dieser Erde gespeist werden. Quellen, in denen der Gott des Regens wohnt.

Später werden Archäologen in El Manatí die Knochen von Kindern finden. Und sie werden sich fragen, ob die Kinder geopfert wurden, hat doch – wie die spanischen Chronisten berichten – der Regengott Tlaloc noch im 16. Jahrhundert von den Azteken im mexikanischen Hochland sechsjährige Jungen gefordert (siehe Seite 96). Allerdings zeigen die Knochen von El Manatí keine Schnittspuren. Zudem wurden manche der Kinder sorgfältig bestattet. Mehr können die Ausgräber dazu derzeit nicht sagen, nur so viel: Nach 1000 v. Chr. werden in El Manatí keine Opfer mehr niedergelegt.

Um 900 v. Chr. fällt auch das nahe San Lorenzo in Bedeutungslosigkeit. Die Gründe sind unklar. Streitigkeiten in der Herrscherfamilie sind ebenso denkbar wie Naturgewalten, etwa Ausbrüche der Vulkane in den Tuxtla-Bergen, durch deren Erschütterungen der Lauf des Coatza-coalcos geändert worden ist.

Gleichzeitig steigt die Siedlung La Venta am Río Palma, rund 100 Kilometer nordöstlich von San Lorenzo, zum neuen Zentrum auf. Für die folgenden 500 Jahre wird der Ort im heutigen mexikanischen Bundesstaat Tabasco den Osten des Olmekenlandes beherrschen.

IN LA VENTA BEGRENZEN mächtige Erdplattformen weitläufige Plätze. Alle Bauten sind nach Norden ausgerichtet – dorthin, wo auch in der Siedlung drei Kolossalköpfe aus dem Basalt der 100 Kilometer entfernten Tuxtla-Berge gefunden worden sind. Den ganzen Ort überragt ein künstlicher Hügel. Mit ei-

nem Durchmesser von 128 und einer Höhe von 30 Metern ist die Erhebung, die Archäologen „Hügel-C“ genannt haben, eines der größten Erdbauwerke Mesoamerikas. Knapp 100 000 Kubikmeter Lehm und Sand haben die Herrscher von La Venta dafür auftürmen lassen. Wozu?

Sollte Hügel-C einen bestimmten Vulkan der Tuxtla-Berge nachahmen? Ist er eine Kultpyramide? Ein Grab? Auch über das ursprüngliche Aussehen streiten Wissenschaftler. War Hügel-C als Hügel geplant? Oder ist seine Form das Ergebnis der Erosion von Jahrhunderten?

Künftige Ausgrabungen werden vielleicht Indizien liefern. Ausgrabungen wie im „Komplex A“, einem lang gestreckten Hof mit einem angeschlossenen Erdhügel im Norden des Kunstberges. Kein Bauwerk im Gummiland ist besser erforscht als dieser Hofkomplex. Und keines ist merkwürdiger: Denn im Laufe

Warum ist niemand im Sarkophag von La Venta bestattet worden?

seiner 400-jährigen Geschichte haben die Olmeken dort an insgesamt fünf Stellen große Mosaik- und Böden aus grünem Serpentin verlegt – und sie anschließend wieder mit Erde bedeckt.

Irgendwann um das Jahr 600 v. Chr. bauen die Bewohner von La Venta die Anlage ein letztes Mal um. Sie graben einen mächtigen Schacht durch den Hügel bis in den Untergrund hinein. Sie verstreuen roten Sand auf der Sohle und verlegen darin geschliffene Serpentinplatten. Anschließend schütten sie den Schacht wieder zu und betten 38 Beilklingen in Form eines Kreuzes in die Füllung. Zu ebener Erde schieben sie schließlich einen rund drei Meter langen und ein Meter breiten Sarkophag exakt in die Mitte des Schachtes. Die Außenseiten der Sandsteinwanne zierte das Relief eines krokodilartigen Ungeheuers. Die Fratze mit dem aufgerissenen Maul weist nach Norden.

Aber der Sarkophag bleibt leer. Es werden nur ein paar Schmuckstücke dar-

in deponiert – und zwar so, als läge dort tatsächlich ein Leichnam. Die eigentliche Grabkammer errichten die Olmeken wenige Meter davor, aus 44 Basaltsäulen. Im Jahre 1942 legen Archäologen darin die Überreste von mindestens zwei Bestattungen frei.

Mit ungeheurem Aufwand haben die Menschen von La Venta den Hofkomplex zu einem Grabbau gemacht. Wie kein anderes Bauwerk wirft er die Frage auf, wer die Leute aus dem Gummiland eigentlich waren. Wer begräbt Tonnen an kostbarem Serpentin? Und weshalb? Woran haben die Olmeken geglaubt? Wer hat sie angeführt? Ein weltlicher Herrscher? Ein Gott- oder ein Priesterkönig?

Kein Text hilft, die Symbole der Olmeken zu verstehen. Und so greifen zahlreiche Historiker zu Analogien aus der besser bekannten Vorstellungswelt der Maya und der Azteken, um zumindest für einige ihrer Fragen Antworten zu finden.

Für die klassischen Maya, deren Stadtstaaten zwischen 300 und 900 n. Chr. die Halbinsel Yucatán im Osten des Olmekenlandes unter sich aufgeteilt hatten, bestand der Kosmos aus drei Sphären: den Wassern der Unterwelt, auf denen die Erde in Form eines Krokodils im Ozean schwamm, sowie dem Himmel darüber. Der Eingang in die jenseitige Wasserwelt erfolgte durch das Maul des Erdkrokodils. Der kreufrörmige Weltenbaum schließlich hielt alle Sphären zusammen.

All das liefert möglicherweise eine Erklärung für die Grabanlage in La Venta. Der Boden aus grünem Serpentin könnte die Fluten der Unterwelt wiedergeben, der Sarkophag das Erdkrokodil im Ozean darstellen, durch dessen Maul die Toten aus der Basaltkammer davor direkt ins Jenseits gelangen. Die Ordnung im Universum wäre durch das Kreuz aus Beilklingen garantiert, den Weltenbaum.

Doch so naheliegend der Analogieschluss auch sein mag – beweisen lässt er sich nicht. Dies ist das Dilemma der Olmekenforschung, denn wo hören Analogien auf, wo fängt Fantasie und freie Assoziation an?

Selbst 142 Jahre nach der Entdeckung des ersten Kolossalkopfes ist über die Ol-



GEO EPOCHE-Kalender: Inka, Maya, Azteken

Die Maya bauten prunkvolle Städte, Tempelpyramiden und Paläste. Die Inka durchmaßten ihr Riesennetzwerk auf geschickt angelegten Straßen, die Azteken versuchten, ihre Götter durch Menschenopfer zu besänftigen. In zwölf Bildern gibt GEO EPOCHE einen Einblick in die alten Hochkulturen der Neuen Welt, vom 1700 Jahre alten Goldschmuck eines Mochica-Fürsten bis zur Wolkenresidenz der Inka: Machu Picchu.

Format: 50 x 45 cm

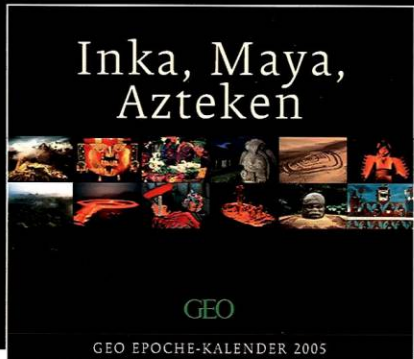
Preis: € 24,90 /

€ [A] 25,70 / sFr 44,10

Best.-Nr.: G 551100

**VORTEILS
PREIS**
FÜR ABONNENTEN

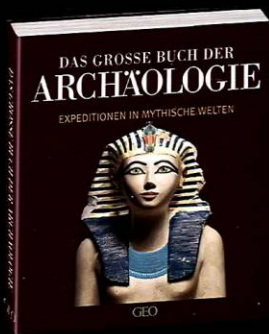
€ 22,40 / € [A] 23,10 / sFr 39,70



Geschichte erleben. Mit GEO.

► Einfach per Internet bestellen oder per Tel. * 0180 - 506 20 00 ► Ihr Vorteil: 14 Tage Rückgaberecht

* 12 Cent/Min. in Deutschland Mo-Fr. 8-20 Uhr, Sa. 9-14 Uhr



Das große Buch der Archäologie

Expeditionen in mythische Welten

Zwölf Reportagen über weltberühmte archäologische Projekte, zwölf Zeitreisen in die großen Epochen der Pharaonen und der Maya, in die Ära Dschingis Khans und des chinesischen Kaiserreichs; großartig fotografiert, fesselnd erzählt, wissenschaftlich dokumentiert. Ein Buch, das Geschichte zum Erlebnis macht.

Format: 25 x 29,2 cm

248 Seiten, 250 Farbfotos

Preis: € 49,- /

€ [A] 50,40 / sFr 80,-

Best.-Nr.: G 119300



Sehen Sie weitere Bilder und Kalender im Internet geo-webshop.de

DAS BESTE VON GEO

Ein »Werjaguarkind«
auf den Armen eines Man-
nes. Das Mischwesen
wird als Mittler zwischen
der Welt der Götter und
der Welt der Menschen
gedeutet. Die vier Gravu-
ren auf Schultern und
Knien des Sitzenden hal-
ten einige Forscher für
die ältesten Bildnisse
wichtiger mesoamerika-
nischer Gottheiten



meken nicht viel mehr bekannt, als dass sie existiert haben. Niemand kann mit Bestimmtheit sagen, ob es jemals ein „Reich der Olmeken“ gegeben hat. Einen einzigen „Staat“ gar, mit nur einem Herrscher, einer Hauptstadt, einem Beamtenapparat, einem fest definierten Territorium. Die Historiker können nicht einmal sagen, ob es sich bei den Menschen aus dem Gummiland überhaupt um ein einheitliches Volk gehandelt hat. Kein Haus ist bisher vollständig ausgegraben, kein Skelett komplett erhalten.

Nur so viel steht fest: Die Olmeken waren Indianer. Es gibt keine einzige Spur, die darauf hindeuten würde, dass sie aus Afrika oder China kämen. Sie waren Meister der Monumentalskulptur. Sie begründeten früh ein stadttähnliches Zentrum, eine komplexe politische und religiöse Ordnung, eine eigene Symbol- und Formensprache. Sie betrieben Fernhandel bis in das mexikanische Hochland im Westen und Guatemala im Osten. Sie eröffneten sogar Stützpunkte in der Fremde. Objekte im olmekischen Stil finden sich in weiten Teilen Mesoamerikas.

Wohl deshalb sehen einige Wissenschaftler in ihnen die Zivilisatoren aller späteren Völker, die „Mutterkultur Mesoamerikas“. Ihre These: Das rituelle

Ballspiel, die Kalendersysteme, die Verehrung bestimmter Götter, der Städtebau – kurzum all das, was bei so vielen mesoamerikanischen Völkern unabhängig von Zeit und Region so auffällig identisch ist, kann nur eine Quelle haben. Und diese Quelle müssen die Olmeken gewesen sein.

Andere Forscher halten dagegen. Sie bezweifeln, dass eine einzige Kultur die zivilisatorischen Grundlagen aller anderen geschaffen haben könnte. Die kulturelle Identität Mesoamerikas sei eher aus dem Wettbewerb zwischen den frühen Völkern entstanden. Die Olmeken mögen manches entwickelt haben, das typisch wurde für spätere Indianerkulturen. Doch das bedeute nicht, dass nicht andere Völker auch kulturell prägend waren. Völker, die aber keine weiteren Spuren hinterlassen haben.

Oder vielleicht doch.

DENN DIE JÜNGSTEN GRABUNGEN in Mesoamerika deuten an, dass die Olmeken nicht allein waren bei ihrem Sprung zur Hochkultur: Der erste bekannte Ballspielplatz wurde vor 3600 Jahren in Paso de la Amada an der Pazifikküste gebaut – fern des Gummilandes. Die Olmeken waren also nur eine von mehreren Kulturen,

die schon zu dieser Zeit das rituelle Spiel gekannt haben.

Auch Schrift und Kalendersystem müssen nicht allein, im mexikanischen Tiefland erfunden worden sein. Die ersten olmekischen Hieroglyphen sind zwar 2650 Jahre alt – die Schriftzeichen der frühen Zapoteken im Oaxaca-Tal allerdings auch. Das Dogma von der „Mutterkultur“ wankt.

Seit rund 15 Jahren bemühen sich Wissenschaftler, die Welt der Olmeken neu zu entdecken – versuchen Spuren zu finden, die jahrzehntlang übersehen wurden, nach denen vielleicht noch nie gesucht worden ist. In San Lorenzo und La Venta wird wieder gegraben. Darüber hinaus erkunden Archäologen auch andere Plätze im Umland der Hauptorte. Sie erforschen Alltag, Ernährung und Lebensumstände der Eliten – aber auch der bisher so gut wie unbekannten olmekischen Unter- und Mittelschichten, der Bauern, Handwerker und Künstler.

In gewisser Weise kommen sie dort wieder an, wo José María Melgar y Serrano bereits 1862 gewesen war. Der Kolossal Kopf, den er entdeckte, steht am Ort Tres Zapotes. Dieser Platz im Westen der Tuxtla-Berge galt folglich jahrzehntlang als ein Zentrum der Olmeken.

Neuere Ausgrabungen haben indes bewiesen, dass Tres Zapotes nicht eine einzige große Siedlung gewesen ist – sondern ein Platz aus mehreren, vermutlich sogar miteinander konkurrierenden Ortschaften.

Mehr noch: Seine Blütezeit erlebte Tres Zapotes erst unter den so genannten „Epi-Olmeken“. Sie waren nicht die Angehörigen, sondern die Erben jener rätselhaften Kultur aus den Niederungen des Gummilandes.

Bis ins zweite Jahrhundert n. Chr. hielten sich diese Erben am Golf von Mexiko. Dann versank auch dieses letzte Relikt aus der Welt der Olmeken im Dunkel der Geschichte. Immerhin hinterließen die Erben den Wissenschaftlern eine Spur, die das Rätsel dieser frühen Kultur möglicherweise irgendwann aufzuheben vermag: eine seltsame, neue Schrift.

Es hat sie nur noch niemand entziffern können. □

Die Archäologin Dr. Anja Herold, 37, ist Redakteurin bei GEOEPOCHE.

Wissen. Einfach. Sammeln.



Von den Niederungen Yucatáns bis in die Berge von Honduras erstreckt sich das Land der Maya, aber ein gemeinsames Reich gründen sie nicht. Zu Zehntausenden leben sie in Stadtstaaten, die häufig in erbittertem Krieg miteinander liegen. Ihre Gelehrten aber erkunden den Kosmos, erfinden eine Schriftsprache und erschaffen Bauten und Wandmalereien wie jene von Bonampak, in denen sich König Chan Muan um 790 n. Chr. – hier in einer Rekonstruktion des Gemäldes – als triumphierender Herrscher verewigen lässt. Doch die Malereien bleiben unvollendet. Denn Bonampak wird verlassen – wie bald auch die meisten anderen Maya-Städte. Die Gründe für diesen Zusammenbruch sind bis heute nicht endgültig geklärt





Vielleicht hat der König die Samen der „grünen Schlange“ zerkaut, der Purpurwinde *Rivea corymbosa*. Oder Pilze der Gattung *Psilocybe*.

Vielleicht aber hat er auch eine andere Droge zu sich genommen. Um so die Pforte aufzustoßen zur Welt der Götter und der Geister. Denn das Gesicht des Königs wirkt entrückt. Und wie in einer ekstatischen Trance scheinen seine Augen nach innen zu blicken, gebannt von einem Strom mentaler Bilder.

Ob er dabei auch die Böschungen sieht, die ins Rutschen geraten sind? Die nackten Abhänge? Und den Fluss in seiner Stadt, der immer häufiger die Farbe der von ihm mitgespülten Erde annimmt?

Der König ist in ein rituelles Gewand gehüllt, geschmückt mit Federn und mit Muscheln. Zum Zeichen seiner Macht über die Sphären des Jenseits und des Okkulten trägt er das doppelköpfige Schlangenzepter der Maya-Herrscher.

Wie bei einem Gefangenen, der bestimmt ist als Menschenopfer für die Götter, sind seine Beine mit Stricken ge-

hen und seinen Untertanen Nahrung im Überfluss. Und die Fesseln, die seinen rituellen Tod symbolisieren, weisen auf die Ernte. Weil dann auch der Mais stirbt. Mit jeder Aussaat aber beginnt der Kreislauf von neuem. So sterben im Kosmos der Maya selbst die Götter. Und mit ihrem Tod besiegen sie die Mächte der Dunkelheit und des Hungers. Um dann wiedergeboren zu werden.

STEINMETZEN HABEN VOR fast 1300 Jahren diesen ewigen Zyklus aus Tod und Wiedergeburt in sieben Stelen geschlagen. Im Mittelpunkt allen Geschehens steht König Uaxaclahun Ubah Kaulil (Achtzehn Kaninchen). Er ist es, der auf dem Relief im Stein das Ritual des Maises vollzieht und die fast vier Meter hohen Bildsäulen aufstellen lässt. Auf dem Großen Platz von Copán. Einer der prächtigsten und geheimnisvollsten Städte der Maya.

Am 6. Juli 695 n. Chr. besteigt Uaxaclahun Ubah Kaulil den Thron der Könige. Als 13. Herrscher seiner Dynastie. Er fördert die Künste und liebt den Prunk. Und unter seiner Regentschaft blüht Copán auf wie niemals zuvor.

gründete, werden die Pyramiden an ein und derselben Stelle aufgetürmt. An jenem heiligen Ort, den nach dem Glauben der Maya die Götter bestimmt haben und der in der Mitte der Stadt liegt wie der Wohnsitz der Götter im Zentrum des Universums.

Wie viele andere Städte der Maya ist auch Copán in seiner Anlage ein Sinnbild des Kosmos (siehe Seite 66). Daher werden auf der Akropolis nicht einfach nur die Herrscher bestattet. Beerdigt werden auch die Gräber und Grüfte – zusammen mit ihren Totentempeln und Schreinen. Verpackt in einen Mantel aus Stein, bedeckt und überbaut. Auf diese Weise markiert die Nekropole der Könige stets den Mittelpunkt von Copán. Weil sie nicht nur in die Breite wächst, sondern vor allem in die Vertikale.

Wie die Schichten einer Zwiebel liegen die Tempelbauten der Könige übereinander – möglicherweise auch deshalb, weil die Ahnen den jeweils regierenden Königen sehr nahe sind auf der Akropolis. Zu nahe vielleicht. Und so überbauen die Lebenden die Toten und schaffen Abstand zur Welt der Geister.

Mächtige Tempelpyramiden ragen aus dem Regenwald

bunden. Die Fesslung des Königs ist nur symbolisch. An seinem Gürtel aber baumeln lange Dornen. Und diese wird er sich tatsächlich tief ins Fleisch bohren, um so von seinem Blut zu opfern.

Doch der König ist nicht nur ein Schamane, der die Grenze zwischen Wirklichkeit und Vision überschreitet und die Welt der Götter betritt. Während des Rituals, das um Fruchtbarkeit und reiche Ernten kreist, wird er selbst zum Gott. Zum Gott des Mais. Denn der Mais, der die Maya ernährt, steht im Zentrum ihrer Religion. Und für sie spiegeln sein Keimen, sein Wachsen, und seine Ernte alle Stadien des Lebens. Von der Geburt bis zum Tod.

Das Blut, das der Gottkönig opfert, soll der Erde neue Fruchtbarkeit schen-

Wenn der König von jenen Stelen am Großen Platz, die ihn verherrlichen, nach Süden blickt, ragt vor ihm das Zentrum der Stadt auf: mächtige Treppen, die sich zu einer gewaltigen Plattform erheben. Von diesem Plateau mit seinen Höfen und Altären steigen weitere Treppen an zu Stufenpyramiden. Sie sind gekrönt von Tempeln mit bemalten Skulpturen und bunten Reliefs, mit Irrgärten aus kalligrafischen Hieroglyphen und mit Bändern abstrakter Schriftzeichen. Das Herz der Stadt ist ein Hügel, eine ausgedehnte Akropolis für die Götter der Maya, aufgeschichtet über Jahrhunderte aus steinernen Würfeln.

Tief im Inneren des Tempelberges aus Kalkstein und Erde schlafen die Vorgänger von Uaxaclahun Ubah Kaulil. Denn seit den Tagen des ersten Königs, der im Jahr 426 n. Chr. den Thron bestieg und die Dynastie von Copán be-

COPÁN – DAS IST VOR allem der steile Berg der Pyramiden, der Tempel und der Toten. Daneben liegen die königlichen Paläste und die Residenzen der Priester und Gelehrten.

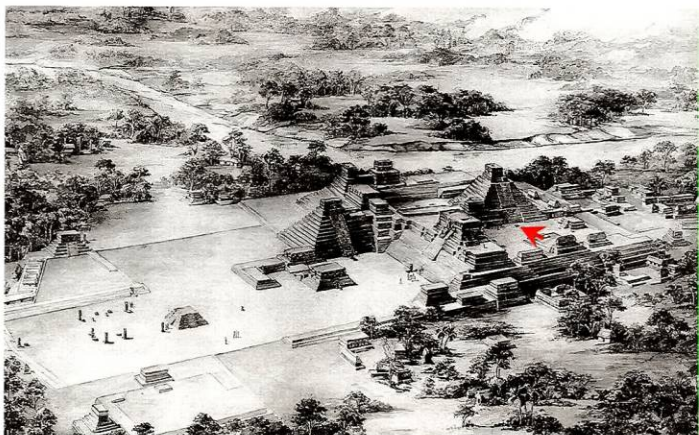
Die Gebäude des Königs und seiner Familie gehören zu den prächtigsten. Reich mit Skulpturen verziert, umschließen sie zahlreiche kleinere Plätze unmittelbar an der Akropolis.

Weiter entfernt dann die Güter der Adeligen, umgeben von den Häusern der Händler, den Quartieren der Handwerker und schließlich den Gehöften der Bauern mit ihren Mauern aus Holzstangen und getrocknetem Schlamm, mit ihren Wänden, geschwärzt vom Rauch offener Holzfeuer, und mit ihren Dächern aus Palmwedeln.

Die Distanz zum sakralen Bezirk in der Mitte der Stadt spiegelt die soziale Hierarchie der Maya wider. Die Altäre, die Schreine und die Tempel des heiligen Berges sind die Kultstätten, die



An Flussläufen und Handelswegen bauen die Maya um 300 v. Chr. ihre ersten Städte. Später werden daraus Staaten, regiert von Herrschern, die ihre Macht durch Denkmäler wie den so genannten »Altar Q« von Copán (oben) feiern lassen. Forscher haben das Monument, auf dessen Seiten 16 Regenten dargestellt sind, vor dem Haupttempel des Königs (s. Zeichnung, Pfeil) entdeckt. Tempelpyramiden und Paläste krönen das Zeremonialzentrum Copáns. Hier werden auch die Monarchen bestattet. Vor den Pyramiden erstreckt sich der Große Platz mit der Ballspielarena



während der Rituale und der Opfer besetzt werden von den Göttern. Die Könige in ihren prunkvollen Palästen stehen ihnen am nächsten. Und die Bauern in ihren niedrigen Lehmhütten am fernsten.

Diese Ordnung hat die monarchische Welt immer geprägt. Die gesamte Gesellschaft der Maya gleicht einer Pyramide. An ihrer Spitze steht der Herrscher, der König – fast ein Gott. Die Last der Pyramide aber tragen die Bauern, die nur mit der Kraft ihrer Hände und mit Grabstöcken die Erde aufscharen.

Wenn Uaxaclahun Ubah Kaulil auf Copán blickt, sieht er eine von ihm geschaffene Stadt. Er hat die besten Bildhauer und Baumeister. Kunsthandwerker und Kalligrafen um sich versammelt und dann weite Bereiche des Stadtkerns

neu gestaltet und den Großen Platz nach seinen Vorstellungen umbauen lassen. Viele Bauten seiner Vorgänger hat der König abreißen und einebnen lassen. Etliche Skulpturen und Stelen wurden versetzt, am Ostrand der Akropolis gleich drei neue Tempel errichtet und nördlich davon ein ausgedehnter Ballspielplatz angelegt.

Dort und in einer Art von Mysterienspiel führen von Zeit zu Zeit zwei Mannschaften, gepolstert mit Kinn- und Knieschützern, das Drama des uralten Kampfes auf zwischen den Mächten des Lichts und denen der Finsternis. Mit einem schweren Ball aus Gummi, der

wahrscheinlich die Sonne oder den Mond verkörpert.

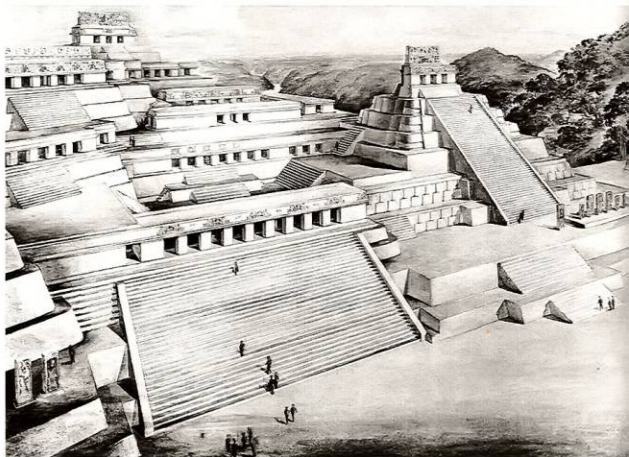
Auch die Hieroglyphentreppe der Stadt – mit mehr als 2200 Zeichen die längste bekannte Inschrift der Maya – ist eine Idee von Uaxaclahun Ubah Kaulil. Ihm verdankt Copán die Tatsache, dass es dort heute mehr Statuen, Reliefs und Inschriften gibt als an jedem anderen Ort des alten Mittelamerika. Denn er ist der mächtigste König der Stadt und ihr bedeutendster Bauherr. Aber ausgerechnet seine Herrschaft führt Copán in die größte politische Katastrophe seiner Geschichte.

Und diese Katastrophe ist nur Teil eines großen, vielgestaltigen, schleichenden, rätselhaften Desasters: des Untergangs der Maya.

DIESE KULTUR HERRSCHT anderthalb, in manchen Regionen gar zwei Jahrtausende über einen großen Teil Mittelamerikas: eine Zivilisation von Stadtstaaten, eine Gemeinschaft winziger Reiche mit gemeinsamer Religion und Lebensart, aber verstrickt in unauflösliche, Jahrhunderte umspannende Kriege. Doch



Während Copán im äußersten Osten der Maya-Welt liegt, ist das rund 650 Kilometer entfernte Chichén Itzá auf Yucatán (oben) eine der nördlichsten Metropolen – und eine der prachtvollsten. Vier Ebenen hoch ist der dortige Kriegertempel, auf dem sich das Kulthaus erhebt. Die Säulen gehören zu einem späteren Bau der Tolteken, die ab etwa 900 n. Chr. mit der Stadt handelten und sich dort niederlassen durften. Plattformen, Freitreppen und Tempelhäuser – typische Elemente der Maya-Architektur – bestimmen auch das Zeremonialzentrum von Piedras Negras (rechts). Über der gesamten Anlage thront dort ein Palast



trotz ihrer ewigen Konflikte gelingt es den Maya, eine der komplexesten und erfolgreichsten Zivilisationen Mesoamerikas zu errichten.

Umso rätselhafter dann ihre Kollaps, der fast vollständige Zusammenbruch einer von keinen gleichwertigen äußeren Feinden bedrohten Hochkultur.

Die Anfänge der Maya im 1. Jahrtausend v. Chr. liegen im Dunkeln. Die nicht weniger geheimnisvolle Kultur der Olmeken (s. Seite 38) beeinflusst zu jener Zeit weite Regionen Mittelamerikas – auch jene Indianer im Süden des heutigen Mexiko, in Guatemala, Belize und Honduras, welche insgesamt 31 verschiedene Maya-Sprachen sprechen.

Zuerst sind ihre Siedlungen nicht mehr als bescheidene Gehöfte und Hütten, oft angeordnet um Tempelpyramiden aus Lehm und Stein. Die Menschen dieser Dörfer sind Bauern, ohne scharfe soziale Rangordnung. Aber Schamanenpriester gibt es schon, und vermutlich ihrem Kreis werden später einmal die Führer dieser Kultur entstammen.

UM 300 v. CHR. WAGEN die Maya den gewaltigen zivilisatorischen Sprung vom Dorf zur Stadt. Wahrscheinlich sind es die den fruchtbaren Böden abgerungenen reichen Maisesorten, die es immer mehr Menschen erlauben, sich am gleichen Ort niederzulassen. Die Siedlungen wachsen, und die Gesellschaft wird komplexer. Zwar stellen noch immer Bauern die große Mehrheit des Volkes, doch ernähren sie nun viele Spezialisten: Handwerker und Künstler, Händler, Krieger, Adelige, Priester – und, der Sphäre des Menschlichen fast enthoben, einen König.

Es entwickelt sich eine gemeinsame Kultur. Die Maya errichten Monumentaltempel auf Pyramiden und rüsten ihre Toten für das Jenseits mit Grabbeigaben aus wie die alten Ägypter. Sie opfern Menschen, um die Götter zu versöhnen. Und ihre Priester deuten Vorzeichen wie die Auguren der Römer. Sie bemalen Schalen und Vasen aus Keramik, Skulpturen aus Stein und Ornamente aus Stuck. Sie bearbeiten Obsidian, den

Glasfluss der Vulkane, Feuerstein, Schildpatt und grüne, beinahe durchsichtige Jade.

Sie erfinden eine Schrift, die nicht nur bildliche Hieroglyphen kennt, sondern auch abstrakte Zeichen. Sie verfassen Bücher auf geglätteter Baumrinde, stellen komplexe kalendrische und astronomische Berechnungen an und entdecken die Null. Und wie sonst vor allem die Babylonier, die Inder oder die Araber stoßen sie vor bis an die Grenzen der reinen Mathematik.

Aber ein gemeinsames Imperium kennen die Maya ebenso wenig wie Lasttiere für den Transport, wie Münzen und Metalle oder das Rad zur Fortbewegung. Selbst in der Zeit vom 4. bis zum 9. Jahrhundert n. Chr., der Periode ihres größten Glanzes, existiert nicht einmal eine Art von Föderation zwischen den Städten. Und so gibt es kein einheitliches Reich der Maya.

In drei Regionen blüht ihre Kultur:

Das *nördliche Tiefland* auf der Halbinsel Yucatán wird beherrscht von den Städten Cobá, Chichén Itzá und Uxmal. Im *südlichen Tiefland*, dem Petén genannten Herz des Maya-Gebietes, liegen die mächtigen Staaten Calakmul und

Hier bildet sich erst vergleichsweise spät eine königliche Dynastie. Vielleicht, weil das Tal von Copán ganz am Rand der Welt der Maya liegt, im Westen des heutigen Honduras an der Grenze zu Guatemala. Gewaltige Distanzen trennen das Tal von den anderen großen Städten der Maya. Die Region von Copán ist ein vulkanischer Strich Land aus Fels und Grün und Wasser und von bestürzender Schönheit. Ketten von Hügeln bedecken den Boden. Manche von ihnen erreichen Höhen von bis zu 1400 Metern, und oftmals verschwinden ihre Gipfel hinter dicken Hauben aus Wolken und Dunst.

In der Trockenzeit von Ende Dezember bis Mai ist der Rio Copán nur etwa 30 Meter breit. Ein Netz aus kleinen Nebenarmen und Bächen speist den Fluss. Tief hat er sich zwischen die zerklüfteten Berghänge und Klippen gewühlt. Und dabei hat der Strom ein enges Tal gegraben. Es verläuft von Nordosten nach Südwesten, etwa 600 Meter über dem Meeresspiegel.

Die Höhe mildert die Tropenhitze. Und die Felswände der Berge schließen das Tal ein. So schützen sie es vor den Verwüstungen der Wirbelstürme, die

Dutzende von kleinen Stadtstaaten kämpfen um das Land

Tikal, das bereits kurz nach der Zeitenwende von seinem ersten König regiert wird. Sie werden flankiert von kleineren Königstümern wie Palenque und Caracol. Das Fürstentum von Kaminaljuyu wiederum ist die bedeutendste Macht in den abgeschiedenen Bergen des Maya-Hochlandes ganz im Süden.

Die Zentren der Maya erinnern an die Stadtstaaten der Sumerer und der Griechen. Und ein wenig auch an die italienischen Kleinststaaten der Renaissance mit ihren politischen Ränken, wechselnden Bündnissen und militärischen Fehden.

Und ein Akteur – nicht der erste, nicht der mächtigste, schließlich aber einer der reichsten und prächtigsten – in diesem einen großen Teil Mittelamerikas umspannenden Spiel der Maya-Macht ist Copán.

über dem Atlantischen Ozean oder dem Karibischen Meer aufspringen.

Das Tal von Copán ist kaum mehr als ein Spalt zwischen den Bergen. An einigen Stellen jedoch, wo Seitenarme in den Rio Copán münden, weitet es sich. Dort finden sich fünf flache und in die Länge gezogene Senken, die Einheimische heute *bolsas*, Taschen, nennen.

Im 7. und 8. Jahrhundert sind diese Taschen angefüllt mit sehr fruchtbarer Erde. Denn der Fluss verlässt in den Zeiten des Regens regelmäßig sein Bett. Er überschwemmt Teile der *bolsas* und lagert seinen Schlamm ab – etwa so wie der Nil in Ägypten regelmäßig über die Ufer tritt und die Felder düngt.

Die fünf Taschen am Fluss umfassen zusammen rund 2500 Hektar Land. In der größten erhebt sich die Stadt Copán. Maximal drei Stunden Fußmarsch weit entfernt vom Zentrum liegen die Gehöfte und Siedlungen der Bauern, ihre Gemüsegärten, ihre Obstplantagen. Und ihre Maisfelder.

Der beste Boden im Tal, mutmaßlich nicht sehr viel mehr als 250 Hektar, ist zunächst den Feldern vorbehalten. Auf dieser eher kleinen Fläche wird der Großteil des Mais angebaut. Er ist das Grundnahrungsmittel für die etwa 15 000 Menschen, die zu Beginn der Herrschaft von Uaxaclahun Ubah Kaulil im ausgehenden 7. Jahrhundert das Tal bewohnen.

Die landwirtschaftlichen Techniken der Bauern sind schlicht und arbeitsintensiv. Sie kennen weder den Pflug noch Zugtiere. Nur die außergewöhnliche Fruchtbarkeit der *bolsas*, die zwei Ernten jährlich hervorbringen, ermöglichen den Aufstieg Copáns.

Es ist ein fragiles Fundament. Während der 43 Jahre unter Uaxaclahun Ubah Kaulil wächst die Bevölkerung im Tal stetig an, wahrscheinlich auf mehr als 20 000 Menschen. Doch die Anbaufläche schrumpft. Die Menschen brauchen Land für neue Siedlungen. Und sie lassen sich nicht auf den Steilhängen nieder, die das Tal einschließen – sie bauen ihre Hütten und Häuser in den Taschen. Der Rauch brennender Bergwälder füllt die Luft. Mit Feuer roden die Maya von Copán Abhänge, um dort neue Maisfelder anzulegen. Regen wäscht die Abhänge aus. Und bald nimmt der Fluss rote und gelbe Erdtöne an.

Der König ist besessen von der Idee, seine Stadt von Grund auf umzugestalten. Für seine religiösen und politischen Bauprojekte benötigt er Holz, viel Holz. Und allein das Brennen von Stuck, wie man ihn in den Tempeln und Palästen von Copán findet, frisst ganze Wälder. Deshalb sind es vielleicht gar nicht die Bauern, die als erste ihre Steinäxte an die großen Kiefern und Eichen der Bergwälder legen, um sie in Pfosten und Balken zu zerlegen für neue Gehöfte. Und die danach den übrigen Wald nieder-

brennen, um mit der Asche den mageren Bergboden zu düngen.

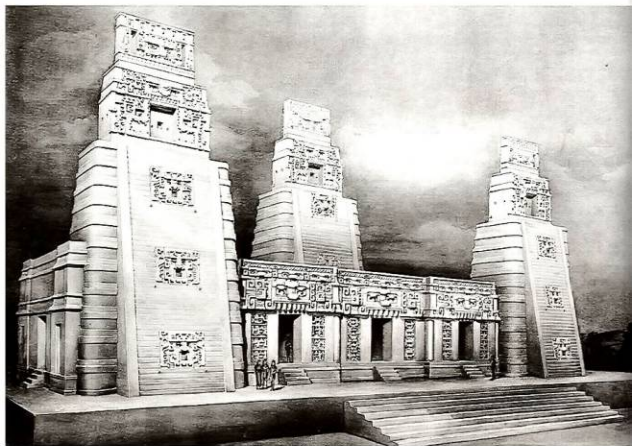
Fest steht jedenfalls: Der König und die Elite von Copán – die mit ihm eng verwandten Adeligen und Priester – geben keine Anweisung, die Erosion der Berge aufzuhalten. Weder scheint es strenge Gebote gegen den Bau neuer Siedlungen in den fünf *bolsas* am Fluss zu geben, noch klare Weisungen, das rutschende Erdreich der Abhänge wenigstens zu befestigen.

Haben der Gottkönig und der überhebliche Adel die Welt der Bauern aus dem Blick verloren? So wie die Bildhauer und die Steinmetzen der Maya, die (anders als etwa die Künstler des Alten

Also, das kann man annehmen, martert sich der König, sticht sich mit langen Dornen in den Körper, um den Göttern sein kostbarstes Opfer darzubringen. Und wahrscheinlich werden seine Priester auch Gefangene – Krieger, die aus verfeindeten Nachbarstädten geraubt worden sind – den Göttern von Mais und Wasser und Erde darbringen, auf dass ihr Zorn verrauche.

Vergebens.

Merkwürdig jedoch bleibt: Warum ergeben sich die Bauern den Ritualen von König und Priestern und versuchen nicht selbst, ihre Felder zu retten? Es wäre doch so einfach, wenn auch kräftezehrend: Denn die Technik der Ter-



Ägypten) auf ihren Reliefs die einfachen Untertanen und deren Lebenswelt ebenfalls ignorieren?

Kaum. Wahrscheinlich haben sie die Gefahr gekannt – und tatsächlich einen Weg gesucht, ihr zu begegnen. Doch nicht mit Terrassen will der König das zerfließende Land zurückhalten – sondern mit Blut.

Denn die Maya sind davon überzeugt, dass bereits mehrere andere Welten der ihren vorausgegangen sind. Jede wurde zerstört in einer Naturkatastrophe, und nun droht auch ihre Welt unterzugehen.

Alle Maya beten zu den gleichen Göttern und benutzen die gleiche Schrift, doch in ihren Bauten entwickeln die Architekten je nach Region einen eigenen Stil. Etwa in Xpuhil (oben), wo dieser Palast von Türmen flankiert wird, die keinerlei praktische Funktion haben. Eher klassischer Bauart ist das Zentrum von Palenque mit einem Heiligtum (rechts außen) und dem Tempel der Inschriften (Bildmitte), dem Grabbau des berühmtesten Herrschers der Stadt

rassierung steiler Hänge ist ihnen seit langem bekannt.

Mangelt es an Arbeitskräften für die immensen Erdarbeiten? Weil möglicherweise die Bauern Frondienste leisten müssen für die Prestigebauten des Königs?

Vielleicht ist es so. Womöglich aber könnten die Bauern ihre Felder durchaus retten – wollen es aber nicht. Denn es sind gar nicht ihre Felder: Der König und der Adel besitzen wahrscheinlich den gesamten Boden von Copán. Die Bauern nutzen ihn nur. Dafür liefern sie Teile der Ernte ab. Als Pacht und Steuer. Weshalb also sollen die Bauern, solange in den *bolsas* noch ausreichend Mais wächst, mit hohem Aufwand Bergfelder retten? Felder, die steil über dem Fluss mühsam angelegt und bewässert werden müssen, deren Fruchtbarkeit sich ohne Hochwasserdüngung in wenigen Jahren

erschöpft und die ihnen dabei noch nicht einmal gehören?

So entfaltet sich unter Uaxaclahun Ubah Kaul eine verhängnisvolle Dynamik. Seine Monumentalbauten rauben den Bergen den alten Baumbestand. Das Bevölkerungswachstum, wahrscheinlich ausgelöst durch eine lange Phase stabiler politischer Verhältnisse und reicher Ernten, beschleunigt sich rasant.

Es ist eine Welt am Rande des ökologischen Kollaps.

KÖNIG UND ADEL HALTEN weiterhin Hof, umgeben von Prunk und von Luxus. Die Priester verrichten den Kult der Opfer, beobachten die Gestirne und berechnen nach komplexen Kalendern, die orientiert sind am Lauf der Sonne und den Mondphasen, die günstigsten Daten für Feste, für politische Zeremonien und rituelle Ballspiele.

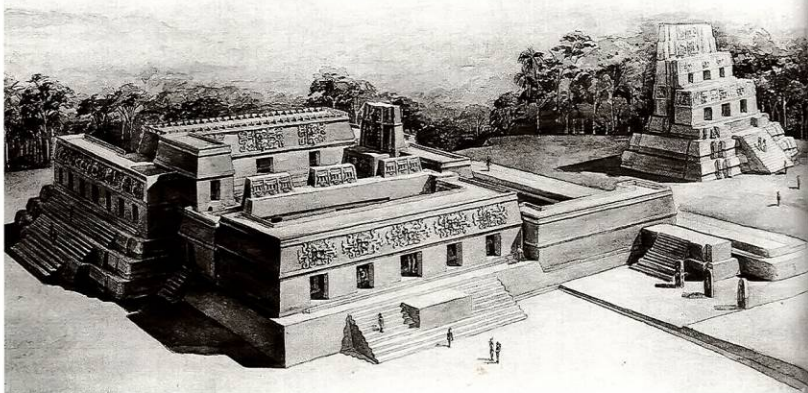
Copán ist reich, nicht zuletzt, weil es als Regionalmacht neben anderen kleinen Stadtstaaten auch das benachbarte Quiriguá kontrolliert. Quiriguá selbst ist zwar nur eine bescheidene Residenz, etwa 50 Kilometer nördlich. Doch es liegt auf dem großen Handelsweg zum Karibischen Meer – und im Tal von Motagua mit seinen Lagerstätten von Jade. Damit verfügt der König über wertvolle Vorkommen an diesem Stein. Er ist das Gold der Maya, der zu Schmuck, zu Mosaiken und zu Masken verarbeitet wird.

Auf dem Handelsweg werden Meeresschnecken transportiert, Türkise, Jaguarfelle, Federn von Papageien, Keramik, Baumwolle, Kakao, Tabak. Und Obsidian, den man in Copán aus den Bergen von Guatemala importiert, um scharfe Klingen daraus zu fertigen. Trägerkarawanen schleppen die Lasten, mit Stirnriemen. Wichtige Botschaften und





Zu den auffälligsten Monumenten des Stadtstaats von Edzná gehört der fünfstöckige, 40 Meter hohe Haupttempel. Er ist über einem älteren Bau errichtet worden. Selbst als es durch Auslaugung der Böden ab etwa 800 n. Chr. verstärkt zu Hungersnöten und Unruhen kommt, versuchen die Herrscher, ihre Autorität durch prachtvolle Projekte zu untermauern. Der auf einer mächtigen Plattform ruhende Palastkomplex von Uaxactún (rechts) etwa ist durch zahlreiche Umbauten kleinerer Tempel entstanden



Nachrichten werden von Läuferstaffetten überbracht.

Die außenpolitischen Bedingungen sind günstig. Copán nutzt ein militärisches Patt. Denn die beiden Großmächte im Flachland des Petén – Calakmul und Tikal – halten sich gegenseitig in Schach: Tikal hat Calakmul besiegt, doch nicht vernichtet. Nun sind beide zu schwach, um über ihre Nachbarn herzufallen. In diesem komplizierten Machtgefüge schlagen sich die meisten der kleineren Stadtstaaten auf eine der beiden Seiten (siehe Karte Seite 172). Copán und Quiriguá stehen wohl in einem losen Bündnis mit Tikal.

Im Jahr 724 wird in Quiriguá „unter der Aufsicht“ von Uaxaclahun Ubah Kaul ein neuer Regent eingesetzt. Eine reine Formalität, da Quiriguá schon seit bald 300 Jahren Copáns Vasall ist und wenig darauf deutet, dass sich dies ändern könnte.

Doch mit der Inthronisation in Quiriguá nimmt das Verhältnis für Uaxaclahun Ubah Kaul seinen Lauf. Denn der neue König der bisherigen Vasallenstadt kündigt Copán die Gefolgschaft auf. Wann genau und warum, weiß man nicht. Aber Quiriguá macht sich selbstständig. Möglicherweise mit Unterstützung der Großmacht Calakmul.

Uaxaclahun Ubah Kaul greift den Verräter an. Im Frühjahr 738. Gut möglich, dass er nur des Treuebruchs wegen losschlägt. Vielleicht aber auch aus anderen Motiven: Denn Anfang des gleichen Jahres wird in Copán der neue Ballspielplatz vollendet. Bei seiner Einweihung aber müssen Menschen geopfert werden. Wie bei allen großen Zeremonien der Maya.

Die Opfer, zumeist Adelige anderer Städte, sind in der Regel Kriegsgefangene. Und vielleicht ist Menschenraub der entscheidende Grund, weshalb der König von Copán im April 738 gegen Quiriguá zieht.

In den letzten Tagen des April ist der Feldzug beendet. Von den Schlachten dieses Krieges berichtet keine Chronik, welche die Zeiten überdauert hat, keine Einzelheit ist heute noch bekannt. Si-

cher ist nur: Der Stadtstaat von Copán erleidet die größte politische Katastrophe seiner Geschichte. Seine Truppen werden vernichtend geschlagen – und sein König wird der Gefangene seines einstigen Vasallen.

Am 29. APRIL 738 geschieht in Quiriguá das Unglaubliche: Uaxaclahun Ubah Kaul – gut ein halbes Menschenalter König von Copán und einer der größten Bauherren in der Geschichte der Maya – wird zu Ehren der Götter enthauptet.

Die Herrscher des Jenseits haben sich abgewandt von Copán. Zwar verliert die Stadt mit dieser verheerenden Niederlage und der rituellen Opferung des Königs noch nicht ihre Unabhängigkeit,

umlaufen ihre Reliefs den Altar. Auf diese Weise sitzt der erste König und Gründer der Dynastie von Copán neben dem letzten ihrer Monarchen: Yax Pasah.

Es ist, als wolle Yax Pasah mit seinem Altar, auf dem kein Platz mehr ist für weitere Herrscher, sagen: Mit mir schließt sich der Kreis der Könige.

Und so vollzieht sich in Copán, nur heftiger und mit Spuren, die spätere Generationen hier leichter entziffern können als irgendwo sonst, eines der großen Dramen der Weltgeschichte: der Untergang der Maya.

Durch Raubbau und Überbevölkerung haben die Menschen im Tal von Copán den Boden zerstört, von dem sie leben. Und zur ökologischen Katastro-

Durch Handel werden die Maya-Städte reich – bis die Götter sich abwenden

keine fremde Armee besetzt das Land. Doch vermindert ist ihr Reichtum und, vielleicht noch wichtiger, vernichtet ihr Ruhm.

Versperrt ist fortan der Zugriff auf die Jade-Steinbrüche von Quiriguá und den Handelsweg durch das Tal von Motagua. Und das Ansehen der Königsdynastie Copáns ist ruiniert, zum ersten Mal in der 300-jährigen Geschichte der Stadt. Auf allen Baustellen des 13. Königs, der einmal verehrt wurde wie ein Gott, wird die Arbeit eingestellt. Jarelang errichteten Arbeiter keine Stelen, Pyramiden und Tempel mehr. Die Niederlage lähmt die Stadt.

Erst unter Yax Pasah, der 763 als 16. König den Thron von Copán besteigt, erwacht die Stadt wieder aus ihrer Erstarrung. Doch das Ende der Dynastie ist nun nicht mehr aufzuhalten. Und der neue König scheint das auch zu ahnen.

Im Jahr 776 lässt Yax Pasah im Herzen der Akropolis und vor der Westtreppe der höchsten Pyramide von Copán einen gewaltigen Altar aufstellen. Einen quadratischen Steinblock, den auf allen Seiten jeweils vier verschwenderisch gekleidete Männer schmücken.

Im Schneidersitz hat sich jeder der 16 steinernen Könige von Copán auf einer Hieroglyphe niedergelassen. Lückenlos

phe gesellt sich die politische: Nicht nur ein König als Person, sondern die Institution selbst ist enteignet. Ist denn nicht der bedeutendste Herrscher schmählich einer kleinen Stadt erlegen und dort geopfert worden? Hat denn irgendein König den Boden halten können, der unaufhaltsam in den Fluss gerissen wird?

Wenn der König aber fällt, dann droht die politisch und kultisch gefügte Pyramide der Maya-Gesellschaft auseinander zu brechen.

Schon unter Yax Pasah, dem 16. König, errichten sich Adelige und Reiche Villen, ausgedehnt und prunkvoll wie Paläste. Und sie stellen ihren Pomp und ihre Macht mit Plastiken und Inschriften zur Schau. Ein unglaublicher Vorgang, weil das bis dahin stets das Privileg des Herrschers gewesen ist – und ein Indiz dafür, dass sich Copán in eine Art Oligarchie verwandelt hat: Regiert zwar noch von einem König, doch nur noch mit Zustimmung der Adligen und der Reichen.

Nach Yax Pasah ist nur noch ein einziger Monarch von Copán bekannt. Das Monument seiner Thronbesteigung trägt das Datum 10. Februar 822. Auf den an-

Anhaltende Dürren, schwindende Königsautorität oder ökologischer Raubbau mögen zum Kollaps der Staatenwelt im Maya-Tiefland beigetragen haben. Aber waren dies die einzigen Gründe?

Götterdämmerung auf Yucatán

Zwischen 750 und 950 n. Chr. verschwand eine ganze Zivilisation. Der Kollaps der klassischen Maya-Kultur ist eines der großen Rätsel der Archäologie. Wohl nirgendwo sonst auf der Welt sind so viele Städte für immer aufgegeben worden, wie auf der Halbinsel Yucatán. Der Untergang hat alle Städte im südlichen Tiefland (Guatemala, Belize und Teile Südmexikos) erfasst – vom relativ abgelegenen Copán (letztes durch eine Inschrift belegtes Datum: 822 n. Chr.) bis zur mächtigsten aller Maya-Städte, Calakmul (909 n. Chr.). Welche Faktoren haben diesen Untergang ausgelöst?

Forscher wissen heute, dass die Bevölkerungsdichte in den letzten Jahrzehnten vor dem Kollaps dramatisch zugenommen hatte, dass die Bevölkerungskurve dann aber irgendwann nach 800 abknickt. Innerhalb von rund 150 Jahren wurde das Tiefland, wo zuvor Millionen Menschen lebten, entvölkert. Diese Menschenmassen waren eine außerordentliche Belastung für ihre Umwelt. Die Analyse von Pollenresten aus Seen im mexikanischen Bundesstaat Quintana Roo weist auf eine Zerstörung der Wälder und die Ero-

sion und Auslaugung von Böden hin. Forscher untersuchten auch Sedimente aus dem Golf von Cariaco vor der Küste Venezuelas und entdeckten, dass es um die Jahre 810, 860 und 910 in Zentralamerika kaum geregnet hat. Die mehrjährigen Dürreperioden könnten, so eine These der Historiker, der wichtigste Grund für den Kollaps gewesen sein.

Gleichzeitig hat die zunehmende Bevölkerung eine intensivere Landwirtschaft notwendig gemacht. Doch konnten die dünnen tropischen Böden eine derartige Nutzung nicht langfristig tragen, und das ganze System dürfte immer anfälliger geworden sein für Klimaschwankungen und Bedrohungen durch Unwetter oder Pflanzenkrankheiten.

Die Folgen von Mangelernährung lassen sich am Knochenbau ablesen – Skelettfunde aus der Zeit unmittelbar vor dem Kollaps weisen deutliche Anzeichen für ernährungsbedingte Krankheiten auf. Auch die Kindersterblichkeit nahm als Auswirkung der schlechten Versorgung zu.

Zu Beginn des 9. Jahrhunderts hatten die Maisbauern, die den größten Teil der Bevölkerung ausmachten, das letzte verfügbare Stück Land bebaut

und den Waldbestand zerstört. Die Verknappung der Ressourcen – und das waren nicht nur Land, auf dem die Grundnahrungsmittel Mais, Bohnen und Kürbisse produziert wurden, sondern auch Trinkwasser sowie Holz und Palmstroh, aus dem die Häuser der Bauern errichtet wurden – führte zu einer Eskalation von Konflikten. Die Herrscher waren nicht in der Lage, Lösungen für die immer dringenderen Probleme zu finden. Stattdessen vergrößerten sie ihre Paläste und versuchten mit Prunk ihre schwindende Königsautorität zu sichern.

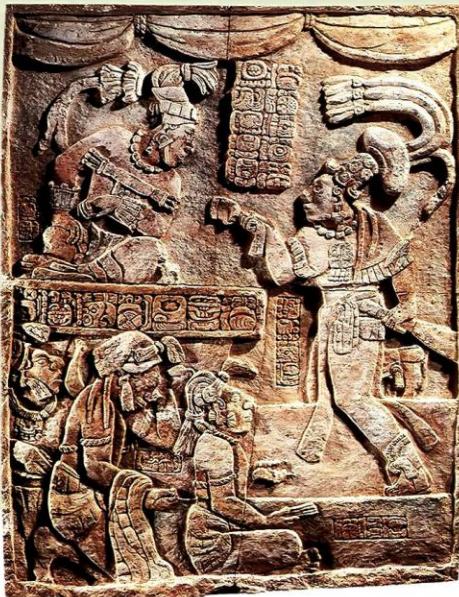
Dieses Szenario wirkt zunächst plausibel. Sieht man sich jedoch die archäologischen Daten genauer an, so erkennt man, dass es keine einfache Erklärung für den Zusammenbruch der Maya-Kultur geben kann. Die ersten Städte, die bereits im 8. und frühen 9. Jahrhundert verlassen wurden, waren Palenque, Dos Pilas, Pie-

dras Negras und Yaxchilán – ausgerechnet Zentren, die an Flüssen oder Seen lagen und stets Zugang zu Wasser hatten. Dies spricht gegen die These von der großen Dürre.

Mehr noch: Pollenanalysen aus der Umgebung von Dos Pilas zeigen an, dass hier der Boden nicht zerstört und der Urwald sogar in großen Teilen noch erhalten war.

Heute besteht unter den Forschern deshalb weitgehend Einigkeit, dass sich der Untergang der klassischen Maya in zwei Schritten vollzogen hat. Zuerst verschwanden die überlieferte soziale Ordnung und das Gottkönigtum. Nachdem die politischen Institutionen zerfallen waren, folgte mit einer Verzögerung von 100 bis 200 Jahren das Verlassen der Städte durch die einfache Bevölkerung.

Wer den Kollaps deuten will, muss daher zunächst erklären, welche Prozesse zum Zusammenbruch des Gottkönigtums



Am 25. August 783 bietet ein Feldherr dem thronenden König von Yaxchilán drei Gefangene als Tribut an. Kriege zwischen den Stadtstaaten haben den Niedergang der Maya möglicherweise beschleunigt

fürten. Vieles spricht dafür, dass die Wurzeln dieses Zerfalls bis weit in die Blütezeit der Maya zurückreichen, als im späten 7. Jahrhundert eine der beiden Großmächte des Maya-Tieflands, die Stadt Calakmul, von Tikal erobert wurde. Dem Sieger gelang es jedoch nicht, die zuvor von Calakmul beherrschten Kleinstaaten in den eigenen Herrschaftsbereich zu integrieren. Die Folge war eine Zersplitterung des Tieflands in eine Vielzahl konkurrierender Kleinstaaten und eine Eskalation der Konflikte. In den Kriegen gegeneinander rieben sich die Staaten und ihre Adelsdynastien auf. Kein Staat war mächtig genug, um eine neue politische Ordnung zu schaffen.

So lösten sich das Königtum und damit die Staaten und deren Infrastruktur gewissermaßen selbst auf – ein Prozess, den Historiker und Politologen „Balkanisierung“ nennen.

Die dichte Bevölkerung verlangte aber in jener Epoche nach immer mehr Ressourcen. Mit dem Ende der Monarchie fehlte jedoch eine politische Macht, die in der Lage gewesen wäre, neue Formen der landwirtschaftlichen Produktion zu entwickeln und genug Arbeitskräfte zu rekrutieren, um große Wasserreservoirs, Feldbauterrassen oder Bewässerungssysteme anzulegen. Folge: Die organisations- und führerlosen Maya-Städte wurden von der hungernden Bevölkerung aufgegeben, die Zivilisation kollabierte. Nur in den Randbezirken des Tieflands und im Hochland von Guatemala lebte die Maya-Bevölkerung in bescheidenen Städten weiter fort.

Prof. Dr. Nikolai Grube, 42, lehrt Altamerikanistik in Bonn und Austin/Texas.

deren Seiten dieses Gedenksteins beginnt ein Künstler ein Relief in den Stein zu schaben. Doch es bleibt unvollendet, kein König scheint mehr auf die Fertigstellung zu drängen. Irgendwann nach dem Jahr 822 erlischt das Königtum von Copán.

Möglicherweise begleiten Aufstände von Bauern den Untergang der Monarchie und später auch den des Adels. Doch Zeichen massiver Zerstörungen im 9. Jahrhundert finden sich nicht in Copán. Nur Spuren von Plünderungen und Hinweise auf ausgeraubte Gräber.

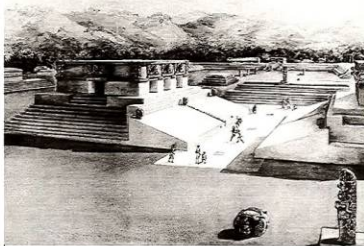
Bis zu 26 000 Menschen leben zu jener Zeit im Tal. Viel zu viele. Ernte für Ernte sinken die Erträge der verwüsteten Böden. Bald herrscht Hunger. Und mit dem Hunger ziehen Seuchen ein. Die Tuberkulose breitet sich aus, die Kindersterblichkeit ist dramatisch hoch, die Fruchtbarkeit der Frauen nimmt wegen des chronischen Eisenmangels ab. Und so stirbt Copán einen langsamen, einen schleichenden Tod.

Um 900 n. Chr. siedeln noch etwa 15 000 Menschen im Tal – etwa so viele wie zu Beginn der Regierungszeit von Uaxaclahun Ubah Kawi. Adelige herrschen über Bauern. Die Akropolis allerdings ist so gut wie verlassen, und ihre Treppen, Pyramiden und Tempel dienen bald als Steinbruch. Um das Jahr 1000 ist die Zahl der Talbewohner auf etwa 7500 geschrumpft. Es sind wahrscheinlich nur noch Bauern, die weder die Hieroglyphen ihrer Ahnen zu lesen vermögen, noch um die Namen der einstigen Könige wissen.

Denn die Priester und Adligen, die die Schriftkundler, die das Gedächtnis ihres Volkes bewahrt haben, sind verschwunden, sind vielleicht einfach in den Bauernstand abgesunken.

Im Verlauf der nächsten 200 Jahre wird das Tal fast vollständig verlassen. Die Hänge sind nackt und die Böden der *bolsas* weitgehend erschöpft. Nach und nach bemächtigen sich Feigenbäume und Lianen der Ruinen und überziehen sie mit dichten Schleppen von Grün. Copán ist vergessen. Für Jahrhunderte.

Und dies ist nur ein kleines Drama im großen. Denn überall im südlichen Tiefland kollabieren zwischen den Jahren 750 und 950 die Stadtstaaten der Maya.



Bald nach dem Jahre 822 kämpft niemand mehr vor dem Maya-Adel auf dem Ballspielplatz von Copán. Zunächst leben noch Bauern in der einstigen Metropole, bis auch sie der Stadt den Rücken kehren

Es ist kein äußerer Feind, der die Reiche niederruft. Kein Invasionsheer, keine Völkerwanderung stürmt die Staaten.

Der Niedergang trifft die Städte zu unterschiedlichen Jahrzehnten, unterschiedlich schnell und unterschiedlich hart. Komplex sind seine Ursachen; die Auslaugung des Bodens sowie die Auflösung der politischen Ordnung, wie man sie aus Copán kennt, mögen anderswo keine Rolle gespielt haben; dafür stoßen die Historiker dort auf andere Faktoren (siehe Kasten Seite 62).

Sicher ist nur, dass nach dem Jahr 1000 ganze Regionen entvölkert sind, dass Städte vom Regenwald geschluckt und Hieroglyphen für Jahrhunderte vergessen werden. Als die Konquistadoren 1517 Yucatán erreichen, stoßen sie zwar noch an der Küste auf einige Maya-Städte, doch dies sind nur noch Reste einer einst blühenden Hochkultur.

ERST IM NOVEMBER 1839 entdeckt der Amerikanische Abenteurer John Lloyd Stephens im Regenwald die Ruinen von Copán. „Die Trümmerstadt lag vor uns gleich einer mitten im Meer zerschellten Barke“, notiert er in seinem Tagebuch. „Und niemand weiß zu sagen, woher sie gekommen ist oder wem sie gehörte, wie lange sie auf der Reise war und was der Grund ihres Untergangs war.“ □

Walter Saller, 48, schreibt regelmäßig für GEOEPOCHE. Die Illustrationen der Archäologin Tatiana Proskouriakoff (1909–1985) sind ihrem 1946 erschienenen Album entnommen.

Als eine der wenigen präkolumbischen Kulturen entwickeln die Maya eine Schrift, in der sie alles, was gesagt wird, festhalten können. Doch ihre Bild- und Silbenzeichen sind so komplex, dass Forscher seit rund 200 Jahren an der Entzifferung arbeiten

Das Rätsel der Glyphen

VON ANDREA RITTER

Der spanische Franziskanermonch Diego de Landa sah in den Büchern „Täuschungen des Teufels“. Offenbar erkannte er jedoch wenigstens den kulturellen Wert ihrer Schrift: Obwohl er 1562 sämtliche Bücher in seinem Umkreis verbrennen ließ, ordnete er die Maya-Zeichen den Buchstaben des lateinischen Alphabets zu. Seine Übersetzung war zwar nicht korrekt, aber sie lieferte bereits einen Schlüssel zur Entzifferung der Glyphen. Doch dann verschwand das „Landa-Alphabet“ in spanischen Archiven und geriet in Vergessenheit.

Als im 19. Jahrhundert Forschungsreisende die Ruinen der Maya-Städte und ihre zahlreichen Inschriften wiederentdeckten, war ihnen die Entzifferung lange Zeit unmöglich. Alles, was die Wissenschaftler jener Tage zu entziffern vermochten, waren die Kalenderdaten der Maya, ihr Zahlensystem und astronomische Berechnungen. Viele Forscher vermuteten, die Maya-Schrift bestehe nur aus Bildern: Jedes Zeichen verweise auf ein vollständiges Wort oder ein Ereignis.

1945 verglich der russische Linguist und Schriftenspezialist Jurij Knorosow eine Ausgabe von Diego de Landa's Bericht mit einer Reproduktion der damals bekannten Maya-Handschriften. Knorosow fand heraus, dass Landa's alphabetische Übersetzung nicht korrekt sein

konnte: Jede Glyphe stand nicht für jeweils *einen* lateinischen Buchstaben, sondern für eine Buchstabenkombination – für eine Silbe.

Der Russe verglich die Glyphen mit den bereits entschlüsselten Schriftsystemen der Ägypter und der Sumerer. Und folgerte daraus schließlich, dass die Maya-Schrift (ebenso wie andere antike Schriften) Silben- und Bildzeichen miteinander kombinierte.

Als Knorosow 1952 seinen ersten Bericht veröffentlichte, lehnten ihn die meisten Fachkollegen ab – einer bezeichnete ihn gar als marxistische Propaganda. Erst rund zehn Jahre später bezogen vor allem nordamerikanische Forscher für Knorosow Stellung. An weiteren Entzifferungen demonstrierten sie, dass die Maya-Schrift tatsächlich aus Bild- und Silbenzeichen bestand.

Wie bei einem Kreuzworträtsel, das einfacher wird, je mehr Felder ausgefüllt sind, konnte mit der Schrift auch die Maya-Sprache der Klassik, Proto-Chol, rekonstruiert werden. Heute kann man den überwiegenden Teil der Inschriften lesen. Auch wenn noch nicht alle der rund 800 Schriftzeichen entziffert sind, gibt es doch von den meisten zumindest eine Vorstellung, was sie bedeuten könnten (siehe Kästen).

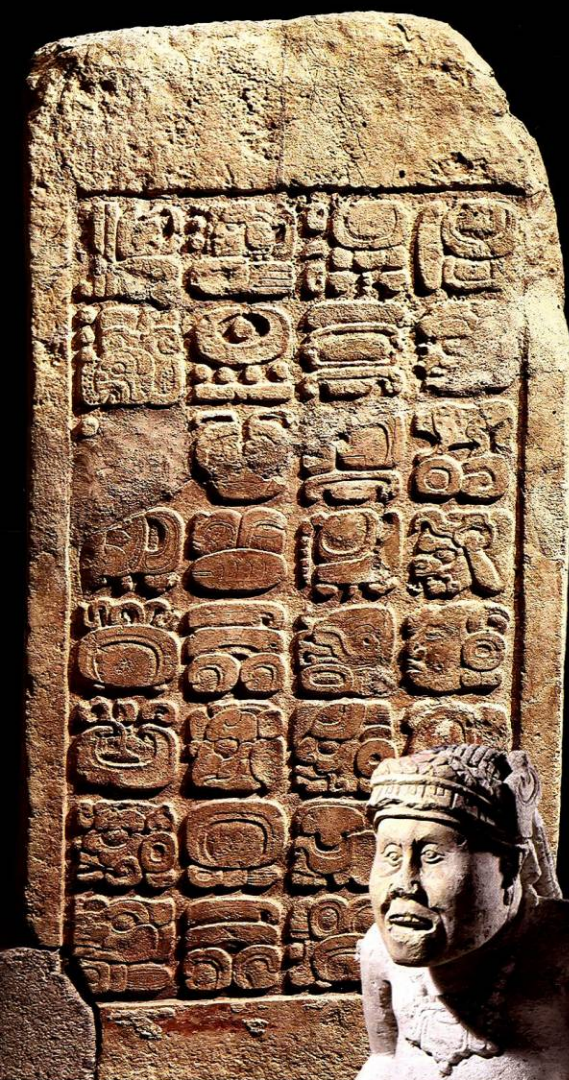
Überdauert haben vor allem die in Stein gemeißelten Inschriften – etwa an öffentlichen Monumenten, Tempeln, auf Stelen oder Türstürzen. Sie berichten von politischen oder geschichtlichen Ereignissen, von

religiösen Riten, von Kriegen, Gefangennahmen, Hochzeiten, Geburten und Thronjubiläen der Herrscher.

Schreiben und lesen konnten diese Texte allerdings nur Adelige und Priester. Damit auch das Volk die Botschaften verstand, wurden die Texte mit Bildern ergänzt. Für die vielen verschiedenen Schreibweisen der Textglyphen gibt es vermutlich vor allem ästhetische Gründe. Die Schreiber strebten bei der Gestaltung ihrer Texte künstlerische Perfektion an und versuchten, ihre Niederschriften so variationsreich wie möglich zu gestalten.

Ob es bei den Maya auch poetische Literatur gegeben hat, ist ungewiss, aber nicht unwahrscheinlich. Man kennt aus der frühen Kolonialzeit Liedtexte in lateinischer Schrift, bei denen es sich womöglich um Überlieferungen aus präkolumbischer Zeit handelt. Vermutlich wurden sie in den Büchern niedergeschrieben, welche die Maya der Klassik auch für ihr astronomisches, kalendarisches und religiöses Wissen verwendeten. Deren Seiten bestanden aus den Fasern der Feigenbaumrinde. Sie wurden mit Stärke vermischt, zu flachen Streifen gepresst und anschließend mit einer feinen Kalkschicht geweißt. Die mehrere Meter langen Papierstreifen wurden dann wie eine Ziehharmonika zusammengefaltet und in Holz oder Jaguarfell eingebunden.

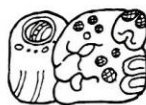
Doch fast alle Handschriften sind im feuchtheißen Klima verwittert oder wurden von den Spaniern verbrannt. Heute sind nur noch vier Bücher der Maya erhalten.



Schreiber, hier eine Skulptur aus Copán, benutzen Rindenpapier. Andere meißeln Inschriften in Stein – etwa in diese rund 1500 Jahre alte Stele aus Yaxchilan. Lesen können die Texte nur Adelige und Priester



balam



(ba-)balam



balam(-ma)



(ba-)balam(-ma)



ba-la-m(a)

Fünf Schreibweisen für denselben Begriff:
»Jaguar« links oben als Bild und danach als Kombination verschiedener, jedoch gleichlautender Silbenzeichen

Wie bei unserer heutigen Schrift konnten die Maya der klassischen Zeit (300–900 n. Chr.) jedes gesprochene Wort und jede grammatische Form ihrer Sprache mit schriftlichen Zeichen ausdrücken. Dabei verwendeten sie jedoch keine einzelnen Buchstaben, sondern Bild- und Silbenzeichen. Die Bildzeichen (Logogramme) gaben die Bedeutung vollständiger Wörter wieder. Die Silbenzeichen (Syllabogramme) gaben einen Laut wieder, der aus einem Konsonanten und einem Vokal bestand.

Es gab jeweils etwa 400 Bild- und Silbenzeichen, die nahezu beliebig miteinander kombiniert werden konnten. So war es möglich, dasselbe Wort durch unterschiedliche Schreibweisen wiederzugeben. Zum Beispiel konnte das Wort »Jaguar« (balam) bildhaft durch den Kopf einer Raubkatze dargestellt werden oder abstrakt durch verschiedene Kombinationen der Silbenzeichen *ba*, *la* und *ma*. Der Vokal am Ende der

letzten Silbe bleibt in der Regel stumm; die Lesart ist also *balam* (siehe oben).

Die Bildzeichen sind jedoch nicht immer eindeutig – schließlich könnte der Kopf einer Raubkatze auch für einen Ozelot stehen. Um die richtige Deutung des Bildzeichens zu gewährleisten, wurde es deshalb häufig durch ein oder mehrere Silbenzeichen (Affixe) ergänzt. Zusammengesetzte Glyphen können aus einem Hauptzeichen und diversen Affixen bestehen, die in der Regel von links nach rechts und von oben nach unten gelesen wurden.

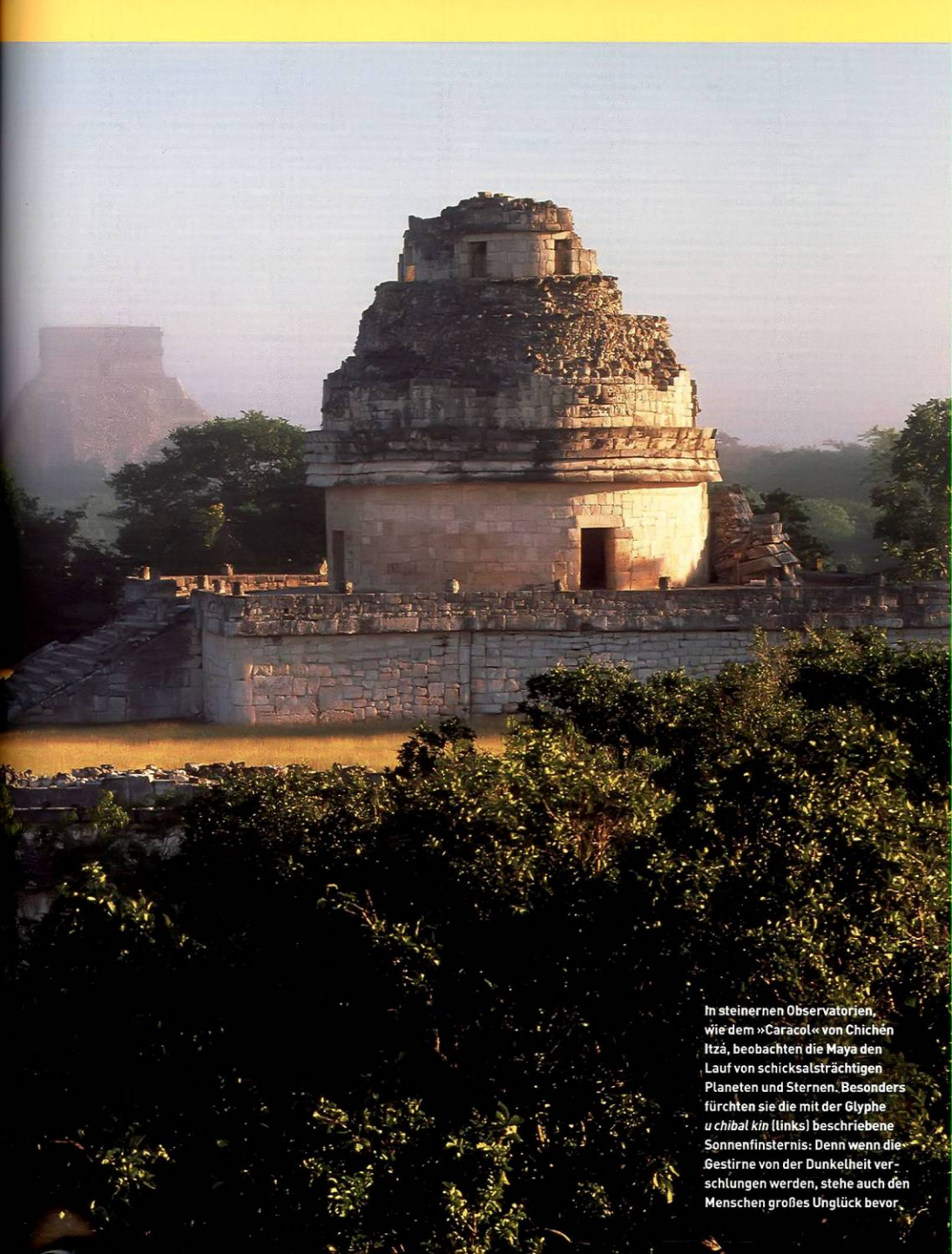
Für die grammatischen Zeiten wurden Verb-Endungen verwendet, an denen sich ablesen ließ, ob eine Handlung erst begonnen hatte oder bereits abgeschlossen war. Von besonderer Bedeutung für die Erforschung klassischer Maya-Gesellschaften und ihrer politischen Beziehungen sind auch die Emblem Glyphen. Als eine Art Stadtappen der großen Maya-Zentren geben sie Auskunft darüber, welcher Herrscherdynastie oder welchem Territorium ein Text zuzuordnen ist.





Der Kosmos der Maismenschen

Die Maya leben in einer vom Glauben regierten Welt: Zeit und Raum sind für sie beseelt, Götter- und Menschenreich untrennbar miteinander verbunden. Sie nähren die Unsterblichen mit Blut, Kakao und Jade, bilden in ihren Städten den Kosmos nach und verfolgen die Bahnen der heiligen Mächte am Firmament. Nur an wenigen Orten lässt sich die Geschichte ihrer Rituale für Archäologen so genau rekonstruieren wie in *Cival* – einer uralten, entlegenen Stadt im Regenwald Guatemalas, die erst seit kurzer Zeit erforscht wird



In steinernen Observatorien, wie dem »Caracol« von Chichén Itzá, beobachten die Maya den Lauf von schicksalsträchtigen Planeten und Sternen. Besonders fürchten sie die mit der Glyphe *u chibal kin* (links) beschriebene Sonnenfinsternis: Denn wenn die Gestirne von der Dunkelheit verschlungen werden, stehe auch den Menschen großes Unglück bevor.

Salvador López wiegt skeptisch den Kopf, zieht seine Schirmmütze ab, steckt den Kugelschreiber hinter Ohr, wischt sich den Schweiß von der Stirn. Er muss überlegen. Bewerten. Entscheiden. Aber wie soll man denken an diesem Ort, an dem man noch nicht einmal richtig atmen kann?

Die Hitze des Nachmittags hat sich schwer über den Wald gelegt, die Luft ist zäh wie Sirup. Alle paar Minuten heben die Zikaden zu einer neuen Sinfonie aus zirpenden, quäkenden, pfeifenden Wogen an, die jedes Gespräch verstummen lassen und dann plötzlich wieder zwischen den Bäumen verhallen. Die Mücken formen dunkle Geschwader. Und Señor López – ein Archäologe, der schon seit Jahren keine Schaufel mehr in die Hand genommen hat – reibt sich verlegen das Kinn.

Im Auftrag des „Instituto de Antropología e Historia“ (IDAEH), des archäologischen Instituts von Guatemala, soll er die Ausgrabungen hier in Cival inspizieren. Noch aber fällt es ihm schwer, diese eigenartige Geisterstadt zu begreifen, die fast zwei Jahrtausende lang versunken war mitten im Regenwald an der Grenze zu Belize – mehr als 60 Kilometer von jeder neuzeitlichen Siedlung entfernt.

Eine heilige Metropole soll sie gewesen sein, eines der ältesten Zentren im Reich der Maya. Ein Pilgerziel, eingebunden in ein Netzwerk aus Stadtstaaten und bewohnt von vielleicht mehr als 10 000 Menschen.

Doch die Zeit hat der Welt von Cival längst ihre Pracht geraubt, hat Tempel, Paläste und Wohnhäuser in unscheinbare Erdhügel verwandelt, die vom dichten Wald überwuchert, von Grabräubern durchpflügt worden sind – und nun kaum noch die besondere Vergangenheit dieses Ortes errahnen lassen.

Quer durch ein Trümmerefeld aus fauligen Baumstämmen und grünbraun verkrusteten Mauerresten sind wir, den Ameisenstraßen folgend, auf den mächtigsten Berg der Umgebung gestiegen, unter dem sich der Haupttempel Civals verbirgt. In etwa 20 Meter Höhe, auf einer Zwischenplattform knapp 15 Meter unter dem Gipfel, bleibt Inspektor López nun stehen: Ein schmaler, stockdunkler Gang windet sich vor uns ins Erdinnere.

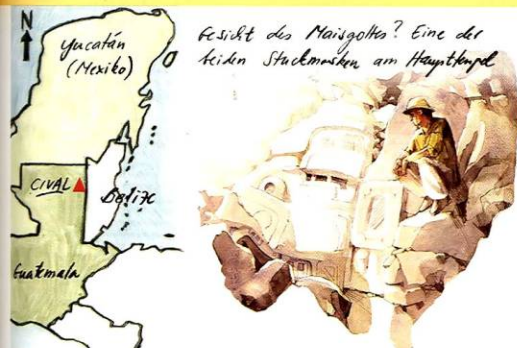
„Kommen Sie“, sagt López, schaltet die Taschenlampe ein und klettert voran in die Finsternis. Grobe Planken ebnen den Weg. Ein paar Holzpfeiler stützen die Decke, wo fein verzweigte Wurzeln sprießen, Spinnen und Würmer kriechen und Steine bedrohlich lose herausragen.

López flucht, der Tunnel müsse viel besser abgesichert werden, die Gefahren seien völlig unabschätzbar. Dann aber, als wir nach zehn Metern an einem T-Stück das Ende des Schachtes erreichen, wird er plötzlich ganz still.

Zwei gewaltige Stuckmasken wölben sich vor uns aus der Wand, geschmückt mit fein ziselierten Mustern und glänzend weiß verputzt, jede gut fünf Meter breit und drei Meter hoch. Gesichter mit L-förmigen Augen, Fangzähnen und



Auf Vasen und Trinkbechern halten die Maya ihre Mythen in Zeichnungen fest, die der Fotograf Justin Kerr durch Rotation der Gefäße plan sichtbar gemacht hat: hier eine Opferzeremonie zu Ehren des weisen Itzamná (Mitte), der zu den höchsten Göttern im Maya-Pantheon zählt



Die Maya-Stadt Cival, gelegen im Osten Guatemalas, erreichte ihre Blütezeit schon um 150 v. Chr. – mit rund 10 000 Einwohnern

Hakennasen. Kunstwerke, mehr als 2000 Jahre alt und doch so gut erhalten, als hätten sie erst vor wenigen Augenblicken ihren letzten Schliff erhalten.

„Der Maisgott“, sagt López – und streicht langsam, fast andächtig über den Kalk.

DER MAISGOTT oder „erste Vater“ gilt als Schlüsselfigur in der komplexen Mythologie der Maya: Es hieß, er verkörpere den ewigen Kreislauf von Leben und Tod. Und der Legende nach soll er auch die Genesis der Gegenwart dirigiert haben.

Wie andere frühe Hochkulturen Mesoamerikas gingen die Maya davon aus, dass der Kosmos im Laufe der Jahrtausende wieder und wieder neu erschaffen werde. Sie selbst wänten sich in einer Schöpfung, die ihrem Kalender nach am Tag „4 Ahau 8 Cumku“ begonnen hatte, am 11. August 3114 v. Chr., und deren Entstehung sie sich in etwa so ausmalten:

Eine Sintflut hatte das vorherige Universum zerstört, und der Himmel war auf die Erde gefallen. Nur Stille und Dunkelheit herrschten. Nur die Götter existierten.

Zwei davon, der Maisgott und sein Zwillingbruder, galten als besonders begabte Ballspieler. Doch die Götter der Unterwelt ärgerten sich über den Lärm ihres Spiels, und so forderten sie die beiden heraus, zu ihnen ins Reich der ewigen Finsternis hinabzusteigen und gegen sie anzutreten. Doch das Duell war eine Falle, die Zwillinge kamen um.

Die Söhne des Maisgottes, auch Zwillinge, mussten später ebenfalls gegen die Götter der Unterwelt antreten. Sie aber siegten, ließen ihren Vater und ihren Onkel wieder auferstehen und stiegen selbst in den Himmel empor, wo sie als Sonne und Mond bis heute ihre Bahnen ziehen.

Zwei „Paddler-Götter“ brachten den neugeborenen Maisgott unterdessen an den heiligen Ort „Na Ho Chan“, wo die Schöpfungsgötter unter seiner Ägide drei Steine zu einer kosmischen Feuerstelle zusammenlegten – und so das Universum zentrierten. Dann stemmte der Maisgott den Himmel von der Erde empor und stützte ihn ab mit dem Weltenbaum, durch den seither alle drei Ebenen des Kosmos – der Himmel,

die Menschenwelt und Xibalba, die Unterwelt – in einer Achse miteinander verbunden sind. Zuletzt brachte der Maisgott auch die Sterne zum Drehen. Und setzte so die Zeit der neuen Schöpfung in Gang.

Die mittlere, häufig als Schildkrötenpanzer oder Krokodilkörper dargestellte Ebene der so erschaffenen Welt, die Erdoberfläche, stellten sich die Maya als ein im Urmeer schwimmendes Viereck vor, das nach den Himmelsrichtungen ausgerichtet ist (siehe Seite 74). Jeder Seite ordneten sie Farben, Bäume, Vögel, astronomische Phänomene und Götter zu: Der Norden war weiß und mit dem Mond assoziiert, der Osten rot wie die aufgehende Sonne, der Süden gelb und der Venus gewidmet, der Westen schließlich galt als schwarz wie die sternklare Nacht. Vier Himmelsträger, die Bacabs, bewachten die Winkel. Und in der Mitte jeder Seite vermutete man mythische Berge – mit Höhlen, die Zugang zur Unterwelt, zu den Ahnen und zu den Göttern gewährten.

Deren Reich sahen die Maya als Parallele zu ihrer eigenen Realität an: Die Götter, so glaubten sie, würden wie Menschen geboren und erlebten wie sie Freude und Schmerz, Freundschaft, Intrigen und Tod. Sie hausten in der Unterwelt und im Himmel, beseelten zugleich aber auch die irdische Landschaft: Jedem Berg und jedem See, jeder Höhle und jedem Sumpf ordneten die Maya ein mythisches Wesen zu. Und vielleicht, so legen neuere Forschungsergebnisse nahe, nahmen sie all ihre Götter sogar bloß als verschiedene Gesichter einer einzigen geistigen Kraft namens „Ku“ wahr, die in ihren Augen den gesamten Kosmos erfüllte.

HUNDERTE VON FACETTEN muss diese Macht gehabt haben: Manche davon wiederholen sich in Inschriften aus unterschiedlichsten Orten und Epochen der Maya-Zeit – wie der Maisgott beispielsweise, aber auch der weise Itzamná, Erfinder der Schrift und Schutzgott des Wissens. Oder der königliche Sonnengott Kinich Ahau. Oder der Todesgott Cimi.

Von anderen Unsterblichen, wie etwa dem „Gott U“, kennen Archäologen bis heute jedoch nicht einmal die Namen, sondern bloß Glyphenporträts. Und auch die Funktion vieler mythischer Wesen sowie die innere Machtstruktur des Pantheons und die Entwicklung der Maya-Religion im Laufe der Epochen haben sie bislang noch nicht vollkommen entschlüsseln können.

Zu komplex, zu tückisch sind die Regeln in der Geisterwelt der Maya: So konnten zwei oder mehrere Götter in der Mythologie gelegentlich zu einer einzigen Figur verschmelzen, wie etwa der Gott des Blitzes und der Visionen Kukul und der Regengott Chac. Andere Gottheiten galten nur in begrenzten Abschnitten des Kalenderjahres. Und sogar die Grenzen zwischen Göttern, glorifizierten Ahnen und Schutzgeistern von Menschen sind in Inschriften und Keramikzeichnungen nicht immer eindeutig nachzuvollziehen.



Zeugen aus der Frühzeit der Maya-Welt: Stuckmasken, wie Archäologen sie unter anderem am El-Tigre-Komplex der einstigen Metropole El Mirador freigelegt haben, deuten darauf hin, dass sich Maya-Könige schon vor mehr als 2000 Jahren als gottgleiche Wesen inszeniert haben

Was den Forschern fehlt, um dieses Gewirr zu entflechten, sind vor allem Schriftquellen. Tausende von Codices, geschöpft aus meterlangem Rindenpapier von Würgefeigen und prachtvoll eingebunden in Holzdeckel oder Jaguarfelle, müssen einst die Geschichte der Dynastien, die astronomischen Berechnungen und die Götterwelt Mesoamerikas in Hieroglyphenschrift dokumentiert haben. Doch nur vier dieser Werke haben den Einfall der Konquistadoren und das tropische Klima heil überstanden.

Und so entstammen die heute mit Abstand ergiebigsten Quellen zur Maya-Mythologie einer Zeit, in der die Hochkultur bereits längst verweltet war. Es sind Aufzeichnungen von Legenden, die in den ersten Jahrzehnten der Kolonialzeit aus

mündlichen Überlieferungen zusammengestellt wurden – beispielsweise im „Popol Vuh“, dem „Buch des Rates“, von den Quiché-Indianern aus dem Hochland Guatemalas.

Für die Klassik, die Blütezeit der Maya-Kultur zwischen 300 und 900 n. Chr., existieren zumindest noch zahlreiche Inschriften und Skulpturen. Auch Tongefäße, die mit mythologischen Szenen verziert sind, Höhlenzeichnungen, Grabgeschenke und Opfergaben, mit deren Hilfe sich Rituale und Glaubensvorstellungen nachverfolgen lassen. Aus der Prälklassik hingegen, die bereits um 1600 v. Chr. begann, sind die meisten Spuren mittlerweile bis zur Unkenntlichkeit verblasst.

Erst seit wenigen Jahren bemühen sich nun Wissenschaftlerteams wie in Cival, auch die Frühgeschichte der Maya systematisch zu erfassen – und das Weltbild dieser Zeit genauer zu rekonstruieren.

Sie suchen nach jener historischen Schwelle, an der sich die Maya von einem Bauernvolk in eine Hochkultur wandelten. Und ihre Funde belegen, dass tatsächlich schon lange vor Beginn der Klassik erstaunlich viele mächtige Dynastien existiert haben müssen: Könige, die ihre Gottheiten in monumentalen Tempelbauten verehrten, ihre Mythen in prachtvollen Wandgemälden ausschmückten, ihre Zeremonialstätten anhand von astronomischen Konstellationen ausrichteten und ihre Macht in dramatisch inszenierten, vielleicht mehrere Tage langen Ritualen göttlich zu legitimieren suchten.

Die beiden Masken am Haupttempel von Cival etwa seien vermutlich als Kulisse für ebensolche Zeremonien errichtet worden, meint Salvador López. Schon um 200 v. Chr. haben sie seiner Ansicht nach eine lange, zum Gipfel des Tempels emporsteigende Treppe flankiert – wahrscheinlich das Symbol einer kosmischen Achse zwischen Himmel und Erde, die durch den Herrscher der Stadt vollendet worden sei.

Dass sich die Könige als Mittler zwischen Menschen- und Götterwelt ansahen, teilweise sogar als Verkörperung von Gottheiten selbst, ist für die spätere Blütezeit der Maya schon seit langem bekannt: In Inschriften aus dem 5. Jahrhundert n. Chr. betitelten sich die Herrscher von mächtigen Stadtstaaten wie Tikal oder Calakmul erstmals mit *k'uhul a'ahau*, „göttlicher König“, um sich deutlich vom einfachen Adel und den Menschen an sich abzuheben.

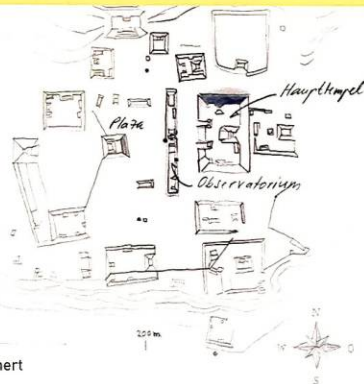
Sie trugen prunkvolle Götter-Masken und Zepter, die der schlangenförmigen Gestalt Kaulis, des Gottes der Visionen, nachempfunden waren, und sie riefen mit Tänzen zentrale Episoden aus dem Schöpfungsmythos in die Gegenwart zurück. Sie ließen die Atemseele der Götter in Schwaden von brennendem Weihrauch auferstehen und brachten sich selbst mit Blutopfern, Alkohol und halluzinogenen Pflanzensamen in Trance, um Kontakt mit der Gegenwart aufzunehmen.

Ihre Visionen gaben sie als Orakel ans Volk weiter – und garantierten den Untertanen auf diese Weise, nur sie allein könnten im Dialog mit den Göttern die kosmische Ordnung aufrechterhalten. Aus diesem Versprechen schöpften die Dynastien ihre weltliche Macht. Und dass irgend-

Der Haupttempel von Cival, wie er um 150 v. Chr. ausgesehen haben könnte:



Ein Grabräubers-Schacht führt ins Innere der Pyramide

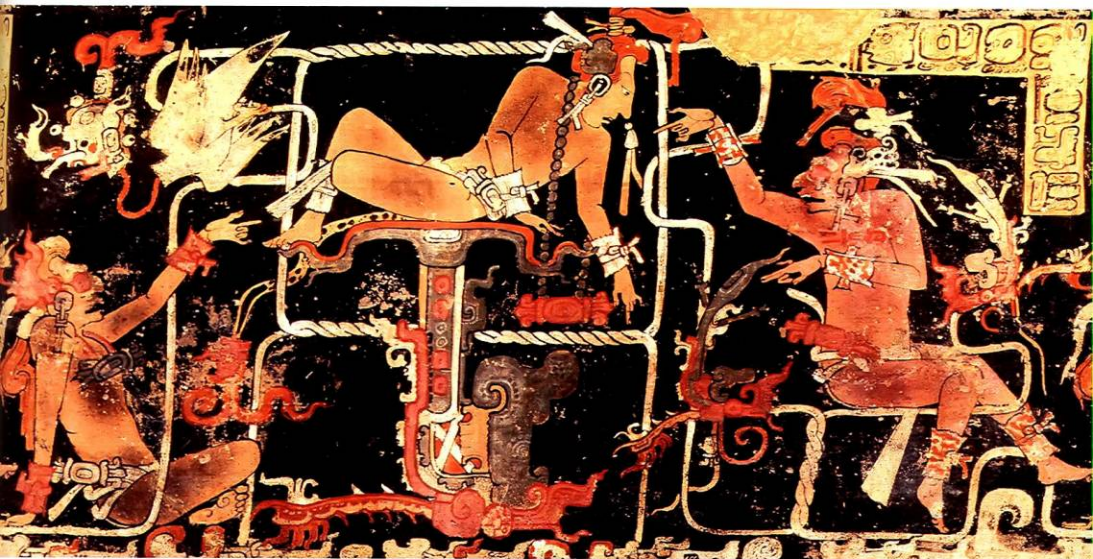


Die Herrscher Civals erbauten leuchtend rote Tempel und Paläste, die heute so vom Wald überwuchert sind, dass Archäologen sie nur mithilfe von GPS und Satellitenbildern orten können

wann der Glaube des Volkes daran erloschen sein muss, gilt heute als einer der entscheidenden Gründe für den Kollaps zahlreicher Stadtstaaten gegen Ende der Klassik (siehe Seite 62).

Wo und wann aber nahm der Gedanke des Gottkönigtums erstmalig Form an? War er vielleicht schon während der mittleren Präklassik im Land der Maya verbreitet – Jahrhunderte früher, als von vielen Forschern bislang angenommen? Und wie inszenierten sich die Herrscher in dieser frühen Zeit, um Verbindung mit Ahnen und Göttern aufzunehmen?

ZWISCHEN DEN BÄUMEN im Westen Civals, nur knapp 100 Meter von den Göttermasken des Haupttempels entfernt, verlieren sich die Lichtstrahlen der Abendsonne in dichten, beißenden Rauchschwaden. Der Qualm weist den Weg zum Lager eines jungen US-Archäologen der „Vanderbilt University“, der, mit Wasserkanister und Schaufel, Pinsel und Pinzette, Maßband und Zeichenpapier ausgerüstet, letzte Messungen an einer Struktur namens „CIV.T.08.159“ vornimmt – einer Plaza, die im alten Cival wahrscheinlich als wichtigste Zeremonialstätte diente.



In tiefer Finsternis: Auf der Schnauze eines bärtigen Drachens (u. Mitte) steigt ein Fürst (o. Mitte) hinab zu den Göttern der Unterwelt Xibalba – der Quelle des Leben spendenden Regens, die aber auch Krankheit, Fäulnis und Tod in sich birgt

*Geschenke für die Götter,
dahier auf 500 v. Chr.*

*Abbild des Kosmos des
Opferdepots im Zentrum
der Plaza*

Auf dem Zeremonialplatz Civals, im Zentrum der Stadt, formten die Maya für ihre Rituale aus Opfergaben ein Abbild des Kosmos

Vor zwei Jahren haben die Wissenschaftler hier eine fast 1,80 Meter hohe Stele entdeckt – versehen mit zart ins Gestein geritzten Linien, die sie auf die Zeit um 300 v. Chr. datierten und als ein extrem frühes Königsporträt deuteten. Davor fanden sie die Basis eines Altars. Tiefer unter der Kalkoberfläche legten sie zwei Opferdepots frei: ausgefüllt mit Spondylus-Muscheln. Keramiken aus der Zeit um 500 v. Chr., mit Jadeperlen und -beilen sowie Zinnober und Roteisenstein.

Eines der Depots war in Form eines Kreuzes angelegt: Vier große Tonkrüge wiesen die Himmelsrichtungen aus; und unter dem fünften, etwas tiefer im Zentrum versenkten Krug lagen fünf Jade-Faustkeile, die ihrerseits wiederum kreuzförmig angeordnet und von 115 blauen und grünen Jadeperlen umgeben waren.

„Ein Kosmogramm“, erklärt Señor Lopez. Ein verkleinertes Abbild des Universums.

Immer wieder treten solche Miniaturen des Kosmos in archäologischen Ausgrabungen zutage – und offenbaren, dass die Maya den Aufbau der Welt nicht als eine abstrakte, mythologische Idee verstanden, sondern als ein generelles Ordnungsprinzip, das sie in ihrem Alltag widerzuspiegeln versuchten, um so die Kräfte im Gleichgewicht zu halten.

In Palästen, Tempeln und Zeremonialstätten, in Grabkammern, Dörfern und Städten, Maisfeldern und Gemüsegärten imitierten sie die göttliche Schöpfung: Städtische Plätze verkörperten Seen und Ozeane, Pyramiden stellten Berge dar, Stelen galten als zu Stein erstarrte Bäume und die Tore der Tempel als Höhleneingänge.

Viele Gebäude wurden anhand der Himmelsrichtungen ausgerichtet, die für die Maya den Kosmos gliederten, und Raumwände von Grabkammern markierte man mit entsprechenden Hieroglyphen. Selbst einfachste Bauernhäuser ließen sich als Metaphern des Universums lesen: Vier Bacab-Figuren bewachten die Ecken, genau im Zentrum erhob sich die aus drei Steinen errichtete Feuerstelle. Und die Toten begrub man in der „Unterwelt“ jenseits des Fußbodens – direkt unter dem Wohnraum.

Manche Wissenschaftler vermuten darüber hinaus, dass auch einige Metropolen – wie etwa Copán – als gewaltige Kosmogramme konstruiert wurden. Und dass sogar ganze Städtebünde, die sich weit über die Yucatán-Halbinsel erstreckten, zusammengekommen das Ordnungsprinzip des Universums reflektierten.

Eindeutig zu belegen sind derart weitreichende Hypothesen nur schwer. Als anerkannt aber gilt, dass Maya-Könige Kosmogramme beispielsweise in Zeremonialstätten wie jener von Cival dazu nutzten, sich selbst als Zentrum der Welt, als Schöpfer und Lenker zu inszenieren. Und zugleich verstanden die Maya solche in Ritualen verwendeten Modelle wohl auch als Portale, die einen Zugang zur Götterwelt eröffnen konnten.

Vielleicht schallten damals, Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung, nicht Zikaden, sondern hohl klingende Muscheltrompeten über den Zeremonialplatz von Cival hinweg – und kündigten feierlich eine Thronnachfolge an. Vielleicht stieg vom Altar, der mit Opferschalen für Kakao, Mais und Jade überladen war, dichter Copaldampf auf und erfüllte die tropische Luft.

Und vielleicht schritt ein junger Prinz, der fortan die Macht übernehmen sollte, unter den Augen von Tausenden seiner Untertanen langsam zur Stele vor und durchstieß, als das Fest schließlich seinen Höhepunkt erreicht hatte, mit einem Rochenstachel seinen Penis, um das kostbarste Blut seines Körpers für den Maisgott und für Chac, den Regengott, zu opfern – und so deren Gunst für die bevorstehende Herrschaft zu gewinnen.

Priester mögen währenddessen im Zentrum der Plaza den mächtigen, mit Ornamenten verzierten Stamm einer Ceiba errichtet haben: als Symbol für den Weltenbaum und einen mit dem Thronwechsel verbundenen Neubeginn der Schöpfung.

NUR MIT FANTASIE können Archäologen rekonstruieren, was vor fast 2500 Jahren tatsächlich an Orten wie „CIV.T.08.159“ geschehen sein mag. Aber: Es gibt Indizien. Die lose verstreuten Jadeperlen im Zentrum des Opferdepots beispielsweise gelten unter Maya-Experten als typische Symbole für Blutopfer, die Faustkeile stellen vermutlich keimende Maispflanzen dar, die großen Tonkrüge werden Wasser enthalten haben, das dem Regengott Chac geweiht war.

Und dass über dem Zentrum des Opferdepots ein Weltenbaum errichtet wurde, schließen die Forscher ihrem Grabungsbericht nach aus einer Vertiefung, die sie im Boden knapp über den Einlagerungen entdeckt haben, als sie das Kalkpflaster der Plaza vorsichtig, bäuchlings auf Planken gestützt, Schicht für Schicht abtrugen.

Sogar wie die Maya in Cival schon vor Jahrtausenden den richtigen Zeitpunkt für wichtige Zeremonien markierten, meinen die Archäologen aufgrund ihrer Funde erraten zu können: Denn direkt an der Ostflanke der Plaza haben sie einen lang gestreckten, exakt der Nord-Süd-Achse folgenden

Die Magier der Zeit

Um das Schicksal vorhersehen zu können, bemühen sich die Maya, die Ewigkeit zu zähmen – und schaffen ein komplexes Kalendersystem von bis heute erstaunlicher Präzision

Die Maya nutzten eines der komplexesten Systeme der Zeitmessung, die je geschaffen worden sind.

Der Ritualkalender (tzolkin [„Zählung der Tage“]) war ein Zyklus von 260 Tagen. Mit ihm bestimmten die Maya Daten für Zeremonien und religiöse Feste. Die Tagesnamen des Tzolkin bestanden aus zwei Teilen: einem Tageszeichen, etwa „Wind“ oder „Schlange“, und einer Zahl. Dabei wurden 20 verschiedene Zeichen mit den Ziffern 1 bis 13 kombiniert – zum Beispiel zu „8 Wind“. So entstand der Zyklus von 260 Tagen, ehe sich die Kombinationen aus Zeichen und Zahl erstmals wiederholten.

Wichtig war auch das haab („Sonnenjahr“) – ein Kalender mit 365 Tagen. Das haab gliederte sich in 18 Monate zu je 20 Tagen, gefolgt von einer fünf-tägigen Periode am Ende des Jahres. Wie die Monate unseres Kalenders hatte jeder Monat des haab einen anderen Namen. Jeder Tag wurde, wie heute, durch eine Zahlstelle innerhalb des Monats bezeichnet. So hieß etwa der erste Tag des ersten Monats „1 Schilfrohrmatte“. Die fünf Tage am Jahresende wurden „die namenlosen Tage“ genannt.

Die Maya kombinierten nun die Bezeichnung nach dem Haab-Kalender mit dem Namen, den

der jeweilige Tag nach der Tzolkin-Zählung erhielt. Also etwa „1 Schilfrohrmatte-8 Hirsch“. Man kann sich dies als das Zusammenspiel dreier Zahnräder vorstellen. Das größte der Räder besteht dabei aus 365 Zähnen, für die Tage des Haab-Jahres. Die beiden kleineren symbolisieren mit ihren 260 Kombinationen der Tzolkin-Jahre.

Durch das Zusammenspiel der drei Räder kam es alle 18 980 Tage (52 Jahre) zur selben Kombination eines der 260 Tzolkin-Tage mit einem der 365

Haab-Tage. Danach entstand ein neuer Zyklus von 52 Jahren, die „Kalenderrunde“.

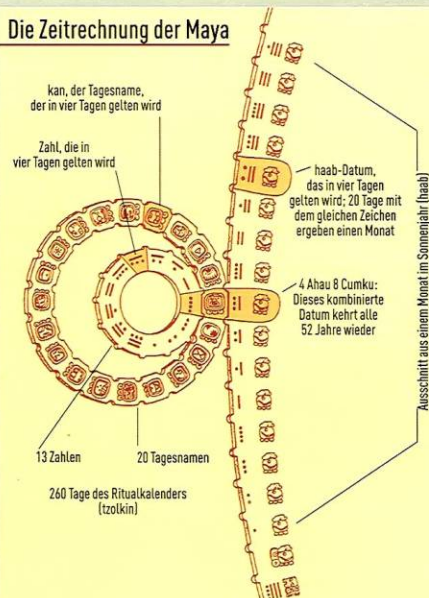
Neben den Kalendern, deren Zyklen sich wiederholten, hatten die Maya zudem noch eine fortlaufende Zählung der Tage im Gebrauch. Diese begann an einem Nullpunkt, einem Tag im Jahr 3114 v. Chr., den sie offenbar mit der Erschaffung ihrer gegenwärtigen Welt gleichsetzten. Diese „Lange Zählung“ gleicht unserer Chronologie, die ja die seit Christi Geburt vergangenen Tage, Monate und Jahre angibt, um ein präzises Datum festzuhalten.

Im Unterschied aber zum christlichen Kalender, der sich nach dem Dezimalsystem in Jahrzehnte, Jahrhunderte und Jahrtausende gliedert, unterteilten die Maya die Zeit mithilfe einer fortlaufenden Zählung der Tage im so genannten „Vigesimalsystem“, das auf der Zahl 20 basiert. Ein Tag war ein kin, 20 kin waren ein uinal, 18 uinal ein tun, das mit 360 kin annähernd



Das Ende der Welt, wie es sich die Maya in einer ihrer vier letzten erhaltenen Originalschriften, dem Dresdener Codex, ausmalten: Mondgöttin und Erdkrokodil lösen eine Sintflut aus

Die Zeitrechnung der Maya



dem Sonnenjahr entsprach. 20 tun waren ein uinal. Mithilfe der langen Zählung konnten die Maya Jahrhunderte überblicken, vergangene Dynastien dokumentieren, kommende Mond- und Sonnenfinsternisse markieren und Gedenktage festlegen.

Einige Texte machen gar Aussagen über das Ende dieser Welt. Ein beschrifteter Knochen aus einem Königsgrab in Tikal gibt drei Datumsangaben wieder. Die letzte bezieht einen Tag im Jahr 9898 unserer Zeitrechnung – eine Grenze, über die hinaus keine Prognosen gewagt wurden.

Möglicherweise glaubten die Maya, dass an diesem Tag die Epoche der Menschen für immer enden werde. Julia Bonstein

Jedes Datum kombinierten die Maya aus einem 365-tägigen Sonnenkalender (großes Rad) und einem 260-tägigen Ritualkalender (mittleres und kleines Rad)



Erst Anfang des 20. Jahrhunderts entdeckten Archäologen die Ruinen Civals. Seit dem Jahr 2000 wird die Stadt systematisch erforscht

Gebäudekomplex freigelegt, den sie als ein frühes astronomisches Observatorium identifiziert haben, erbaut etwa um 400 v. Chr.

Wie auf einer Sonnenuhr konnten die Maya daran den Lauf der Zeit ablesen: Von einem zentralen Beobachtungspunkt weiter westlich aus betrachtet, sahen sie die Sonne am Tag der Sommersonnenwende (an dem sie den nördlichsten Stand am Horizont erreicht), ganz links über dem Gebäude aufgehen.

Bei Tagundnachtgleiche hingegen fielen die ersten Lichtstrahlen direkt über das Zentrum des Observatoriums – und beleuchteten den Opferplatz mit der Stele. Am Tag der Wintersonnenwende (dem kürzesten Tag des Jahres) schließlich erschien die aufgehende Sonne am rechten, südlichen Rand des Gebäudekomplexes.

Observatorien dieser Art gelten als Prototypen der berühmten astronomisch geeichten Maya-Architektur späterer Epochen. In mehr als einem Dutzend Urwaldstätten sind sie errichtet worden, und die ältesten gehen vermutlich auf das Jahr 500 v. Chr. zurück.

Die Tage, die von ihnen gekennzeichnet wurden, entsprachen wichtigen Wendepunkten im Zyklus der tropischen Jahreszeiten, im Wechsel von Regen- und Trockenperiode – und damit auch in der Maiswirtschaft.

Gut möglich, dass die Herrscher Civals ihre wichtigsten Zeremonien nach genau diesem Rhythmus festlegten: Denn die Maya glaubten, aus dem Mais einst von den Göttern geformt worden zu sein, weshalb sie sich „Maismenschen“ nannten. Und im Wachsen und Vergehen dieser Pflanze, im Säen und Ernten, sahen sie sowohl eine Analogie zur Erschaffung der Welt als auch eine Parabel des eigenen Lebens.

So wie abgeerntete Maispflanzen im Boden verfallen und wie der Maisgott der Legende nach einst in die Unterwelt hinabgestiegen war, so glaubten die Maya, auch sie selbst würden nach ihrem Tod das Reich der Ahnen und Götter durchwandern – und dann, einem aufblühenden Maissträuss-

ling gleich, in ihren Nachfolgern wieder auferstehen. Diese Vorstellung prägte alle Epochen und Regionen in der Welt der Maya, verband Bauern und Herrscher, hielt die Gesellschaft zusammen.

Heute sehen Wissenschaftler in dieser Kombination aus Schöpfungsmythos, Maiszyklus und Jenseitswahrnehmung auch ein besonders prägnantes Beispiel dafür, wie die Maya die Dimension der Zeit wahrnahmen: als eine heilige, sich ständig wiederholende Abfolge von Zyklen. Als beseelte, magische Größe. Als eine Ordnung, die für die Maismenschen untrennbar mit dem räumlichen Aufbau der Welt verbunden war.

In komplexen Kalenderwerken (siehe Kasten Seite 73) gaben die Maya der Zeit eine Form, und am Himmel verfolgten sie ihr kosmisches Wirken. Obwohl sie weder Teleskope noch Bruchzahlen kannten, konnten Maya-Priester bereits in der Klassik das Sonnenjahr, die Mondphasen und die Venusbahn auf wenige Minuten genau festlegen, indem sie das periodische Erscheinen der Himmelskörper in ihren Observatorien über lange Zeiträume hinweg protokollierten. Auch Sonnen- und Mondfinsternisse sowie mehr als ein Dutzend Sternbilder wussten sie mit erstaunlicher Präzision zu bestimmen.



Der Angelpunkt von allem: Der Weltenbaum Uakab Chan hält einen dreigeteilten Kosmos zusammen. Auf der Erdoberfläche sind jeder Himmelsrichtung Farben, Götter und Feste zugeordnet. Höhlen führen hinab in die Unterwelt. Und Itzamná, der Gott des Wissens, wacht am Horizont über die Eklipktik, die scheinbare Sonnenbahn

Die wissenschaftliche Neugier, mit der die „Ah Kinob“ genannten Kalenderpriester das Firmament betrachteten, war für sie untrennbar mit dem Glauben verknüpft, in den Himmelskörpern mächtige, übernatürliche Wesen zu erkennen – Götter, die auf ihren Bahnen die Geschehnisse des Kosmos lenkten.

Wer die Wege dieser heiligen Lichter zu lesen vermochte, so hieß es, konnte auch den richtigen Zeitpunkt für Kriege und Feste, Aussaat und Ernte bestimmen. Und das Schicksal von Königen und Reichen vorhersagen.

FÜR IHRE STUDIEN benutzten die Maya-Priester zuweilen einfachste Instrumente, wie etwa senkrecht in den Boden gerammte Holzpfähle, an deren Schatten sie den Stand der Sonne ermittelten. Sie banden Äste zu Kreuzen zusammen, um den Sonnenaufgang an einem bestimmten Punkt des Horizonts zu fixieren – oder den Winkel zwischen zwei Himmelskörpern zu messen. Vor allem aber errichteten sie mächtige Tempel der Himmelskunde: steinerne Observatorien, die präzise Beobachtungen ermöglichten und das Geschehen am Firmament zugleich in eine sakrale Kulisse einbetteten.

Den Palast von Uxmal im mexikanischen Yucatán etwa, erbaut 800 n. Chr. und geschmückt von 350 Venus-Sym-

bolen, legten die Maya so an, dass sie von der zentralen Tür aus die Venus, Sinnbild für Unglück und Krieg, am Tag ihres südlichsten Standes als Morgenstern genau über einer steinerne Pyramide am Horizont aufgehen sahen.

In Palenque wiederum fielen die Lichtstrahlen der Abendsonne nur am Tag der Wintersonnenwende in den „Tempel der Inschriften“ hinein – vielleicht, so vermuten manche Forscher, als symbolische Begleiter des hier begrabenen Königs Pacal auf seinem Weg durch die Unterwelt.

Und rund 500 Kilometer weiter nordöstlich, in der postklassischen Maya-Metropole Chichén Itzá, ist bis heute jeweils zur Tagundnachtgleiche der wohl bekannteste Schattenriss der gesamten Maya-Welt zu beobachten: Die untergehende Sonne strahlt genau so über die Kante der „Castillo“-Pyramide hinweg, dass sich an der zentralen Treppe des Gebäudes ein schlangenartiges Muster abzeichnet. Am Boden mündet es in die Skulptur eines Schlangenkopfes – und beschwört so auf dem Gestein eines der wichtigsten Wesen der Maya-Mythologie herauf.

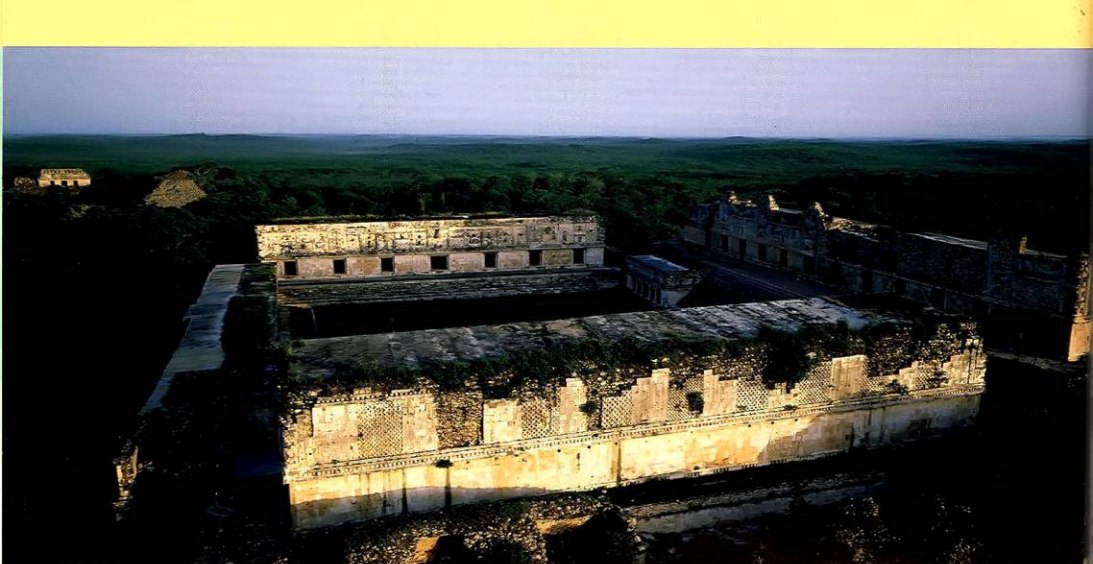
Auch jenseits dieses einzigartigen Schauspiels spiegelt das Castillo in seiner Architektur das astronomische Wissen seiner Erbauer wider: Die vier Treppen zum Gipfel der Pyramide bestehen aus je 91, insgesamt also 364 Stufen, die



1000 Routen
und ein Ziel:
**Kultiviertes
Reisen**

Intensiverleben

Studiosus



Wie viele Maya-Gebäude gibt das »Nonnenkloster« von Uxmal das Weltbild seiner Architekten wieder: Der leicht erhöhte Komplex im Norden (im Bild rechts) stellt den Himmel dar, der südliche die Unterwelt, und die beiden mittleren verkörpern das Menschenreich

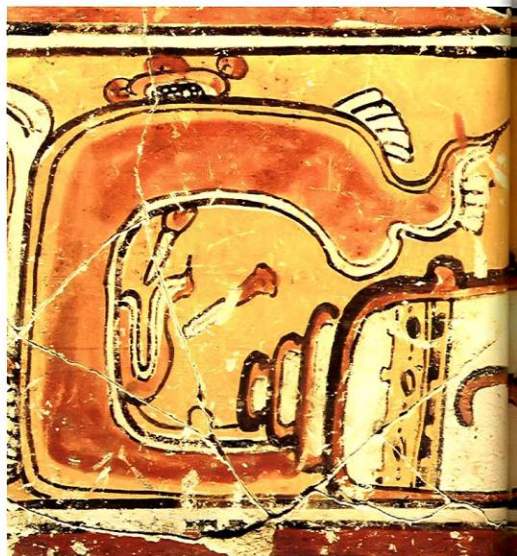
zusammen mit der Schwelle am Eingang des Tempels die Länge des Sonnenjahres abbilden.

Astronomisch noch weitaus bedeutender allerdings und vielleicht das raffinierteste Observatorium der gesamten Maya-Kultur ist ein anderes Bauwerk in Chichén Itzá: das »Caracol«.

Die asymmetrische Architektur dieses Turmbaus, der seinen Namen einer engen, schneckenförmigen Wendeltreppe verdankt, stellte die Konquistadoren wie spätere Archäologen vor Rätsel. Erst in den 1970er Jahren gelang es drei Forschern, das Geheimnis des Caracol zu entschlüsseln: Sie bewiesen die schon zuvor von manchen Wissenschaftlern vertretene Theorie, dass sowohl die um 800 n. Chr. errichtete Plattform des Gebäudes, als auch die Kammer im oberen Stockwerk des Turmes an den Wegen von Himmelskörpern ausgerichtet sind.

So weist die Symmetrieachse des Sockels auf den nördlichsten Stand der Venus hin, ebenso ein Altar am Aufgang zu einer höher gelegenen Ebene. Die vier Türen des Turmes entsprechen exakt den Himmelsrichtungen. Und aus den Fensterscharten im Turm ergeben sich zahlreiche weitere astronomisch bedeutsame Beobachtungslinien. Insgesamt markieren 20 von 29 möglichen Achsen im Gebäude markante Punkte in den Bahnen der Sonne, des Mondes oder der Venus.

Das Caracol muss eines der größten Meisterwerke der Maya-Architektur gewesen sein. Heute ist es ebenso verfallen wie die Tempel Civals und all die anderen heiligen Stätten, an denen die Maismenschen vor Jahrhunderten ihr einzigartiges astronomisches Wissen erwarben.



*Beliebte Opfergaben:
Keramik, Muscheln, Jadeperlen*



*Faustkeile aus Jade:
Symbole für Maispflanzen?*

Nur das Wissen selbst hat die Epochen überstanden – und lebt in den Riten und Glaubenswelten vieler Dorfgemeinschaften Mittelamerikas fort. Vor allem im Hochland Guatemalas und im äußersten Süden Mexikos bestimmen Nachfahren der alten Maya noch heute Aussaat und Erntezeit nach dem Stand der Sonne, setzen Festtage nach dem alten Ritualkalender an, erzählen ihre Sagen vom Maisgott und den göttlichen Zwillingen.

Wenn die Felder am Ende der Trockenzeit ausgedorrt sind, bringen sie dem Regengott Chac in Höhleneingängen Opfergaben dar; und die Schamanen errichten Altäre in Form von Kosmogrammen, zusammengestellt aus Maisähren, Steinen und Ästen, Kerzen und Copal-Harz, um mit den Göttern Kontakt aufzunehmen und den Regen zu erbitten. Auch die christlichen Symbole sind im Glauben der Maya aufgegangen: Das Jesus-Kreuz etwa sehen viele als besondere Form des Weltenbaums „Uacah Chan“ an. Und das Dogma der Dreifaltigkeit als selbstverständlichen Teil eines Kosmos, in dem die Götter viele Gesichter haben können.

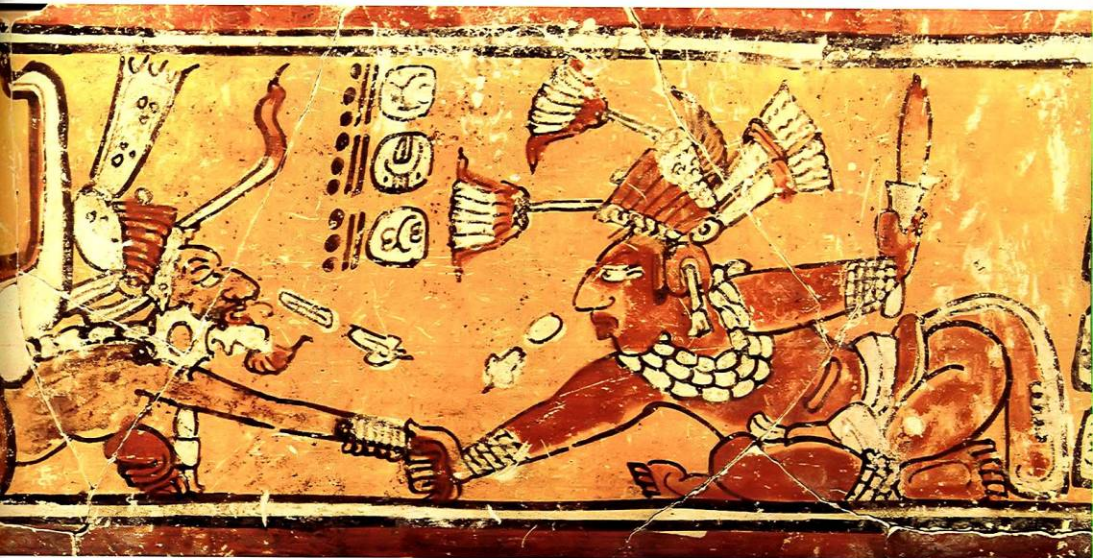
Für Salvador López allerdings ist diese Welt der Kosmogramme und Jahresträger, der göttlichen Lichter und gefiederten Schlangen bloß Geschichte. Er glaubt nicht an die Riten und Legenden. Feste und Kalender der Vorfahren. Er ist überzeugter Katholik. Und abends, im Zeltlager der Archäologen, schwärmt er von Madrid und vom klaren Denken der Europäer.

Um 100 n. Chr. wurde Cival verlassen – vielleicht nach dem Angriff einer stärkeren Macht. Zurück bleiben Opfergaben für die Götter

Vielleicht wird er Cival vor Grabräubern und Verfall schützen können. Vielleicht kann er sogar seinen Traum verwirklichen und die Ruinen mithilfe ausländischer Sponsoren in eine Abenteuerwelt verwandeln, in der Touristen den Forschern beim Graben helfen.

Richtig verstehen aber, so sagt Salvador López, werde er die versunkene Stadt wahrscheinlich nie. □

GEO-Redakteur **Lars Abromeit**, 30, konnte aus Cival lediglich Skizzen und Notizen mitbringen, die der Grafiker **Jochen Stuhmann**, 28, illustrierte. Das Fotografieren der teilweise noch unveröffentlichten Grabungsfunde war strengstens untersagt.



Mythische Leitbilder: Die göttlichen Zwillinge, von denen einer auf dieser Vasenmalerei aus der Zeit um 750 – 900 n. Chr. den Himmelsträger (links) bezwingt, sind die wichtigsten Helden der Maya-Kultur

Um das Jahr 1100 n. Chr. strebt ein Spross aus einer Priesterfamilie nach dem Thron von Tilantongo, einem mixtekischen Königreich im hügeligen »Wolkenland« Mexikos. Doch sein Ansinnen ist unrecht, denn seinen Stand darf er nicht verlassen: So will es die Tradition dieser strengen Gesellschaft, in der Adelige sich in einer Geheimsprache unterhalten, Künstler die Totenschädel wichtiger Personen mit Türkisen und Perlmutter verzieren und Herrscher ihre Dynastiegeschichten in prächtigen Büchern aus gekalkter Hirschhaut festhalten. In Epen wie jenem über Acht Hirsch Jaguarkralle, den rücksichtslosen Priestersohn, der schließlich doch noch König wird von Tilantongo

Karriere eines Killers



Die Henker gleichen schrecklichen Fabelwesen: Ein Speerschleuderer trägt eine Totenkopfmaste. Andere Männer, einer ist mit einem Obsidianschwert bewaffnet, haben ihre Köpfe in zähnefleischende Tierfratzen gezwängt. In einem Holzgerüst hängt eine leblose Gestalt. Arme und Beine weit gespreizt, die Gelenke mit Tauwerk an das Schafott gezurrt. Der Kopf ist auf die Brust gesunken. Aus dem Herzen stakt ein Speer.

Ein zweiter Mann wehrt sich noch. Aber was kann er, der einmal ein Prinz gewesen ist, schon ausrichten: Sein Körper ist mit einem Strick an einen Stein gefesselt. Fortlaufen ist unmöglich. Nicht einmal wegducken kann er sich unter den Hieben der Tiernmenschen, die ihn bedrängen. Sie töten ihn. Sie schneiden ihm die Genitalien ab und ziehen ihm die Haut vom Leibe. So wird er geopfert – wie sein Bruder oben auf dem Schafott (siehe Seite 84, Szene 11 und 12) und wie vor den beiden Prinzen deren Vater und die

Stiefmutter geopfert worden sind. Geopfert einer Gottheit der Unterwelt – und das auf Befehl des eigenen Onkels.

Das blutige Ritual ist schauriger Höhepunkt eines Machtkampfes im „Wolkenland“. So nennt das Volk der Mixteken sein Reich in den zerklüfteten Bergen Südwestmexikos. Es ist eine Welt, die von verfeindeten Fürsten beherrscht wird, die um ihre Ländereien ringen. Eine Welt, in der Götter und Dämonen hausen, in der finstere Orakel Schicksale bestimmen und die Blutrache herrscht. Eine Welt, die sich um 900 n. Chr. entwickelt und 600 Jahre später untergeht.

Die Mixteken besitzen eine eigenständige Schrift, eine komplexe Kultur – und eine epische Geschichtsschreibung.

Und deshalb wissen wir heute von jener Doppelhinrichtung, die Teil war eines erbitterten Ringens um die Macht, das sich um die Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert zutrug. Es ist der Stoff für ein Königsdrama, wie es gewalttätiger und opferreicher nicht sein könnte. Ein Drama voll Mord und politischer Intrige, mit

dynastischen Heiratsallianzen und rücksichtslosen Kriegszügen.

Im Mittelpunkt des Geschehens steht eine legendäre Gestalt: Acht Hirsch, genannt Jaguarkralle. Ihn, den mächtigsten aller Mixteken-Fürsten, werden seine Nachkommen noch Jahrhunderte später verehren – bis die Konquistadoren kommen und die Spuren der heidnischen Herrscher und ihrer Idolatrie zu tilgen versuchen. Doch sein Mythos überdauert selbst sie.

Überliefert werden die Königssaga und die Geschichten von Aufstieg und Fall der mixtekischen Herrscherhäuser in Codices – prächtig ausgemalten, leopardenartig gefalteten Bilderbüchern aus Hirschleder. Acht dieser Epen haben die Eroberungszüge der Azteken aus dem benachbarten Zentralmexiko und die Conquista der Spanier überstanden.

Die Bücher werden jahrhundertlang in den Königspalästen der Mixteken an den Wänden aufgehängt. Begleitet von dumpfen Trommelschlägen, werden sie bei rituellen Anlässen singend vorgetragen. Bunte Geschichten sind es, in der Art eines fortlaufenden archaischen Comic Strips erzählt.

**Das Epos von Acht Hirsch Jaguarkralle
ist in dem Codex Zouche-Nuttall festgehalten.
Gelesen werden die Szenen von rechts nach
links entlang der roten Linien – also im Wechsel
von unten nach oben und umgekehrt**



4 Nach weiteren Siegen berät sich Jaguarkralle mit einem Adeligen in einer Höhle (o. M.). Später schlägt er einen Totteken im Ballspiel (u. l.). In Tututepec bringen ihm Gesandte Geschenke dar (l.)

3 Jaguarkralle (o. M., dunkles Gesicht) opfert mit Prinzessin Sechs Affe (roter Tierkopf) der Totengöttin (u. r.) einen Priester. Danach verehrt er den Baum des Ostens am Berg der Ringe (u. l.). Schließlich opfert er mit seinem Halbbruder vor einem Wesen im Himmel (o. l.)



Acht Hirsch Jaguarkralle (der erste Namensteil gibt den Tag seiner Geburt im mixtekischen Kalender wieder) verlässt seine Heimat und verbündet sich mit dem Herrscher von Tula. Der lässt ihm ein Nasenjuwel einsetzen – Symbol der Königswürde. Neben den Bildern, die in diesem Codex Ereignisse szenisch wiedergeben, stehen Namenssymbole der Protagonisten: acht Punkte, ein Hirschkopf (o. r.) und eine Jaguarkralle (u. r.) also für den Mann aus Tilantongo

Es ist eine komplizierte Bilderschrift. Die Piktogramme stehen zum einen für simple Benennungen: Das Bild eines Jaguars etwa steht für das gefürchtete Raubtier, die Darstellung eines Mannes mit geöffnetem Brustkasten für ein rituelles Herzopfer. Doch oft haben die Bilder noch einen weiteren Sinn. Blumen neben einem Mund etwa heißt: „singen“. Eine Matte

aus Federn kann „Ebene“ bedeuten, weil beides in der Mixteken-Sprache ähnlich ausgesprochen wird. So vielschichtig ist diese Schrift, dass ihre Entschlüsselung erst Mitte des 20. Jahrhunderts gelingt.

ACHT HIRSCH JAGUARKRALLE wird am Tage 8 Hirsch im Jahre 12 Schilfrohr geboren, nach christlicher Zeitrechnung

irgendwann im Jahre 1063. Bei den Mixteken ist es wie bei vielen präkolumbischen Völkern Brauch, den Kindern Kalendernamen zu geben, gemäß dem Tag ihrer Geburt. Zur besseren Unterscheidung erhalten sie Beinamen. Jaguarkralle wird seinem bald alle Ehre machen.

Doch ist sein Aufstieg zum mächtigsten Mixteken alles andere als vorgegeben in einer Gesellschaft, in der Herkunft und Geburt entscheidend, persönliche Verdienste dagegen zweitrangig sind.

Zwar ist Jaguarkralle nicht von geringer Abkunft. Er gehört zur Elite von Tilantongo oben im Hochland, heute Mixteca Alta genannt. Tilantongo zählt zu den kleineren der ohnehin nicht ausgedehnten Königreiche im Mixtekenland.

Jaguarkralle ist der Sohn eines Hohepriesters. Die Geistlichen sind einflussreiche Männer in der Kastengesellschaft. Mit ihnen stimmen die Herrscher alle wichtigen politischen Entscheidungen ab. Sie stellen die Verbindung her zu jenseitigen Wesen, zu den furchterregenden Gottheiten der Unterwelt und zu den Ahnen.

Auf die berufen sich die mixtekischen Königsfamilien. Sie führen ihre Abstammung fast alle auf mythische, meist aus Bäumen geborene Vorfahren zurück. Ihr



2 Jaguarkralle (o. r.) hat Bruder und Schwester (u.). Im Jahr 7 Schilfrohr (1071) erobert der Achtejährige angeblich mehrere fremde Städte – symbolisiert durch pfeilgespickte Ortsglyphen (l.). Der Schreiber des Codex überhöht damit den zukünftigen Herrscher ins Übermenschliche

1 In Tilantongo (Bild u. r.) heiratet im Jahr 6 Feuerstein (1044 n. Chr.) der Priester Fünf Eidechse (o. r.) seine erste Frau Neun Adler, mit der er drei Kinder hat. Später nimmt er Elf Wasser (o. l., Wassersymbol und elf Punkte) zur Gemahlin, die Mutter von Jaguarkralle

Status als Herrscher gilt deshalb als von den Göttern ebenso gewollt wie die streng hierarchische Ordnung der Gesellschaft.

Ganz oben steht die Königsfamilie. Sie besitzt die fruchtbarsten Äcker. Privilegiert sind auch die noblen Familien. Adel und Königshaus verständigen sich in einer eigenen Sprache, der Sprache der Götter. Erst die befähigt sie, zum Beispiel die Codices zu verstehen. Das unterscheidet sie vom gemeinen Volk, das in zwei Klassen unterteilt ist: die freien Bauern und die namenlosen Diener und Sklaven.

ALS HOHEPRIESTER der Regengottheit ist Jaguarkralles Vater der bedeutendste Mann im Priesterrat von Tilantongo. Und so fällt ihm um das Jahr 1081 wahrscheinlich die Aufgabe zu, vorübergehend die Geschicke des Landes zu lenken, weil der sechsjährige Thronerbe noch zu jung ist. Jaguarkralles Vater selbst hätte nie Anspruch auf den Thron erhoben. Das lässt sein priesterliches Amt nicht zu.

Sein Sohn jedoch strebt nach Höherem. Jaguarkralle wird, so scheint es, in der festgefühten Welt der Mixteken nichts anderes sein können als ein Priester, genau wie sein Vater. Schon früh trägt er das Ad-

lerkleid, ein Zeichen seiner Würde als Opferpriester. Dann, wohl im Alter von 20 Jahren, hält er überraschend um die Hand der jungen Thronerin des benachbarten, jedoch oft mit seinem Reich verfeindeten Jaltepec an – so eine Interpretation der Codices. Es wäre der ersehnte soziale Aufstieg: Jaguarkralle könnte in ein Herrscherhaus einheiraten, würde selbst Fürstregent werden.

Der Herrscher eines weiteren kleinen Königreichs aber hat bereits um die Hand

der jungen Frau angehalten. In solchen Fällen gibt es im Land der Mixteken vor allem zwei Möglichkeiten: Gewalt oder den Schiedsspruch eines Orakels. Die Orakel sind heilige Stätten in tiefen Höhlen, von Priestern bewacht – und dem Willen ihres Herrschers nicht unterworfen.

Jaguarkralle und sein Konkurrent entscheiden sich für eine friedliche Lösung. Gemeinsam mit der Königstochter pilgern sie zum Orakel von Chalcatongo. Jeder, der hier eintreten will, muss durch das



Jaguarkralles Halbbruder wird von einem Unbekannten, möglicherweise einem gedungenen Mörder, im Schwitzbad erstochen. Für den Mixteken-Herrscher ein Vorwand zu einem Rache- und Eroberungszug gegen eine benachbarte Stadt



8 Die Gefangenen gehen ein ins Totenreich (u. r.: Bergsymbol mit Schädel). Zu Jaguarkralles nächsten Triumpfen gehört die Zerstörung des Jade-Tempels (o. Mitte) – deshalb ist dieser schief dargestellt

7 Jaguarkralle nimmt auf seinen Kriegszügen viele Adelige gefangen, darunter Zwei Blume, dem Tränen aus den Augen rinnen (o. r.). 13 weiteren Gefangenen sind die Hände gebunden; sie halten weiße Standarten – zum Zeichen, dass sie den Göttern geopfert werden

weit aufgesperrte Gebiss eines Totenkopfes hindurchtreten (so zumindest wird der Eingang zur Unterwelt in den Codices dargestellt). In der Höhle residiert die Göttin der Unterwelt, angetan mit einem Skelettkostüm. Die drei Ratsuchenden bringen den Orakelpriestern Geschenke für die Göttin dar: Gold, Silber, Edelsteine.

Großzügig sind sie alle. Aber möglicherweise ist Jaguarkralles Konkurrent noch etwas freigiebiger. Oder die Priester haben sich vorher erkundigt, wie es denn um die irdischen Machtverhältnisse zwischen den Kleinkönigstümern steht. Auf jeden Fall entscheidet das Orakel gegen Jaguarkralle und für eine Verbindung der Königstochter mit seinem Rivalen.

Nun sucht Jaguarkralle, ehrgeizig, doch zurückgesetzt, sein Glück in der Ferne, in Tututepec an der Pazifikküste. Es ist eine weite Reise in einer Welt, die weder Rad und Wagen noch Pferde kennt. Träger müssen Waren durch das raue Bergland schleppen. Tututepec, der „Vogelhügel“, ist kein unbedeutender Ort. Niemand weiß, wie Jaguarkralle dort zur Herrschaft gelangt – ob durch Eroberung oder aufgrund einer Entscheidung des Orakels, mit der man

den Krieger vielleicht entschädigen will. Doch fortan ist ihm Tututepec untertan.

Er residiert von 1084 bis 1096 an der Pazifikküste. Dann stirbt plötzlich der junge König seiner Heimatstadt Tilantongo. Dessen Todesumstände bleiben mysteriös. Möglicherweise war es Selbstmord, möglicherweise sind feindliche Königreiche in den Todesfall verwickelt.

Wie auch immer: Der Thron ist plötzlich verwaist. Der unglückliche König ist kinderlos geblieben, der letzte seines Geschlechts. Jaguarkralle ist 34 Jahre alt und brennt vor Ehrgeiz. Doch wie kann er, der Emporkömmling, einen legitimen Anspruch erheben? Andere Adelige sind mit dem erloschenen Herrscherhaus viel enger verwandt und kämen deshalb eher als Thronkandidaten in Frage.

Jaguarkralle braucht einen mächtigen Bündnispartner, um seine Ambitionen durchzusetzen. Doch Waffengewalt ist das eine. In einer Welt, in der Götter den Herrschern ihre Würde verleihen, muss er die Zeitgenossen auch davon überzeugen, dass die Götter ihm eben jene Gnade er-

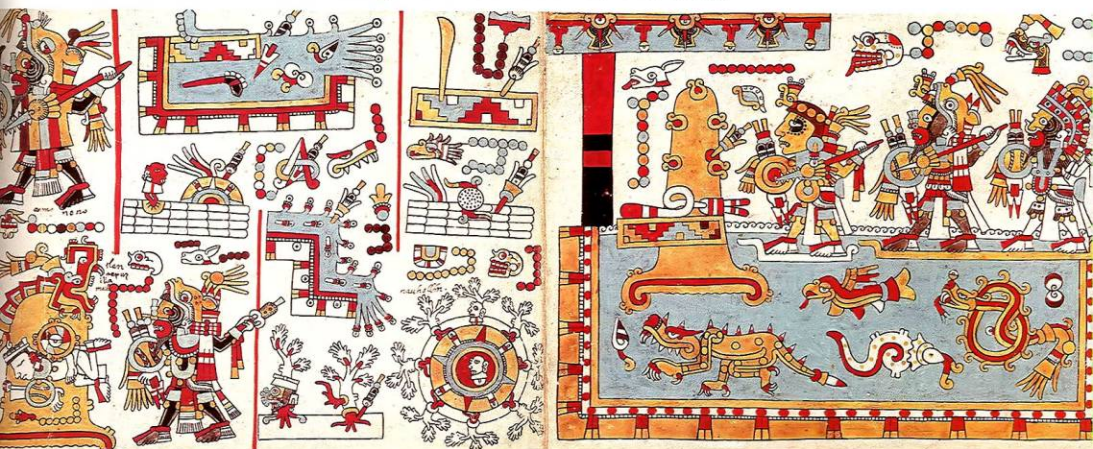
wiesen haben. Es bedarf eines untrüglichen Zeichens, um seine Ansprüche zu legitimieren. Wieder muss Jaguarkralle in die Fremde ziehen.

Er bricht auf zum „Ort der Schilfrohre“, vermutlich nach Tula im Reich der Tolteken, fast eine Weltreise entfernt von Tututepec und Tilantongo. Dort regiert ein Mann, den die mixtekischen Geschichtsschreiber Vier Jaguar nennen. Er ist furchteinflößend, halb Kriegsgott, halb weltlicher Herrscher. Oft trägt er eine schwarze Gesichtsmaske. Vier Jaguar ist wahrscheinlich Herrscher über eine Allianz mehrerer Fürstentümer, ein mächtiger Krieger.

Jaguarkralle wird in Gnaden aufgenommen. Vier Jaguar bietet ihm zur Begrüßung Wachteln an. Und zum Zeichen seiner Wertschätzung verbrennt er Copal-Harz. Auch Jaguarkralle hat ein Geschenk: den Fürsten vom Mondhügel, dessen Besitz er zuvor erobert hat. Der Unglückliche stirbt den Opfertod.

Dann schließen die Kriegsherrn ein Abkommen. Vier Jaguar wird Jaguarkralles Waffenbruder bei dessen geplanten Eroberungszug und erlangt so Einfluss im Land der Mixte-

Der Codex aus gekalktem Hirschleder ist 11,41 Meter lang. Zusammen mit den anderen sieben erhaltenen Handschriften der Mixteken aus vorspanischer Zeit erzählt er von den Ereignissen der Jahre 940 bis 1528 n. Chr.



6 Bei Feldzügen durchquert er den Wald des Sonnengottes (u. r.), erobert zwei Städte an Flüssen und steht am Tag 12 Tod (u. l., Schädel-Symbol mit zwölf Punkten) mit Schild und Speeren vor der Stadt Hügel der Feuerschlange. Dort erschlägt er den Gegner Neun Blume

5 Jaguarkralle führt zwei Verbündete in Kanus beim Angriff auf die Stadt Rote und Weiße Streifen (l.). Sie liegt auf einer fernen Insel, umschwommen von Meereswesen. Eine Säule trägt das Himmelsgewölbe (o. l.) – Symbol für den Rand der bewohnten Welt

ken. Im Gegenzug verleiht der gottähnliche König Jaguarkralle den Titel *tecuhli*, was etwa „Herr des Hauses“ bedeutet.

Der Priestersohn ist somit als Gründervater einer eigenen Königsdynastie anerkannt. Als äußeres Zeichen seiner neuen Würde lässt Vier Jaguar ihm in den rechten Nasenflügel einen schimmernden Türkis einsetzen. Während dieser Zeremonie ruht der junge Emporkömmling auf einem mit Jaguarfell überzogenen Thron – einem Insignium königlicher Macht.

Anschließend kehrt Jaguarkralle nach Tilantongo zurück und reißt dort die Macht an sich. Er geht dabei umsichtig vor und sichert seine Herrschaft ab. Er lädt 112 Adelige in den steinernen Königspalast und lässt sich von ihnen anerkennen.

Jaguarkralle hat nun eine beeindruckende Machtbasis: die Herrschaft in Tututepec an der Küste, einen fürchteinflößenden ausländischen Verbündeten und die Anerkennung in seiner Heimat. Doch noch fehlt ihm die Bestätigung durch die Götter. Deshalb bricht er ein weiteres Mal auf: um den Sonnengott zu suchen.

Für die Mixteken muss diese Expedition eine Reise in eine Welt jenseits ihrer Vor-

stellung gewesen sein. Die namenlosen Schriftsteller der Codices erzählen es folgendermaßen: Jaguarkralle dringt in das Reich des Sonnengottes ein, massakriert dort Unterweltwesen, die sich ihm in den Weg stellen. Er muss wilde Wasser überwinden und äschert schließlich gar den Palast der Sonne ein. Dann entfacht er zusammen mit seinem Waffenbruder Vier Jaguar ein neues Feuer.

Es ist ein alter Gründungsmythos der Mixteken, den Jaguarkralle neu durchlebt. Denn einst kam ein Prinz nach Tilantongo und erklärte sich zum Herrn dieses Landes. Zum Zeichen seiner Macht schoss er einen Pfeil gegen die Sonne, sodass sie tödlich getroffen versank. Am Morgen danach aber entzündete der Prinz ihr Feuer neu. Jaguarkralle ist also der Wiedergänger dieses Urgründers. So zumindest stellt er es dar.

Was Jaguarkralle tatsächlich unternommen hat, ist heute nicht mehr klar zu erkennen. Wahrscheinlich wird er das Orakel von Achiutla aufgesucht haben, das Orakel des Sonnengottes. Und sich

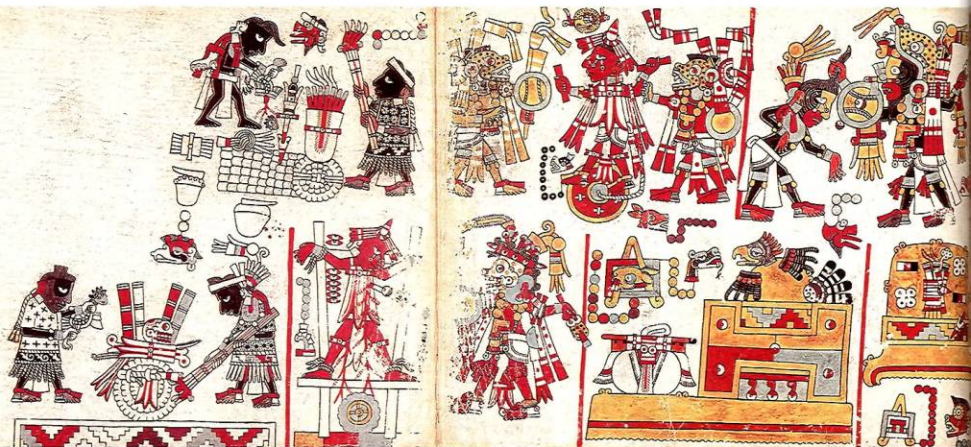
dabei irgendwie den Rückhalt dieser mächtigen Gottheit (das heißt also: seiner Priesterschaft) gesichert haben.

Kaum ist er von dieser Expedition heimgekehrt, wird sein Halbbruder ermordet. Wer diese Meucheltat beauftragt hat, ist nicht bekannt – möglicherweise Jaguarkralle selbst. Nur eines glaubt man zu wissen: Die Bluttat geschah in einem Ort, der umstritten ist zwischen Tilantongo und Jaltepec. Jaguarkralle hat nun einen Vorwand, die Nachbarstadt anzugreifen.

Er erobert Jaltepec und lässt die Königstochter, die er einst hatte heiraten wollen, den Göttern opfern, ebenso deren Mann, seinen einstigen Rivalen. Auch zwei Prinzen müssen sterben – jene Unglücklichen, die von den Menschenschädel und Tierfratzen tragenden Henken hingerichtet werden. Die beiden sind seine Neffen.

Diese Bluttat ist ganz offensichtlich mehr als archaisches Götterritual, mehr auch als ein maßloser Rachefeldzug. Dahinter steckt eine kalte Logik: Niemand in Jaguarkralles Familie ist noch am Leben, der ihm den Thron von Tilantongo streitig machen könnte. Und doch hat er seinen gefährlichsten Rivalen übersehen.

Handschriften wie diese konnten nur von Eingeweihten gelesen werden. Sie hingen einst an den Wänden der Paläste. Die auf ihnen verzeichneten Epen wurden bei bestimmten Zeremonien vorgetragen



12 Ein weiterer Neffe wird an ein Gestell gefesselt und von Pfeilen durchbohrt (u. r.). Sein Schädel und die Gebeine werden von Priestern auf Blumen gebettet und verbrannt (u. l.). Hier endet der Codex

11 Nachdem Jaguarkralle am Tag 12 Afte (u. r.) im Jahr 11 Haus (l. daneben) den Mord an seinem Halbbruder gerächt hat (o. r.), opfert er seinen Neffen, einen Konkurrenten um den Thron (o. l.): An einen Stein gebunden, muss dieser um sein Leben kämpfen



Durch politische Hochzeiten festigt Jaguarkralle (Name unten links) sein Reich. Am Tag 12 Schlange [u. r.] des Jahres 13 Schilfrohr [u. Mitte; 1103 n. Chr.] heiratet er Dreizehn Schlange (Name in der Bildmitte) aus dem Königreich Hua Chino. Mit beiden Händen reicht sie ihm einen Becher kostbaren Kakaos

Denn Vier Wind, der Sohn der geopfer-
ten Königstochter von Jaltepec, bleibt am
Leben. Manche mixtekischen Chronisten
berichten von einer Höhle, in der sich das
Königskind verborgen gehalten habe.

ES IST DAS JAHR 1103, und Jaguarkralle
ist auf dem Höhepunkt seiner Macht.
Dutzende Städte soll er niedergeworfen
haben. Er kontrolliert mit Tututepec das
Küstenland im Südwesten. Einen Sohn

verheiratet er nach Teozacoalco, der
wichtigsten Transitstation vom Hochland
ins reiche Oaxaca-Tal im Osten. Und er
pflegt das Bündnis mit seinen mächtigen
Partnern, den Tolteken.

Es ist allerdings kein einheitliches Ter-
ritorium, das Jaguarkralle kontrolliert.
Seine Macht basiert auf persönlichem Bes-
itz, vor allem aber auf Abhängigkeiten,
die er durch familiäre Allianzen – er hat
insgesamt fünf Frauen – oder mit militäri-

scher Gewalt durchsetzt. Doch immerhin:
Für kurze Zeit ist ein Großteil des Mixte-
ken-Reiches geeint.

Gut ein Jahrzehnt währt dieser Zu-
stand. Im Jahre 12 Schilfrohr (1115) aber
wird Jaguarkralle in einer Höhle ermordet.
Der Auftraggeber des Mordes ist
höchstwahrscheinlich Vier Wind, der
Sohn der Königstochter von Jaltepec. 14
Jahre hat er auf den Moment der Rache
gewartet.

Nach dem Mord vermeidet Vier
Wind jeden Konflikt mit den tolteki-
schen Bündnisgenossen des Toten – und
herrscht so ein halbes Jahrhundert.

Jaguarkralles Geschlecht geht den-
noch nicht unter. In Tilantongo über-
nimmt einer seiner Söhne die Führung
im angesehensten Königshaus der Mix-
teken – in das fortan fast jede Fürsten-
familie einheiratet.

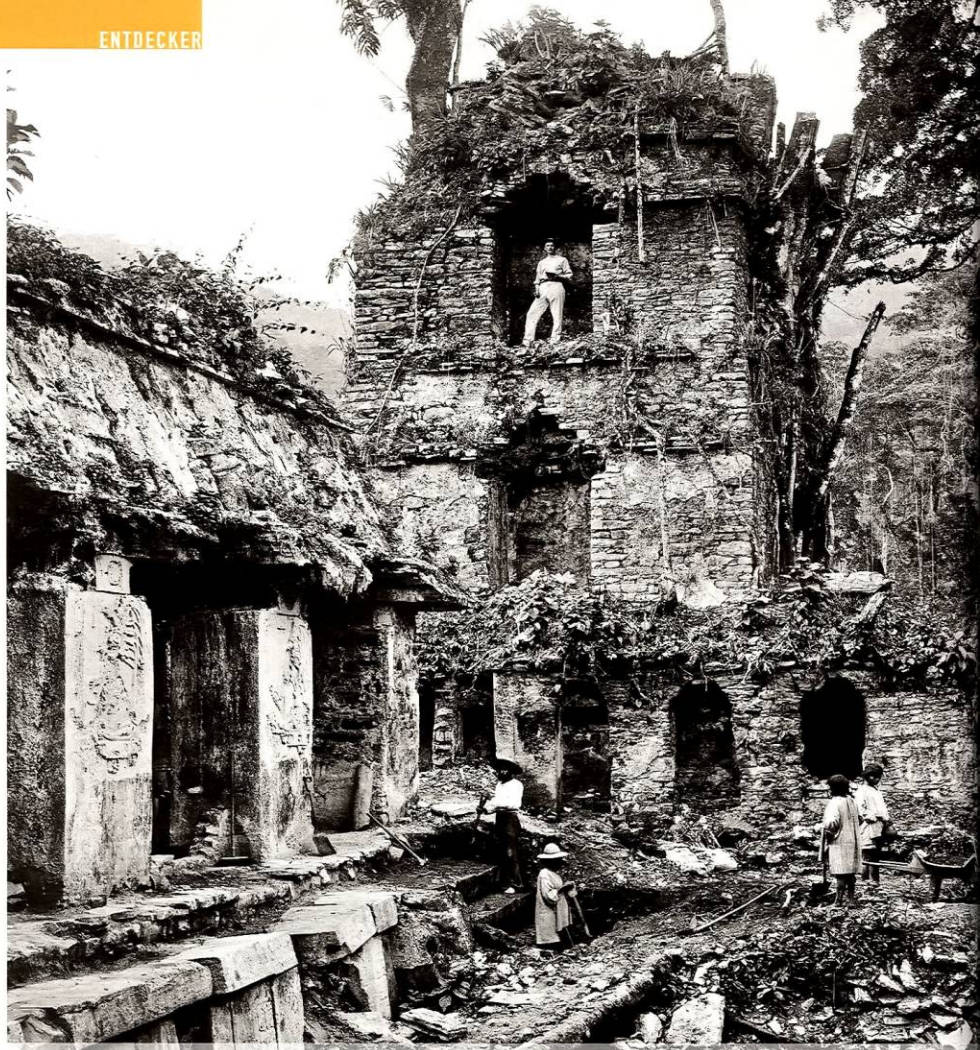
Bei der Ankunft der Konquistadoren,
vier Jahrhunderte später, stammen fast
alle Mixteken-Fürsten von Jaguarkralle
ab. Auch in Tilantongo herrscht ein direk-
ter Nachfahre des Priestersohnes – jenes
Mannes, der einst auszog, der größte aller
Könige der Mixteken zu werden. □

Reyner Klüver, 44, ist Reporter der Süddeutschen
Zeitung und studierter Kunsthistoriker.



10 In der Stadt der Schlange [o. r.] wacht Jaguarkralle (darunter) über
die mit einer blauen Jade-Totenmaske geschmückte Leiche seines Halb-
bruders. Priester [o. l. deren Ortsymbole, z. B. Jaguarstadt] bringen
Gaben dar und verbrennen im Jahr 11 Haus [1101] die Gebeine des Toten

9 Nach der Ermordung von Jaguarkralles Halbbruder im Schwitzbad
[u. r.] wird dessen Körper in einem Holzgestell getrocknet [o. r.], um ihn
später zu einem Leichenbündel zu schnüren. Priester bringen Wachteln,
Kakao, einen Federumhang, Agavenwein und Blumengirlanden dar [l.]



Expeditionen zu



Angelockt durch Gerüchte von verwunschenen Palästen in den Urwäldern Amerikas, machen sich **Forscher, Abenteurer und Schriftsteller** im 19. Jahrhundert auf, diesen Zeugnissen rätselhafter Zivilisationen nachzuspüren. Unter den Entdeckern ist auch der britische Archäologe und ehemalige Kolonialbeamte Alfred Maudslay, der 1891 den gerade freigeschlagenen Turm des Maya-Palastes von Palenque fotografiert. Er und andere Pioniere ertrugen Ungeziefer und Fieberanfälle, klamme Unterkünfte und tropische Hitze, um mit Notizblock, Zeichenstift und Fotoapparat die erstaunlichen Relikte einer verlassenen Welt zu dokumentieren

versunkenen Orten

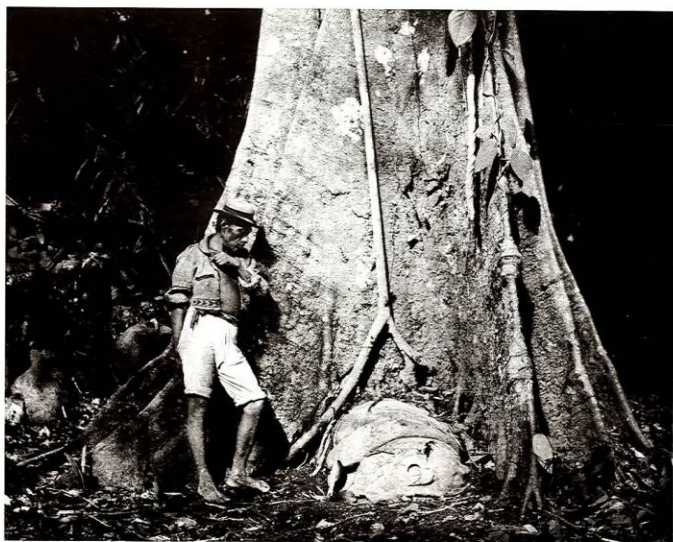


1889 fotografiert ein Assistent Alfred Maudslays diese Schlangentreppe in der Maya-Stadt Chichén Itzá

Schon die Konquistadoren haben über merkwürdige Ruinen im Urwald Yucatáns berichtet, doch ihre Erzählungen gerieten in Vergessenheit. So beginnt die eigentliche Entdeckung der klassischen Maya erst 300 Jahre später: mit dem amerikanischen Reiseschriftsteller John Stephens. 1839 bricht er zusammen mit dem britischen Architekten Frederick Catherwood für zehn Monate nach Mesoamerika auf. Seine mit Catherwoods Zeichnungen illustrierten Beschreibungen der Ruinenstädte Copán, Quiriguá, Toniná, Palenque und Uxmal begeistern die Zeitgenossen. Auch den britischen Archäologen Alfred Maudslay, einen wohlhabenden Autodidakten, der von 1881 an insgesamt achtmal in das Land der Maya reist



Indios führen Maudslays Expedition. Dieser Altar wird 1881 im Urwald entdeckt

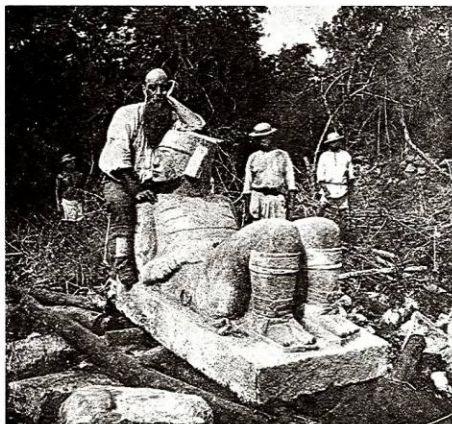


Das Foto von dem Baum, der eine Skulptur überwachsen hat, entsteht 1883 bei Maudslays dritter Reise nach Mesoamerika



Einer der beiden Zielringe am Ballspielplatz von Chichén Itzá, 1889 für Maudslay fotografiert

Oft stehen Forschungsreisende in Armlänge vor einer Skulptur und nehmen sie im Dickicht des Regenwalds dennoch nicht wahr. Manchmal jedoch roden Rinderzüchter den Wald – und so können John Stephens und Frederick Catherwood 1842 die Maya-Stadt Chichén Itzá besichtigen. Als Alfred Maudslay Jahrzehnte später auf den Spuren der beiden den Ort besucht, ist die Rinderfarm samt den Ruinen erneut vom Wald überwuchert. Maudslay nutzt die damals noch junge Technik der Fotografie systematisch für seine Forschungen – wie auch der französische Landvermesser Augustus Le Plongeon, der Mittelamerika seit 1873 bereist



Augustus Le Plongeon auf dem Opferaltar von Chichén Itzá, ca. 1873

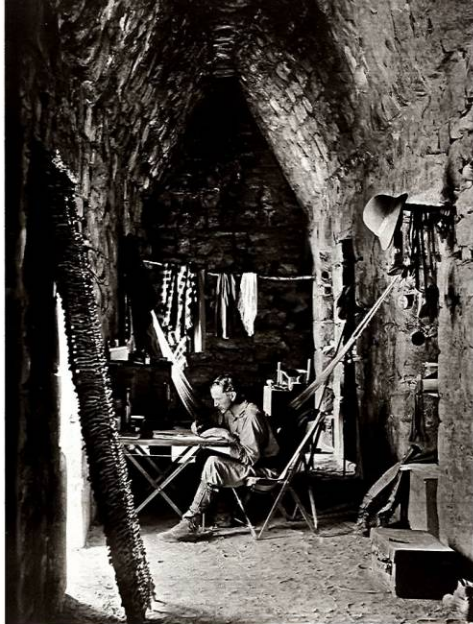


1914 lässt ein Forschungsreisender



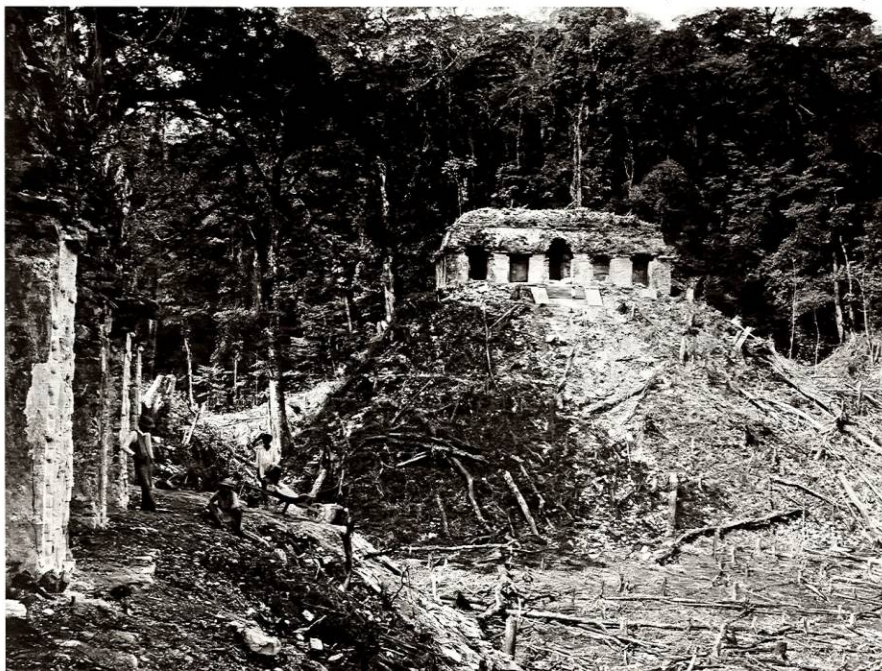
der diese prachtvolle Fassade in der Maya-Stadt Sayil von einem Einheimischen näher inspizieren

Alfred Maudslay ist ein Amateur. Und ein Ehrenmann. Als er 1882 die Ruinen der Maya-Stadt Yaxchilán erkundet und vier Tage nach ihm der Forschungsreisende Désiré Charnay dort eintrifft, überlässt Maudslay dem Franzosen das Feld – weil er ihn für den professionelleren Wissenschaftler hält. Charnay macht ihn mit dem Verfahren der Pappmaché- und Gipsabformung vertraut. Im Jahr darauf lässt sich Maudslay von einem Experten begleiten, mit dessen Hilfe er Hunderte Kopien von Stelen, Reliefs und Inschriften herstellen lässt. Sie sind heute oft besser erhalten als die Originale



Alfred Maudslay 1889 in einem Raum der so genannten Casa de Monjas von Chichén Itzá

1891 lässt Maudslay den »Tempel der Inschriften« von Palenque aus dem Urwald freischlagen





Bevor eine Stele in Quiriguá mit Pappmaché und Gips abgeformt werden kann, überprüfen Arbeiter deren Standfestigkeit



1911, im Jahr der Erkundung durch den amerikanischen Archäologen Hiram Bingham, überwuchern Schlingpflanzen und Sträucher Machu Picchu. Dieses Bild von der ehemaligen Winterresidenz der Inka hat der Entdecker aus zwei Fotos montiert



Nicht nur die Ruinen der Maya-Städte ziehen im 19. Jahrhundert Archäologen an, auch im Andenraum forschen Wissenschaftler alten Kulturen nach. Im Auftrag der beiden deutschen Geologen Alphons Stübel und Wilhelm Reiss entstehen zwischen 1868 und 1877 etwa 2800 Fotografien, werden Monumente vermessen und Grabungen organisiert. Bei kaum einer Expedition spielt die Fotografie indes eine so bedeutende Rolle wie bei der des amerikanischen Archäologen Hiram Bingham im Jahre 1911: Einheimische führen ihn in den peruanischen Anden zu der Inka-Residenz Machu Picchu, und durch Bingham's Aufnahmen wird die Entdeckung dieser Ruinenstadt zu einem Weltereignis □



Das Sonnentor von Tiahuanaco, um 1877 für die Deutschen Stübel und Reiss fotografiert





Vielleicht gibt es kein zweites Volk, dessen Aufstieg so rasch, dessen Blüte so kurz, dessen Ende so heftig ist. Um 1215 wandern die Azteken in das Hochtal von Mexiko ein. Sie sind Schrecken erregende Krieger. Besonders Tapfere tragen, wie in dieser Skulptur dargestellt, das Adlerkostüm und nehmen viele Gefangene, denen Priester das Herz herausreißen. Um 1450 haben sie ein Imperium erobert – das schon 70 Jahre darauf wieder untergehen wird. Und mit ihm sein Zentrum, eine Märchenstadt, umgeben von schwimmenden Gärten und von Pyramiden bekrönt: Tenochtitlán



Der Priester schneidet dem Jungen mit einem Obsidianmesser die Brust auf. Er reißt das noch pochende Herz heraus, hält es für einen Augenblick hoch – und schleudert es ins heranstrmende Nass eines neuen Kanals. So stillt er den Hunger der Göttin Chalchiuhtlicue, der Herrin des fließenden Wassers.

Gekleidet ist der Priester in ihren Farben: Blau ist sein Gewand, sein Umhang, blau sind seine Ledersandalen. Türkiye, Jade und andere Steine schmücken den Überwurf, in seinen Ohrläppchen und in seiner durchstoßenen Unterlippe funkeln grüne Edelsteine, blaue und grüne Ketten hängen an seinen Handgelenken. Ein Kranz aus Reiherfedern schmückt sein Haupt, sein Gesicht ist mit flüssigem Gummi geschwärzt, seine Stirn blau gefärbt. Rasseln in der Form von Schildkröten führt er mit sich, und an seinem Gürtel hängt ein Sack mit zerstoßenem blauem Mais.

Andere Priester umringen ihn, die nackten Körper geschwärzt, unbekleidet bis auf einen Lendenschurz aus Borkenpapier. Sie spielen auf Flöten und Muschelschalen, in tneren Brennern verglimmt schwer duftendes Copal-Harz. Aus Käfigen holen die Priester Wachteln, denen sie die Köpfe abschneiden, um sie

ins Wasser des neuen Kanals zu werfen. Denn Tenochtitln hat Durst.

Die Stadt liegt zwar auf einer Insel inmitten eines großen Sees, doch dessen Wasser ist bitter und salzig. Klares Wasser muss von weit her hierhin geschafft werden. Für die schwimmenden Felder, welche die Metropole umgeben. Für die Gärten und Parks, in denen Amarante und Rosen blhen. Für die Dampfbäder in den Palästen und Häusern. Für die Brunnen. Für die Wannen der Priester, in denen die zum Opfer Auserwählten rituell gereinigt werden. Für die 200 000 Menschen, die in Tenochtitln leben, der größten Stadt Mittelamerikas.

Deshalb hat König Ahuizotl im Jahr 7 Acatl beschlossen, einen Kanal bauen zu lassen, von einer Bergquelle nach Tenochtitln, der Hauptstadt der Azteken.

Ahuizotls Imperium auf dem Gebiet des heutigen Mexiko reicht von den Mangroven der Atlantikküste bis zu den Stränden am Pazifik, von den hoch gelegenen Halbwüsten im Norden bis zu den Dschungeln des Tieflandes im Süden. Hunderte Städte sind Ahuizotl tributpflichtig, Millionen Menschen sind ihm untertan. Ein Befehl von ihm hat genügt – und aus allen Teilen des Reiches ist für den Kanal Baumaterial geliefert worden, sind Maurer und Zimmerleute und Träger gekommen, um ihm zu dienen – und sogar Taucher, die in tiefste Quellen hinabzusteigen vermögen.

Und deshalb wird jetzt einem sechs-jährigen Jungen das Herz aus dem Leib gerissen. Denn die Götter der Azteken sind hungrig. Und so müssen der Göttin des fließenden Wassers vier Kinder geopfert werden, damit Tenochtitln fortan nicht mehr dürstet. Doch diese Opfer sind vergebens.

Noch hnen es der König und seine Priester nicht – aber die Göttin zürnt. Der Kanalbau, so werden es später die Hohepriester erkennen, ist ein Frevel, eine Bedrohung für Tenochtitln. Und die Azteken werden schon bald dafür buen.

CEM ANAHUAC NENNEN die Azteken Mittelamerika, die „Eine Welt“. Herz ist das Hochtal von Mexiko im Schatten der

ber 5000 Meter aufragenden, Rauch und Lava speienden Vulkane Popocatepetl und Ixtaccihuatl: eine von Nord nach Süd 120 Kilometer messende, von West nach Ost 80 Kilometer weite Region, über 2000 Meter hoch gelegen. Eine riesige Wanne, in der sich abflusslose Seen gesammelt haben. Der größte ist der Texcoco: fast ein Binnenmeer zwischen Vulkanen, doch nur ein bis drei Meter tief.

Die Böden sind schwer und fruchtbar von vulkanischer Asche, die Tage warm. Doch zwischen November und Mai fllt kaum Regen, und nachts frisst sich manchmal der Frost in die Felder. Wer hier berleben will, muss seine Gemeinschaft straff organisieren, um keinen Hunger zu leiden.

Seit Jahrtausenden siedeln Menschen im Hochland. Sie haben gelernt, Mais und Bohnen anzubauen, sie haben Städte gebaut, Tempel errichtet, Reiche gegründet. Kulturen sind erblht und wieder verschwunden. Rund ein Dreivierteljahrtausend – bis zum Jahr 700 – haben die Tempelbauer von Teotihuacn die Region dominiert. Zwei Jahrhunderte danach wurden die Tolteken zum dominierenden Volk, doch auch ihr Glanz endete – um 1150 – in Kriegen und Verwüstungen.

Erst nach dem Fall der Tolteken erreichten die ersten Azteken das dicht besiedelte Herz Mexikos – als Fremde, arm, heimatlos, unwillkommen, doch befeuert von einem düsteren Glauben an Götter und einen Kosmos, in dem nur der Tod die Ordnung garantieren kann.

Aus Aztln stammten sie einst, so berichten ihre Legenden, aus dem „Ort der Reiher“. Der lag irgendwo im Norden – vielleicht im heutigen Mexiko oder im Südwesten der USA. Gewandert seien sie, generationenlang, angeführt von Kriegen und Priestern und bedroht von anderen Völkern. Schließlich seien sie ins Hochtal gekommen. Einen Feind hätten sie dort erschlagen, sie Xoco-Herausgerissenen und in den Texcoco-See geschleudert. Dort sei eine Insel erwachsen. Und dort erblickten sie einen Adler, der auf einem Kaktus saß, eine Schlange in den Klauen. Eine göttliche Vision, die ihnen verhie: Hier ist fortan ihre neue Heimat.



Chalchiuhtotilin, der »Jade-Truthahn«: Gott der Reue. Wie die folgenden eine aztekische Illustration aus dem 16. Jahrhundert



Auf Pyramiden werden Menschen geopfert: Die herausgerissenen Herzen sollen die Götter stärken – und Unterworfenen in Schrecken versetzen

Tatsächlich wanderte der Stamm der Mexica („Azteken“) werden sie erst viel später, von den Europäern, genannt) um 1215 ins Hochtal ein und siedelte zunächst in Sümpfen und heuschreckenverpesteten Gebieten, wo die Spätkömmlinge noch Platz fanden. Auf die sumpfige Insel im Texcoco-See verschlug es sie 1325 – da gründeten sie Tenochtitlán, den „Ort der Kaktusfrucht“.

Hundert Jahre lang kämpften sie für andere und für sich selbst: Die Azteken waren Söldner jener Stadtstaaten, die nach dem Fall der Tolteken das Land mit unablässigen Kriegszügen verheerten. Hundert Jahre, in denen die Azteken zu unbarmherzigen Kriegern gedreht wurden; hundert Jahre, in denen sie Beute zusammenrafften und ihr Territorium vergrößerten.

Dann, 1428, der Griff zur Macht: Tenochtitlán schließt sich mit zwei Nachbarstädten zu einem Dreibund zusammen. Zwölf Jahre darauf ist das Hochtal unterworfen, 60 Jahre später stehen aztekische Krieger am Pazifik und am Atlantik und an der Grenze des heutigen Guatemala.

In 55 Provinzen teilt der König von Tenochtitlán (der bald die Herrscher der beiden verbündeten Städte dominiert) sein Reich ein. 450 Stadtstaaten hat er unterworfen, knapp drei Millionen Menschen leben darin.

Und der Krieg hört niemals auf.

Denn mächtige Feinde stehen jenseits der Grenzen. Unterworfenen Städte erheben sich. Und mitten im Reich gibt es Täler und Berge, deren Bewohner die Azteken noch nicht besiegt haben. So führen sie unaufhörlich Feldzüge. Sie erschlagen

ihre Feinde, plündern die Städte, entführen deren Götterbilder – und sie rauben Menschen, um sie zu opfern.

1486 besteigt Ahuitzotl als junger Mann den mit einem Jaguarfell bedeckten Thron. Als erster Aztekenherrscher lässt er sich *hueyi tlatoani* nennen, „wahrer Sprecher“, was so viel wie „höchster König“ bedeutet. Belieb ist er und gefürchtet, und wohlorganisiert ist sein Reich. Die Hänge der Vulkane und Berge sind mit Steinmauern terrassiert, um größere Felder zu schaffen. Dämme und Kanäle bringen Wasser kilometerweit aufs Land.

Überall wachsen Städte empor, Dörfer, Weiler, einzelne Höfe. Noch in den Eichenwäldern an steilen Berghängen auf 3000 Meter Höhe, ja jenseits der Baumgrenze auf 4000 Meter, stehen Häuser und Schreine für die Götter. Mächtig ist das Reich geworden, die Bevölkerung



Eine gut 40 Zentimeter lange Schlange aus Türkismosaik, wohl ein Brustschmuck. Das Tier ist Begleiter mehrerer Götter

des Hochtals wächst in 300 Jahren um das Fünffache.

Und gewaltiger als alle anderen Städte, die je zuvor irgendwo in Amerika errichtet worden sind, wächst Tenochtitlán.

DER **TEXCOCO** ist mit weiteren Gewässern verbunden, die eine Seenkette bilden, über 50 Kilometer lang und bis zu 25 Kilometer breit. Tenochtitlán bedeckt eine 13,5 Quadratkilometer große Insel mit Umrissen, die an eine Axt gemahnen. Sie liegt nahe am Westufer des Sees. Acht Kilometer weiter südlich, bei der Stadt Coyoacán, wo sich die Gewässer eng zusammenziehen, entspringt klares Wasser den Berghängen am Ufer. Die Quellen von Coyoacán, befiehlt der König, sollen sich fortan nach Tenochtitlán ergießen.

Der Herrscher von Coyoacán ist den Azteken unterworfen und loyal. Doch er warnt: Die Wassermenge, die aus der Quelle entspringt, schwankt sehr stark. Sie könne Tenochtitlán überfluten. Er rate von dem Vorhaben ab.

Ahuizotl ist erzürnt. Ihm scheint diese Kritik eine Respektlosigkeit zu sein, ja fast schon Verrat. Er schickt Häscher los, den Herrscher von Coyoacán zu töten.

Nach dessen Ermordung widerspricht niemand mehr dem Aztekenherrscher. Nun wird der Wunsch des Königs Wirklichkeit: Mit Quadern fassen seine Unter-

tanen die Quelle ein und zwingen sie in einen Kanal aus Sand und Steinen, der in gerader Linie hinab nach Tenochtitlán führt. Wie das Kriegerheer der Azteken die Feinde bezwingt, so siegt das Handwerkerheer über die Natur: diszipliniert, effizient und ungeheuer rasch. Nur acht Tage dauert es, dann ist der Kanal vollendet. Das Wasser ist auf dem Weg nach Tenochtitlán.

In eine Stadt, die durch und durch Menschenwerk ist. In eine Metropole, in der es nirgendwo Brachland gibt; die umgeben ist von schwimmenden Gärten und durchzogen von geraden, streng nach Himmelsrichtungen ausgerichteten Prachtstraßen, Plätzen und Kanälen. Dazwischen die flachen Dächer unzähliger Häuser und Paläste, gefertigt aus Schilfrohr oder Blättern.

Durchbrochen wird dieses strenge Raster von den künstlichen Hügeln Hunderte Tempel – und bekront vom Doppelheiligtum der mächtigen Götter Tlaloc

Mit Gold und prachtvollen Gewändern leisten die Besiegten Tribut

und Huitzilopochtli; von einer Pyramide, die kilometerweit zu sehen ist und deren steil ansteigende Stufen dunkel sind von Menschenblut.

Mehrere Dämme verbinden Tenochtitlán mit dem Festland: gerade Wälle, über die breite, gepflasterte Straßen in die Stadt führen. Der auf Anweisung Ahuizotls erbaute Kanal mündet in einen Aquädukt parallel zum südlichen Damm.

Auf der Straße drängen Menschen in die Metropole: Sklaven und Bauern; Träger, die Jade, Türkis und Gold schleppen; Priesternovizen, die in geflochtenen Rucksäcken Feuerholz für die Tempel heranschaffen, dazu Blumen und Schilfrohr zu deren Dekoration – und Pflanzendornen, mit denen sich die Priester martern.

Auch Adelige in bunten Umhängen sind auf der Straße zu sehen, mit Kopfschmuck aus schillernden Federn, mit Jade-, Gold- und Amberingen in den durchstoßenen Ohren, in der Nase, in der

Unterlippe. Und Gesandte aus unterworfenen Städten, die Tribute bringen.

Hunderte Boote gleiten über den ruhigen Texcoco-See. Bauern paddeln in winzigen Kanus zu ihren schwimmenden Feldern. Fischer werfen Netze aus zum Fang oder schöpfen an der Oberfläche treibende Algen ab, die man zu Keksen trocknen kann. Händler schafen in Lastkähnen Holz heran, Umhänge, Kakaobohnen, Mais, Obsidianklingen, Masthunde, Sklaven. In großen, flachen Barken, geschützt unter farbigen Sonnensegeln aus Baumwolle, gleiten Adelige dahin. Kreuzen sie den Wegedamm, hebt sich eine hölzerne Zugbrücke, um sie passieren zu lassen.

Weiter führt der neue Wasserkanal, mitten hindurch zwischen den schwimmenden Gärten der Stadt. *Chinampas* werden sie genannt, und sie sind viele Quadratkilometer groß. Über Jahrzehnte haben Bauern mit Hunderten hölzerner Balken längliche Rechtecke in den fla-

chen Seeboden abgesteckt und sie nach und nach mit Schlamm und Pflanzenresten aufgefüllt, haben Bäume gepflanzt, deren Wurzeln der Masse Halt gaben.

Nun ragen diese immens fruchtbaren Felder aus dem Wasser auf, wachsen dort gelber und weißer, roter und blauer Mais, gedeihen Bohnen und Kürbisse, duften Amaranth und andere Blumen auf den grünen wuchernden Feldern, die drei, vier Ernten im Jahr tragen. Schmale Kanäle zerteilen die schwimmenden Gärten.

Tausende Bauern bringen in Kanus ihre Feldfrüchte zum Markt oder kehren zurück zu ihren strohgedeckten Lehmhütten, die sich inmitten der schwimmenden Gärten erheben. Sie graben Schlamm aus den Kanälen oder holen die Exkremente der Einwohner Tenochtitláns, die sie in der Metropole gekauft haben – beides ist kostbarer Dünger. Oder sie ziehen Setzlinge hinter ihren Kanus her, die sie auf erdbedeckten Weidenflößen gepflanzt haben und nun auf die Felder ausbringen wollen.



Moderne Rekonstruktion Tenochtitláns: Rund 200 000 Menschen leben in der von Kanälen und Straßen durchzogenen Metropole im Texcoco-See. Breite

Jenseits der schwimmenden Gärten beginnt die Stadt. Zwei große Prachtstraßen teilen Tenochtitlán in Viertel, aus denen sich Tempelbezirke erheben. Die Wohnhäuser am Rand der Metropole sind niedrig; es sind würfelförmige Bauten aus luftgetrockneten Lehmziegeln, meist nur einstöckig, einige gerade mal 20 Quadratmeter klein, andere etwas größer. Oft formen mehrere Gebäude einen gemeinsamen Innenhof, auf dem die Kinder spielen und die Frauen weben.

Unrat liegt vor den Häusern: zerbrochene Wasserkrüge, Töpfe, Salzfüßer, zerschlissene Decken, Essensreste. Trutzhähne und Hunde werden in Käfigen gehalten – es sind Delikatessen, die nur zu besonderen Tagen gekocht werden. Manche Familien bauen in kleinen Gärten Mais an oder züchten Heilpflanzen.

Die Häuser sind auch versteckte Schreine, denn in jedem steht eine Nische mit einem tönernen Götterbild. Und sie sind die

Friedhöfe der Kinder – denn die werden unter dem Boden von Haus oder Hof beerdigt, damit sie weiterhin zur Familie gehören. Wer im Erwachsenenalter stirbt, wird verbrannt oder außerhalb der Stadt bestattet. Manche Familien lassen ihre Toten in Teotihuacán oder einer anderen uralten, verehrten Ruinenstadt begraben.

Die engen Häuser dienen dem Schlaf und dem privaten Götterkult, die kleinen Innenhöfe dem Leben der Familie. Die

oder auch nur den Anschein von Frivolität erweckt, bringt Schande über sich und seine Familie. (Doch auch in Tenochtitlán bieten Prostituierte ihre Dienste an.) Schlicht sollen die Gewänder sein, gefertigt aus Leder oder Pflanzenfasern, die Füße in Sandalen aus Schilfrohr.

Baumwolle, die weich ist und aus den Provinzen des Tieflandes importiert wird, bleibt den Adligen vorbehalten. Sie schmücken sich, als wären sie

Die Hauptstadt liegt im See, umgeben von schwimmenden Feldern

Straßen und Plätze jedoch sind die Bühnen Tenochtitláns.

Die Frauen haben Röcke, die Männer Lendenschurze angelegt, darüber tragen fast alle Umhänge, die eng um die Schultern geschlungen sind. Die öffentliche Moral ist streng. Wer Ehebruch begeht

Mensch gewordene Götter: Ihre Umhänge sind mit Mustern bunt bemalt; rote und grüne Federbüsche verzieren ihre Köpfe; sie halten Fächer und Fliegenwedel aus kostbaren Federn in Händen.

Sie tragen Ketten in Form winziger aneinander gereihter Skorpione, Muscheln,



Straßendämme verbinden sie mit dem Festland

Vögel oder Krabben, oder Glöckchen aus purem Gold. Goldene Brustplatten blitzen in der Sonne. Junge Männer tragen Beinringe aus Gold, darin eingelegt winzige Mosaiken aus Jade und Türkis. Reiche Frauen schminken sich die Haut gelb mit einer Farbe aus zerstoßenen Insekten. Ihre Haut duftet nach Parfüm, ihr Atem nach Kaugummis aus süßlichen Pflanzen. In Spiegeln aus poliertem Obsidian prüfen sie ihr Äußeres.

Begleitet werden die Adeligen von Dienern und Trägern – einige von ihnen Freie, andere Sklaven, von denen sich manche in die Abhängigkeit begeben haben, um Schulden zu begleichen.

Denn die Straßen sind auch dies: Fallen für leichtsinnige Geister. Auf den Plätzen haben sich *patolli*-Spieler auf Binsenmatten niedergelassen und mit flüssigem Gummi kreuzförmige Muster auf das Pflaster gemalt. Meist messen zwei Männer ihre Geschicklichkeit: Sie-

ger ist, wem es als Erstem gelingt, sechs Bohnen durch Würfeln über das Spielfeld zu treiben. Umgeben sind die Spieler von Schaulustigen und Wertsüchtigen. Selbst Gold, Jade, Türkise und Quetzalfedern setzen die Neugierigen auf die Spieler. Doch wer seinen Einsatz nicht bezahlen kann, für den kann ein *patolli*-Spiel direkt in die Schuldklaverei führen.

Mancher kann sich nach einigen Jahren daraus wieder befreien, andere gehören ihr Leben lang einem anderen Menschen. Doch ist dieser niedere Stand nicht erblich: Sklaven dürfen heiraten, ihre Kinder sind frei.

Kinder bilden unter den Azteken die große Mehrheit. Schon die Siebenjährigen können aus Maismehl Tortillas backen und im flachen See Fischernetze auswerfen. Mit 15 verlassen viele die Obhut ihrer Familie und leben im *tel-pochcalli*, dem „Jugendhaus“.

Die Internate stehen in allen Stadtvierteln. Hier beginnt der Unterricht eine Stunde vor Sonnenaufgang mit dem Singen heiliger Hymnen. Hier lernen Jungen in karg eingerichteten Räumen die Tänze und das Flöten- und Trommelspiel für die Rituale zu Ehren der Götter. Hier werden sie mit Schwertern und Schilden zu Krieger gedreht. Hier müssen sie Tempel, Brücken und Wege reparieren, um Dienst an der Gemeinschaft zu leisten.

Hart sollen sie werden, hart zu anderen und zu sich selbst. Wer nicht gehorcht, wird mit Stöcken verprügelt oder mit langen Dornen gestochen; dem wird das Gesicht in den ätzenden Qualm brennender Chilischoten gehalten. Oder er wird, an Armen und Beinen gefesselt, eine Nacht lang auf den feuchten Erdboden gelegt.

NUR FÜR DEN Eingeweihten ist erkennbar, dass in dem Häusermeer von Tenochtitlán unsichtbare Grenzen gezogen sind. Die Menschen leben in *calpollis* – in Gilden, Nachbarschaften.

Da gibt es Straßen, in denen nur Federmacher und deren Familien leben – Künstler, die grüne, rote, blaue, goldene Federn von Papageien, Kolibris, Quetzals und anderen Tropenvögeln mit Pflanzensaft auf hölzerne Schilde kleben.

Da gibt es die Goldschmiede, die das „Exkrement der Götter“ in tausenderlei Formen gießen. Und deren Patron der finstere Gott Xipe Totec ist, dem zu Ehren geopfert Menschen die Haut vom Leibe gezogen wird – in die dann Azteken schlüpfen, um so durch die Straßen zu tanzen.

In manchen Vierteln schleifen Künstler Jade, Türkis, Amethyst, Obsidian und Perlmutter zu kleinen Zylindern, die als Schmuck durch Ohren, Lippen oder Nasen gestochen werden. Andere belegen die Schädel geopfert Gefangener mit Türkis, Obsidian und Muschelschalen.

Da gibt es die Viertel der Kupfer- und Bronzeschmiede, der Tischler, Mattenweber, Sandalenmacher, Besenbinder, Kalkbrenner, Korbmacher, Medizinsmacher, Fackelmacher, Steinschneider.

Und da gibt es, versteckt hinter hohen Mauern und äußerlich schmucklosen, niedrigen Häusern, das Viertel der *pochteca* – der geheimnisvollen Karawanenherren und Spione des Königs.

Sie sind die Fernhändler des Reiches: diejenigen, die den Dschungel durchqueren, um an die Küsten zu gelangen. Die im Süden mit den Städten der Maya handeln und im Westen sogar mit den feindseligen Tarasken. Die *pochteca* sind keine Adeligen, sie dürfen sich nicht in prachtvolle Gewänder hüllen und in Palästen wohnen. Doch sie sind mächtig und reich.



Quetzalcoatl, die »quetzalgefiederte Schlange«: Schöpfergott, Herr des Windes und Patron der Priester

Denn sie übermitteln auch Nachrichten – etwa über die Stärke fremder Heere, über innere Unruhen in benachbarten Reichen, über die Lage von Goldminen. Sie sind die Augen des Aztekenkönigs – und auf den Wegen, die sie einmal genommen haben, folgt nicht selten die Armee von Tenochtitlán.

Es gibt nur in insgesamt zwölf Städten Gilden von *pochteca*. Für sie gelten eigene Gesetze, sie haben eigene Gerichtshöfe, der Vater vererbt seine Stellung an seinen Sohn – sofern er lange genug lebt, um einen Sohn zu zeugen.

Denn die Expeditionen sind gefährlich. Die Waren der Fernhändler sind kostbar und eine begehrte Beute für Diebe und Raubmörder. Und da die Herrscher der anderen Reiche wissen, dass die *pochteca* nicht nur Güter, sondern auch Wissen ins Azteken-Imperium transportieren, lauern ihnen oft feindliche Soldaten auf.

Stets reisen die Händler deshalb in Karawanen, schwer bewaffnet mit Schwert und Schild, begleitet von Dutzenden Trägern. Nur an glückbringenden Tagen ziehen sie los, am Tag 1 Coatl etwa oder am Tag 2 Cipactli. Sorgfältig achten Priester auf Omen. Wenn der Falke in der Dämmerung kurz Laut gibt – wenn er „lacht“ –, dann sind die Götter gnädig. Schreit er lange, dann stehen die Zeichen schlecht.



Die gebärende Tlazolteotl, Herrin von Geburt und Heilung, Mutter des Maisgottes und der Göttin der Blumen

opfern einen Sklaven den Göttern. Sie schleichen zum Königspalast und erstatten dem Herrscher Bericht. Und sie verdienen ein Vermögen, wenn sie dann, endlich, in Tlatelolco Waren verkaufen – auf dem größten Markt des Kontinents.

Tlatelolco war einst eine weitere Stadt auf der Insel im Texcoco-See, doch Tenochtitlán hat die Nachbargemeinde besiegt und geschluckt. Geblieben ist eine alte Teilung: Tenochtitlán als Metropole der Göttertempel, Tlatelolco als größter Handelsplatz des Reiches.

Arkaden umgrenzen den Markt, auf dem täglich 60 000 Menschen um Güter

Auch Menschen sind hier zu kaufen – Sklaven, gezwungen ins hölzerne Joch. Manche führen ihre Fertigkeiten vor – Frauen etwa, die trotz der schweren Halsfesseln meisterhaft zu weben verstehen.

Andere bieten freiwillig ihre Arbeiten an: Geschichtenerzähler etwa oder professionelle Redner, Schreiber, Sänger, Lastenträger oder Dirnen.

Doch auch Alltagswaren werden in Tlatelolco angeboten: Salz, das in irdenen Wannen aus dem Seewasser gewonnen worden ist, Mais, Kakao, Chili, Avocados, Truthähne, Hunde, Sandalen, Matten, Obsidiantklingen, Körbe, Feuerholz – und vielerlei Waren, gefertigt aus *maguay*.

Das ist eine bis zu mannshohe Agave mit langen, fleischigen Blättern. Die Fasern werden zu Kleidern, Seilen, Netzen und Sandalen geflochten. Mit den Blättern werden die Häuser gedeckt, sie dienen als Teller bei Tisch und als ein Grundstoff für Papier. Die Stämme eignen sich als Feuerholz, die Dornen sind Instrumente der Priester, um sich rituelle Wunden beizubringen.

Aus dem vergorenen Saft der Agave wird *pulque* gewonnen, ein berauschendes Getränk. Doch nur die Alten genießen das Privileg, sich betrinken zu dürfen – alle anderen riskieren die Todesstrafe.

Noch begehrter ist Kakao – denn sein Genuss zeigt immensen Reichtum an: Kakaobohnen sind wie Geld, und wer dies einfach vertrinkt, zeigt, dass er keine materiellen Sorgen kennt. Eine Tomate oder ein Bündel Feuerholz ist für eine Kakaobohne zu haben, eine Avocado für drei, eine Messerklinge aus Obsidian für fünf, ein Truthahn für 100.

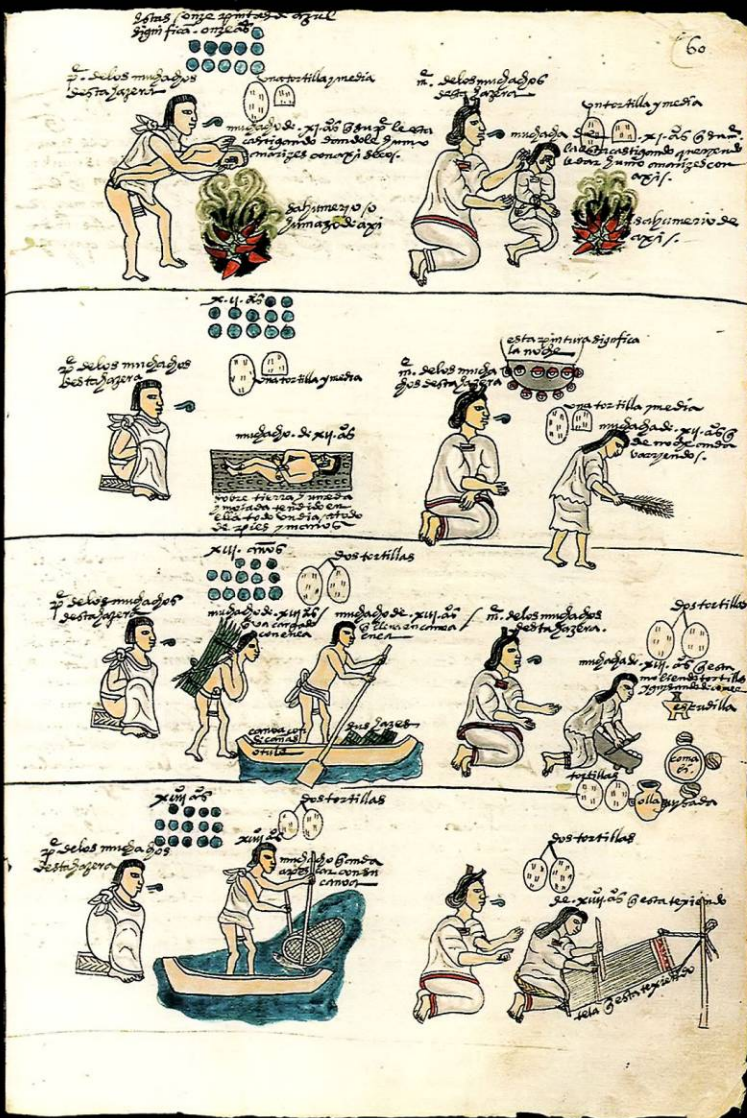
Bei diesen Summen allerdings muss der Händler darauf achten, dass er nicht an einen Geldfälscher gerät: an jemanden zum Beispiel, der klein geratene Kakaobohnen erhitzt, um sie zu vergrößern, oder der die Bohnen gar öffnet, sie ihres wertvollen Inhalts beraubt und mit Dreck oder Sägespänen auffüllt. Leicht lassen sich solche wertlosen Stücke in einem Sack voller Kakaobohnen untermischen.

Die Erziehung der aztekischen Kinder ist lang und gnadenlos hart

In der Nacht vor der Abreise ritzen sich die *pochteca* mit Messern Zunge und Ohren auf, um ihr Blut den Göttern zu opfern. Um Mitternacht köpfen sie eine Wachtel und werfen sie ins Feuer. Dann ziehen sie los. Monatlang werden sie unterwegs sein, die Wanderstöcke mit Götterbildnissen auf Rindenpapier umwickelt. Die Köpfe werden sie sich nicht waschen und die Haare nicht schneiden, bis sie Tenochtitlán wiedersehen.

Und wenn sie dann zurückkehren, setzen sie nachts heimlich über den Texcoco-See, die kostbare Fracht in Kanus unter Decken verborgen. Sie reinigen sich und

feilschen und der Lärm ihrer Verhandlungen bis zum Großen Tempel Tenochtitláns hallt, fünf Kilometer entfernt. Im Schutze eines Götterschreines wachen ein Dutzend Richter über Käufer und Verkäufer. Inspektoren kontrollieren die bunten Stände: die Gassen, in denen Händler lebende Quetzal-Vögel anbieten, Jaguarfelle, Tabak, bronzene Axtklingen, Jade, Silberornamente, Lippenringe, Steinstatuen, Muscheln, halluzinogene Pilze und Rindenpapier – und jene kostbare rote Farbe, gewonnen aus zerriebenen Insekten, die nur auf einer einzigen Kakusart in der Region Coayxtlahuacan leben.



Elternpflichten: Ist ein elfjähriger Junge (ganz oben links, Symbol sind elf blaue Punkte) zu bestrafen, wird er vom Vater in den ätzenden Rauch eines Chili-Feuers gehalten – und die Mutter droht der Tochter (rechts) damit. Einen Zwölfjährigen züchtigt der Vater,

indem er ihn fesselt und nackt auf den feuchten Boden legt; die Tochter hat noch vor Tagesanbruch das Haus zu fegen. Mit 13 muss ein Junge Reisigholz transportieren, das Mädchen mahlt Mais. Mit 14 fischt der Sohn mit dem Netz, die Tochter webt

Luxuswaren dagegen werden selten mit Kakao bezahlt, sondern mit *quachtli*: gewebten Baumwollumhängen in Maßen, die von den Beamten des Königs festgelegt werden. 20 *quachtli* muss man für einen erwachsenen Sklaven ausgeben – eine Summe, von der ein Mann in Tenochtitlán ein Jahr lang leben könnte. Ein goldener Lippenpflock ist für 25 *quachtli* zu haben, eine Kette aus Jadeperlen, dem kostbarsten Material, für 600. Von dem Gegenwert einer einzigen Kette, mit der sich ein Adeltiger schmückt, könnte ein Handwerker in der Hauptstadt 30 Jahre lang leben.

Die *pipiltin*, die Edlen, stellen weniger als ein Zehntel der Bevölkerung. Ihnen gehört das Land, ihnen sind die meisten Bauern, manchmal sogar komplette Gemeinden tributpflichtig. Sie sind Berater des Königs, aber auch Heerführer oder Priester. Ihre Familiengeschichten führen sie auf mythische totekische Ahnen zurück.

Und so erheben sich, je weiter man sich dem Zentrum Tenochtitláns nähert, immer mehr und immer prachtvollere Adelspaläste entlang der großen Straßen: große zweigeschossige Anwesen, errichtet auf künstlichen Hügeln aus Stein – einige zwölf Meter hoch –, umgeben von ummauerten Gärten, in denen Rosen und Obstbäume blühen.

Manche Paläste haben eine Fläche von mehr als einem Hektar: mit langen Zimmerfluchten und einer Vielzahl von In-

nenhöfen, mit Trakten für Männer, für die Ehefrauen, für das Gesinde, für Vorräte, für Zeremonien, für Wannen und Schwitzbäder, in denen es nach Seife aus Früchten und Wurzeln riecht.

Die Fußböden und die Wände aus Steinen oder Lehmziegeln sind mit glattem, rotem Putz bestrichen, Pfosten und Türstürze aus duftendem Zedernholz gefertigt. Bunte Baumwollmatten oder Vorhänge aus Schilfrohr trennen die Räume ab. Wenn der Wind durch die Paläste streicht, erklingt die leise Melodie der in den Matten eingewirkten goldenen und bronzenen Glocken.

Der prachtvollste Palast, zehnmal größer als alle anderen, gehört dem mächtigsten aller Adeligen: dem König.

Im Zentrum der Hauptstadt opfern die Priester Menschen und kerkern fremde Götter ein

Ahuizotl hat sich eine Stadt in der Stadt errichten lassen. (Den Palast seines Vorgängers benutzt er nie – so wie es die Tradition gebietet: Die Anwesen der verstorbenen sieben Aztekenkönige stehen als Monumente in Tenochtitláns Zentrum, als Zeugnisse vergangener Herrschergrößen.) Es gibt Gemächer für ihn und seine Frauen, Hallen für seine Krieger, für Gesandte fremder Reiche, für Ratssitzungen mit hohen Adligen; daneben Räume, in denen der König zu Gericht sitzt, in denen er Dichtern und Musikern, Philosophen und Historikern lauscht; eine Waffenkammer, ein Archiv, in dem Tributlisten aller Provinzen aufbewahrt werden, ein Schatzhaus für eben diese Tribute.

Insgesamt sind es mehr als 300 Räume, mit vier Meter hohen, mehrfarbig verputzten Wänden, dazu säulengesäumte Höfe, ein Skulpturengarten, ein Ballspielplatz, ein Schwimmbad, ein Zoo, in dem der Herrscher Adler und exotische Vögel hält.

Und doch ist selbst der Königspalast nicht das Zentrum der Azteken-Metropole.

Das mythische, düstere, gefürchtete Herz Tenochtitláns schlägt hinter hohen

Mauern, deren Tore Tausende von Menschen nur ein einziges Mal durchschreiten.

Und nie wieder zurückkehren.

DIE WELT IST EINE SCHEIBE. Darüber wölben sich die 13 Sphären des Himmels, darunter die neun Ebenen der Unterwelt. Eine einzige Achse hält die drei Welten zusammen, verbindet Über- und Unterirdisches, die Reiche der Götter, mit dieser Welt: der Große Tempel von Tenochtitlán, der Nabel des Kosmos.

Bunt verzierte Mauern teilen ein Quadrat im Zentrum der Metropole ab, einen heiligen Platz, dessen Seiten fast einen halben Kilometer lang sind. Über 70 Monumente erheben sich auf dem gewalti-

gen Platz, darunter eine kreisförmige Steinplatte für den Windgott Ehecatl, auf der Priester Baumharz entzünden. Oder der Tempel Xipe Totecs, dem zu Ehren Menschen gehäutet werden. Oder die Heiligtümer für Tonatiuh, den Sonnengott und Patron der Krieger, dessen Zunge ein Obsidianmesser ist, mit dem man Herzen herauschneidet.

Der Coacalco ist der Kerker der fremden Götter: Wenn die Azteken eine Stadt erobern, rauben sie deren Idole und sperren sie in diesen Schrein. Hier verehren sie die feindlichen Götter, hier sichern sie sich deren Macht, hier zelebrieren sie nicht nur den militärischen, sondern auch den spirituellen Triumph über ihre Gegner.

Die erfolgreichsten Krieger – jene Soldaten, die in Schlachten mindestens vier Gegner gefangen genommen und als Menschenopfer in die Hauptstadt geschleift haben – dürfen Gewänder aus Ozelotfellen oder Adlerfedern anlegen. Ihre bunt verputzten, mit Reliefs und vergrabenen Opfergaben reich geschmückten Hallen, bewacht von lebensgroßen Kriegerfiguren aus Ton, stehen neben den Götterschreinen.

Im heiligen Geviert erhebt sich auch der Calmecac – die Schule, in der die Jun-



Dieses Bild symbolisiert sowohl Huitzilopochtli, den Kriegs- und Sonnengott, als auch Tezcatlipoca, den allmächtigen Gott und Patron des Königs



Die Pyramide des Regen- und des Kriegsgottes in Tenochtitlán ist spirituelles Zentrum des Reiches: die Verbindung von Himmel, Welt und Unterwelt

gen der Adeligen sowie ein paar Gemeine, die durch außergewöhnliche Talente aufgefallen sind, zu Priestern, Beamten und Heerführern ausgebildet werden. Hier stehen der größte Ballspielplatz der Stadt und ein Schwitzbad, um sich rituell zu reinigen vor den Feiern zu Ehren der Götter. Und mittendrin erhebt sich der Große Tempel.

Die steile Stufenpyramide ragt 45 Meter auf, ein Abbild der mystischen Berge Coatepec und Tlalocan. Jeder der Aztekenkönige hat das Heiligtum verschönert und erweitert, doch stets haben die Priester, die den Weg der Himmelskörper kennen, darauf geachtet, dass der Tempel nicht genau auf der Nord-Süd-Achse ausgerichtet, sondern ganz leicht nach Osten verschoben ist: So erhebt sich die Sonne am Morgen der Frühlings-Tag-und-Nacht-Gleiche exakt zwischen den

beiden Schreinen auf dem Plateau der Pyramide.

Der nördliche der beiden mit Stein- und Holzreliefs geschmückten Tempel umschließt das steinerne Abbild Tlalocs. Er ist der Gott des Regens und der Fruchtbarkeit – ein uralter Gott, der auf dem wolkenverhüllten Paradiesberg Tlalocan residiert und schon von den Tolteken und den Herren von Teotihuacán verehrt worden ist. Ihm können auf dem *chac mool* Gaben dargebracht werden, einer bemalten, steinernen Figur eines liegenden Götterboten – ein Opferaltar in Menschenform, wie ihn schon die Tolteken geschaffen und wie ihn die Azteken von den verehrten Vorfahren übernommen haben.

Der südliche Schrein schützt das Bildnis von Huitzilopochtli. Der „Kolibri des Südens“ ist der Gott des Krieges und der Sonne; er ist der Patron der Azteken.

Huitzilopochtli ist auf dem Berg Coatepec zur Welt gekommen und hat gleich nach seiner Geburt fast 400 seiner Geschwister erschlagen. Sein erstes Opfer, eine Schwester, hat er geköpft, hat ihr Arme und Beine abgehackt und sie vom mythischen Berg gestoßen. Ein über drei Meter durchmessender, reliefgeschmückter Basaltblock zeigt die zerstückelte Götterschwester. Sie liegt zu Füßen der Doppelterre, die von sieben gigantischen Schlangen gesäumt und von steinernen Kriegerfiguren bewacht wird – und die dunkel ist vom Blut der Unzähligen, die, wie einst die Göttin, entleibt vom mythischen Ort in die Tiefe gestoßen worden sind.

Das heilige Geviert ist das Reich der Priester, die schrecklich anzusehen sind: die Körper und das Gesicht bei vielen Zeremonien schwarz gefärbt, der Leib



Rührgefäß in Form eines toten Kämpfers. Im Krieg gefallene Soldaten werden zu Begleitern der Sonne und so unsterblich

vernarrt, das lange, ungewaschene Haar verfilzt und beschmutzt mit eigenem und fremdem Blut.

Die Azteken huldigen fast 200 Göttern – und jeder hat seine eigene Priesterschaft. Die Priester (wie auch die wenigen Priesterinnen, die Göttinnen dienen) musizieren zu Ehren ihrer übermenschlichen Gebieter auf Trommeln, auf tönernen Flöten und Trompeten aus Meeresschnecken. Sie fegen täglich die Heiligtümer, auf dass sie rein bleiben, sie entzünden in langen Brennern den Saft des Copal-Baumes, auf dass sein Duft den Gott erfreue.

Sie leiten den Bau neuer Tempel, verwalten das Ackerland, das jedem Heiligtum zusteht und organisieren die Versorgung mit Feuerholz, Blumen und Stoffen zur Dekoration. Sie kennen die glückbringenden Tage, an denen die Bauern den Mais ernten dürfen. Sie bestimmen die guten und die bösen Omen, unter denen der Tag einer Geburt steht. Sie bewahren das Wissen über den Lauf der Gestirne, über die Taten verstorbener Könige, über den Kalender, über Mythen und Rituale.

Vor allem in ihrem Auftrag fertigen Schreiber Codizes aus gefaltetem Papier der Feigenbaumrinde an, in denen in Glyphen und Bildern all diese Dinge ver-

zeichnet sind. In der Calmecac-Schule geben sie ihr Wissen weiter an Novizen. Den Jungen wird die Unterlippe aufgeschnitten und ein Edelstein in die Wunde gesetzt, den Mädchen werden auf Brust und Hüfte Schnitte zugefügt, als Zeichen, dass sie den Göttern dienen sollen.

Vor allem aber opfern die Priester Blut.

DENN DIE ORDNUNG IM KOSMOS ist fragil. So wie ein Feld bewässert werden muss, um eine Ernte zu tragen, so müssen die Götter gesättigt werden, damit die Sonne über den Himmel zieht und der Regen niedergeht, damit der Mais wächst und das Feuer brennt, damit Kinder geboren und Kriege gewonnen werden, damit Karawanen zurückkehren und der Winterfrosts verschwindet. In diesem Kosmos muss für alles, was Leben und Glück spendet, bezahlt werden. Und welche Gabe wäre wertvoller als das Leben?

Also töten sich die Priester in nächtlichen Exerzitien symbolisch selbst, tuzend-, hundert-, tausendfach. Sie stechen sich Maguey-Dornen in den Leib, in die Arme oder die Genitalien. Sie schneiden sich mit Steinklingen Ohren und Zunge auf. Sie öffnen Mittelfinger und Daumen und schnippen ihr Blut in Richtung von

wichtigsten Götter ∇ , wählt ein Oberpriester einen oder mehrere Gefangene aus. Die Priester fasten vier Tage, manchmal länger, sie halten nächtliche Wachen in der Nähe des Tempels. Sie opfern Copal, Blumen und Kleidung und tanzen zu Ehren des Gottes.

Am entscheidenden Tag geleiten sie die Auserwählten in einer Prozession bis zum Großen Tempel. Die Gefangenen sind von Priestern rituell gereinigt und in die prachtvollen Gewänder des Gottes gekleidet worden, dem sie geopfert werden. Nun sind sie *ixiptla* – Personifikationen des übermenschlichen Wesens.

Am Ende der Prozession steht der Gefangene vor der steilen Treppe des Heiligtums: *in ie tlecujlixuac*, *in ie tlamamatlac* – „schon am Rand des Feuers, schon am Rand der Tempeltreppe“. Priester nehmen seine Arme und führen ihn. Wenn er stolz ist und mutig, wird der *ixiptla* freiwillig gehen, hoch erhobenen Hauptes, ja freudig – erwartet ihn doch ein ewiges Leben in einer der himmlischen Sphären. Andere werden mit Gewalt hochgezerrt.

Oben legt man das Opfer auf einen Steinblock. Vier Priester halten seine Gliedmaßen ausgestreckt, der Körper ist über den Opferstein gespannt, die Brust

Bunte Kostüme zieren die Krieger, die viele Gefangene opfern

Tlahuizcalpantecuhtli, der Venus, die gefährlich und gnädig zugleich ist.

Wichtiger aber als diese symbolischen sind die echten Opfer. Die meisten Menschen, deren Leben den Göttern dargebracht wird, sind den Azteken bei Kriegszügen in die Hände gefallen. Die Soldaten haben ihren Gefangenen (neben den Besiegten auch Frauen und Kinder aus eroberten Städten) Stricke durch die durchstoßenen Nasen gezogen oder um ihre Häse gelegt und sie dann zusammengebunden. Die Gefangenen sind nach Tenochtitlán gebracht und dort in einen Kerker geworfen worden.

Naht der Tag einer Zeremonie – 18 regelmäßige Feste sind es pro Jahr für die

ragt weit hervor. Ein hoher Priester, der „Feuergeber“, tritt zu dem Ausgestreckten, hebt das steinerne Messer – und schneidet einmal tief und quer über die Brust des Opfers.

Dann reißt er, heilige Hymnen singend, das Herz heraus, denn dort sitzt *teyolia*, die denkende Seele des Menschen, deren Kraft nun den Gott Huitzilopochtli nährt. Der Priester legt das Herz auf das „Adlergefäß“: einen runden, dreieinhalb Meter durchmessenden Stein, dessen kunstvolles Relief im Zentrum das Gesicht des Gottes trägt, umkränzt von Strahlen und den Symbolen der Zeit.

Der Tote ist zum „Adlermann“ geworden, sein Leib wird nun die Treppen hin-

Algunos nobles y mancebos
venían con sus canoas y
los de guerra
los de guerra
los de guerra
los de guerra



mequitla, manta
brida, yucupali.



Algunos nobles y mancebos
venían con sus canoas y
los de guerra
los de guerra
los de guerra
los de guerra



Algunos nobles y mancebos
venían con sus canoas y
los de guerra
los de guerra
los de guerra
los de guerra



mandón y figura
de la guerra
de la guerra
de la guerra
de la guerra



mequitla, manta
brida, yucupali.



mandón y figura
de la guerra
de la guerra
de la guerra
de la guerra



El noble de guerra
de la guerra
de la guerra
de la guerra
de la guerra

mequitla, manta
brida, yucupali.

mandón y figura
de la guerra
de la guerra
de la guerra
de la guerra

Algunos nobles y mancebos
venían con sus canoas y
los de guerra
los de guerra
los de guerra
los de guerra

3



Algunos nobles y mancebos
venían con sus canoas y
los de guerra
los de guerra
los de guerra
los de guerra

4



Dienst und Belohnung: Wer Priester werden will,
muss als Novize mit dem Kanu Steine zur Tempelrepa-
ratur transportieren und seinen Mentor im Krieg
begleiten (ganz oben). Ein junger Bauer oder Handwerker
wartet sitzend auf die Anweisung eines diademe-

schmückten Beamten, Tempel und Brücken in
Stand zu setzen [zweite Zeile, links]. Je mehr Gegner
ein Krieger gefangen nimmt, desto höher sein Rang
und prachtvoller sein Kostüm - bis zum rot bemantel-
ten Heerführer Tlacatecatl, dem »Mann-Töter«

untergestürzt, sein Blut färbt die Stufen. Am Fuß des Tempels eilen Priester herbei und schneiden ihm den Kopf ab, den sie häuten, aus dem sie Gehirn und Augen reißen – und den sie schließlich auf ein hölzernes Gerüst legen, den *tzompantli*, wo er an durchstoßenen Schläfen auf eine lange, quer gestellte hölzerne Stange gespießt wird.

Und weiter wird der Leib verstümmelt, zerschnitten wie einst die Schwester des Gottes Huitzilopochtli. Ein paar Streifen seines Fleisches werden gekocht und mit Mais jenem Krieger dargeboten, der den Gefangenen zuvor im Feld

nungslos, vom Priester mit einem Stich niedergestreckt werden.

Tetzcatlipoca, der Patron des Königs, will einen körperlich perfekten jungen Mann in jedem Monat, die Göttin Chicomecoatl eine junge Frau, die ihr nachts dargebracht wird. Die Weiße Cinteotl, die Maisgöttin, durstet nach Menschen, die an Hautausschlägen leiden.

Und Xipe Totec, „unser Herr mit der abgezogenen Haut“, ernährt sich nicht nur von Gehäuteten – ihm zu Ehren kämpfen an einen Stein gefesselte Gefangene gegen Aztekenkrieger bis zum Tode, werden von Pfeilen zerschossen oder

lässt die von ihm ermittelte Ziffer ahnen, wie unersättlich der Hunger der aztekischen Götter ist: Er zählt 136 000 Schädel.

AM TAG DER KANALWEIHING reißt ein Priester im Viertel Pahucan vier Kindern die Herzen heraus, um sie der Göttin des fließenden Wassers zu opfern. Hier hat das Bauwerk sein Ende erreicht, das nicht verbrauchte Wasser fließt in den Texcoco-See. Ahuizotls Werk scheint vollbracht zu sein.

Der König persönlich ist anwesend, umgeben von seinen Höflingen, die dafür Sorge tragen, dass niemand unter den Zehntausenden, die singend und tanzend den Triumph verfolgen, den Weg des Herrschers kreuze, ja, dass niemand es auch nur wage, ihn, den König der Könige, anzublicken.

Prachtvoll sieht Ahuizotl aus, mit einem Diadem aus Gold und grünen Edelsteinen, geschmückt mit schillernden Quetzalfedern und kunstvoll gegossenem Gold, mit blitzenden Lippenpflocken und einem Smaragd, der in der durchstoßenen Nase funktelt.

Doch der König erniedrigt sich, und die Höflinge tun es ihm gleich: Sie streichen mit dem angefeuchteten Finger Erde vom Boden auf und essen sie als Zeichen der Demut vor der Göttin. Ahuizotl legt Blumen um den Kanal aus, er opfert Tabak. Eigenhändig köpft er Wachteln und wirft sie ins Wasser. Mit einem Brenner schwenkt er Copal-Rauchschwaden über dem Kanal.

„Oh mächtige Göttin des Wassers“, ruft er und hält die Rechte hoch erhoben, „willkommen in unserer Stadt!“ Fische und Frösche, gegossen aus purem Gold oder geschnitten aus Edelsteinen, schleudert er in den Kanal, und die Adeligen tun es ihm gleich.

Später an diesem Tag, der König hat sich mit seinem Gefolge längst in seinen Palast zurückgezogen, die feiernden Menschen haben sich auf den weiten Straßen und großen Plätzen zerstreut oder sind in ihren Häusern verschwunden, mag späten Spaziergängern auffallen, dass die nächtliche Melodie Tenochtitláns anders klingt als früher.

Ruhm und Glanz Tenochtitláns währen nur ein Jahrhundert lang

besiegt hat. Gemeinsam mit seiner Familie darf der Mann den Toten rituell verspeisen. So wird, als letzte Geste, der Geopferte in die Familie des Kriegers aufgenommen.

DAS HEILIGE GEVIERT der Tempel von Tenochtitlán ist den Priestern vorbehalten, den Adeligen, den erfolgreichen Krieger. Nur an den Tagen der blutigen Zeremonien am Großen Tempel drängen sich Tausende auf dem Platz und sehen dem Sterben zu: Bauern und Handwerker und Händler – und manchmal auch mit den Azteken verfeindete Könige, die Ahuizotl eingeladen und mit erlesenen Geschenken beglückt hat, damit sie, versteckt vor den Blicken des Volkes, aus geheimen Logen zusehen können, wie ihre eigenen Krieger zu Ehren Huitzilopochtli sterben.

Der Schutzherr der Azteken isst viele Herzen, aber nicht alle. Und nicht alle Herzen sind gefangenen Krieger aus der Brust gerissen worden.

Tlaloc etwa, der Regengott, verlangt nach Kindern, die einmal im Jahr auf sieben Gipfeln dargebracht werden, denn ihre Tränen sichern die Wiederkehr des Regens.

Die Muttergöttin Toci verlangt nach Jungfrauen, die sich dem König hingeben und dann, bis zum letzten Moment ah-

nen, vom Priester, dem „Nacht-Trinker“, lebendigen Leibes in einen Feuerofen gestoen.

So halten die Azteken die Götter gewogen und die Feinde in Furcht. Schon in den alten Reichen Mesamerikas sind Menschen geopfert worden, bei den Maya und Tolteken etwa, aber niemals so viele und in so erschreckender Regelmäßigkeit wie in Tenochtitlán. Bei manchen Zeremonien müssen die Priester drei Tage lang das Messer führen und einander ablösen, um nicht erschöpft zu erlahmen.

Ein Chronist zählt sehr viel später die Schädel auf dem hölzernen Gerüst der Totenköpfe. Seine Beschreibung ist vielleicht ungenau, wahrscheinlich sogar ist sein Bericht übertrieben. Und doch



Ilamatecutli, Göttin der Erde: Ihr zu Ehren werden Frauen mit Bändern und Netzen geschlagen



Zwischen den beiden bedeutendsten Tempelbezirken Tenochtitláns liegt das arkadengesäumte Geviert von Tlatelolco, dem größten Markt Amerikas

Nachts ist die Metropole erhellt von unzähligen Feuern, die in offenen Wannen brennen, in denen harziges Holz knackt und zischt. Frauen singen in einer von Fackeln erhellten Prozession, in der sie, in der Dunkelheit, wie es die Tradition gebietet, eine Braut zum Haus ihres Bräutigams tragen. Aus manchen Tempeln und Priesterschulen wehen Hymnen zu Ehren der Götter herüber, Flötenspiel und dumpfer Trommelwirbel – all jene Klänge, welche die nächtlichen Riten und Blutopfer der Priester begleiten. Irgendwo mögen gemästete Hunde bellen, und vielleicht schreit einer der exotischen Vögel im Gehege des Königs.

Doch über allem nun liegt ein leises, gleichmäßiges Rauschen und Gurgeln: Es ist das Wasser, das sich aus dem neuen Kanal über den Stadtrand in den Texcoco ergießt – in den See, der riesengroß ist, aber selten mehr als mannstief.

Und aus dem das Wasser nicht abfließen kann.

NUR 40 TAGE SPÄTER ist Tenochtitlán dem Untergang geweiht: Unaufhaltsam ist das Wasser im See gestiegen, hat die schwimmenden Felder überflutet und die Ernte an Mais und Chili, an Tomaten und Amarant-Blumen vernichtet. Es schwappt über die Plätze und Straßen, steht einen halben Meter hoch in den Häusern, umspült die Tempel. Die Einwohner fliehen in Kanus und Flößen –

und König Ahuítzotl, bedrängt von fliehenden Bürgern und Adeligen, weint, weil die Göttin des fließenden Wassers ihm nicht gnädig ist.

Also macht er sich auf den Bußgang zur Unheil bringenden Quelle am Südufer des Sees. Duftöl opfert der König, Gummi, kostbares Papier aus Feigenbaumrinde, Wachteln. Taucher müssen auf seinen Befehl hin in die Quelle springen, um Federn und Edelsteine im schlammigen Boden zu vergraben. Steinerne Götterbildnisse lässt er dort versenken, auch eine Statue der zürnenden Chalchiuhtlicue, „der mit dem Jaderock“, der Herrin des fließenden Wassers. Und Kinder opfert er ihr, blau und grün geschminkt.

Dann lässt Ahuítzotl die neuen Einfassungen und Dämme niederreißen und gibt dem Quellwasser aus den Bergen seinen angestammten Lauf zurück.

Es ist nicht überliefert, wie viele Tage oder Wochen vergehen, bis Tenochtitlán wieder freigegeben wird vom See. Doch die Chronisten berichten, dass der König, als endlich die Metropole trockenfällt, viele beschädigte Gebäude niederreißen lässt und die Stadt neu erbaut.

Tenochtitlán ist bald prachtvoller als jemals zuvor.

Es ist der letzte große Triumph der Metropole im See. Das Jahr 7 Acatl entspricht in einem anderen Kalender 1499 anno Domini. Seit sieben Jahren kreuzen

spanische Galeonen zwischen den karibischen Inseln. Drei Jahre wird König Ahuítzotl noch auf dem Jaguarthron sitzen, dann wird er sterben und sein Neffe Montezuma ihn beerben. Und 20 Jahre noch, dann werden der spanische Konquistador Hernando Cortés und seine Männer Tenochtitlán erstmals erblicken.

Die Spanier werden die Stadt angreifen und ihre Tempel und Paläste verwüsten. Sie werden die Häuser und Plätze zerstören und die schwimmenden Felder.

Sie werden mit ihren Schwertern und den von ihnen eingeschleppten Seuchen mehr als die Hälfte der Bevölkerung auslöschen und die Überlebenden unterjochen. Sie werden Chalchiuhtlicue stürzen, die Herrin des fließenden Wassers, und Xipe Totec, den Schinder, und Tezcatlipoca, den „rauchenden Spiegel“, und auch Tlaloc auf seinem wolkenverhangenen Paradiesberg.

Und sie werden Huitzilopochtli stürzen, den Patron der Azteken, der mehr Menschen verschlungen hat als jeder andere Gott Amerikas. Im Jahr 1521 stürmen Konquistadoren den Großen Tempel, zerren sein steinernes Abbild heraus, stoßen es die Treppe hinunter, über die unzählige Männer mit aufgerissener Brust hinabgestürzt worden sind, und vergraben die Statue irgendwo in der Erde Mexikos.

Dort ruht Huitzilopochtli noch heute. □

Um 300 v. Chr. errichtet ein unbekanntes Volk die Tempelstadt Teotihuacán. Rund 1600 Jahre später werden die Ruinen zum mythischen Ort der Azteken. Hier, so glauben sie, versammelten sich einst die Götter

Stadt des Lichts

VON SUSANNE KRIEG

Als die Azteken im 13. Jahrhundert von Norden in das mexikanische Hochland einwanderten, stießen sie auf gewaltige Pyramiden. So gefesselt waren sie von den verlassenen Monumenten, dass sie wieder und wieder zu ihnen pilgerten – auch, um sie zu erforschen.

Wie verwiterte Treppen zur Götterwelt erhoben sich die Steinbauten über einem Plateau, inmitten einer riesigen Ruinenstadt am heiligen Berg Cerro Gordo. Sie waren mächtiger als alles, was die Azteken je gesehen hatten. Und so überwältigend, dass sie diese Stätte Teotihuacán nannten – „der Ort, an dem man zum Gott wird“.

Aber welche Herrscher hatten die schnurgeraden Straßen einst geplant, wer bewohnte die Paläste und Tem-

pel? Wer hatte die gefiederten Schlangenköpfe und frosch-
 äugigen Fratzen mit Fang-
 zähnen in die Stufen der Pyra-
 mide im Süden gemeißelt? Sollten sie womöglich Quetzalcóatl darstellen, den aztekischen Gott der Weisheit und des Windes? Und Tlaloc, den Regenbringer?

Die Ruinenstadt, so glaubten die Azteken, war der Versammlungsort der Götter und einst von Giganten mit langen, dünnen Armen errichtet worden. Als Beweise dienten gewaltige Knochen, die sie in der Nähe entdeckt hatten. Dass die Gebeine von Mammuts stammten, stellte sich erst Jahrhunderte später heraus.

Systematisch gruben die Azteken nun nach Steinmasken, Keramik und Götterskulpturen – Reliquien, die sie in ihre rund 50 Kilometer entfernte Hauptstadt Tenochtitlán brachten und die dort im Haupttempel aufbewahrt wurden.

Der letzte Aztekenherrscher soll alle 20 Tage zu den Pyramiden gepilgert sein.

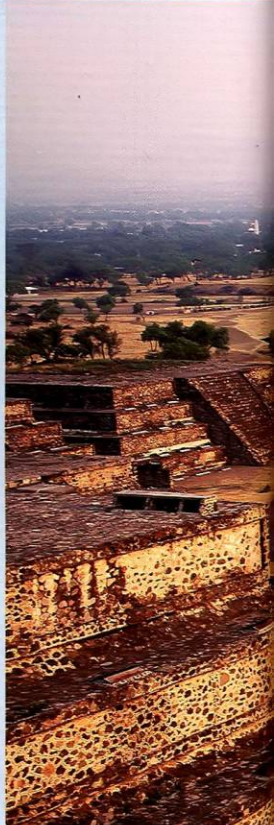
Denn hier, so glaubte er, hatten sich einst die Götter während einer großen Finsternis versammelt. Oben auf den Tempelbergen hatten die Götter ein Feuer entfacht und Buße getan. Zwei hatten sich schließlich selbst in den Flammen geopfert, um so die Sonne und den Mond zu schaffen. So habe in Teotihuacán das Zeitalter der fünf-
 ten Sonne begonnen, in dem sich die Azteken wähten. Und in den kleinen Pyramiden entlang der „Straße der Toten“, jener auf den heiligen Berg gerichteten Hauptachse der Stadt, vermuteten sie die Gräber toltekischer Könige.

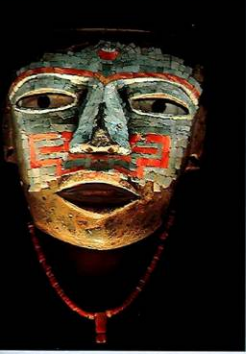
Inzwischen sind die Historiker davon überzeugt, dass der Ort weit vor der Toltekenzeit (900–1150 n. Chr.) existiert hat. Er war auch keine Totenstadt, sondern das Zentrum eines mächtigen Volkes, dessen Namen man aber bis heute nicht kennt. Archäologen haben zwischen den Ruinen Überbleibsel einer offenbar schriftlosen Hochkultur gefunden, die einst auf ganz Mesoamerika ausgestrahlt hat.

Die erste Siedlung dieses Volkes konnte von den Forschern für das 4. Jahrhundert v. Chr. nachgewiesen werden. Schon um 100 v. Chr. lebten 10 000 Menschen in dieser Stadt. Auf dem Höhepunkt der Macht – zwischen 400 und 600 n. Chr. – bevölkerten mindestens 100 000 Einwohner Teotihuacán. Mit rund 20 Quadratkilometer Fläche war der Ort die erste geplante Metropole der Neuen Welt und etwa so groß wie das antike Rom zur Zeit seiner größten Ausdehnung. Zudem war Teotihuacán ein glanzvoller Wallfahrtsort und ein Wirt-

schaftszentrum, das vermutlich Kolonien unterhielt.

Händler aus den Mayaländern tauschten hier Kautschuk, Jade, Kakaobohnen und Quetzalfedern gegen Töpferware und kunstvolle Gegenstände aus Obsidian. In den Schulen gaben die Alten dem Priesternachwuchs ihr Wissen weiter. Zuwanderer aus anderen Regionen lebten in eigenen Vierteln, in kommunenartigen Wohnhäusern aus Stein und Stuck. Bunte Opfer- und Prozessionsszenen, Bilder von Muscheltrompeten und Tieren zierten Tempel und Paläste. Die Gebäude





Die Straße der Toten mit der Sonnenpyramide und kleineren Tempeln ist die Hauptachse der Metropole. Noch Hunderte Kilometer entfernt werden ihre Schätze verehrt – wie diese Maske, die in Malinaltepec gefunden wurde

scheinen nach einem astronomischen Plan ausgerichtet worden zu sein, der sich wahrscheinlich am Untergangspunkt der Plejaden orientierte.

Bis heute ist ungeklärt, ob die beiden Hauptpyramiden wirklich Sonne und Mond geweiht waren – wie die Azteken glaubten. Mit einer Grundfläche von 220 mal 225 Metern und einer Höhe von 65 Metern war die Sonnenpyramide eines der größten Bauwerke des alten Mittelamerika. In ihnen lagen, anders als in Ägypten, wahrscheinlich keine Herrscher

begraben. Bei ihrem Bau wurden jedoch viele Menschen geopfert. Allein für die „Pyramide der gefiederten Schlange“ im Süden der Stadt mussten, das beweisen Skelettfunde, rund 200 Männer, Frauen und Kinder sterben.

Erst drei Prozent dieser Metropole sind bis heute ausgegraben. Viele Fragen sind geblieben: Wer war die treibende Kraft hinter all dem Glanz – ein Gottkönig? Wie nannten sich die Bewohner? Warum ist ihre Kultur um 700 n. Chr. plötzlich untergegangen?

Im Zentrum hat man Brandspuren an Tempeln und Residenzen entdeckt. Einige

Forscher vermuten deshalb, dass Teotihuacán irgendwann von Feinden erobert wurde. Andere Historiker sehen in einer bürgerkriegsähnlichen Revolte den Grund für den Untergang der Stadt. Als die Azteken rund sechs Jahrhunderte später das untergegangene Teotihuacán wiederentdecken, war die Finsternis jedenfalls schon lange wieder zurückgekehrt an jenen Ort, von dem es heißt, dass die Götter dort einst das Licht in die Welt gebracht haben. □

Der Ketzler

Hernando Cortés nimmt im Jahre 1519 den Azteken-Herrscher Montezuma gefangen, nun regieren die Konquistadoren sein Reich.

Doch noch leben dort mächtige Indianeradelige, die auf Rache sinnen. Als einer von ihnen den alten Göttern huldigt, angeblich sogar zum Aufstand aufruft, gerät er 1539 in die Fänge der Spanischen Inquisition. Denn deren Arm reicht bis in die Neue Welt

VON ANJA HEROLD

Anno Domini 1539. Es ist Sommer im Hochtal von Mexiko. Dürre liegt über Texcoco am Ufer des gleichnamigen Sees. Einst war diese Stadt die zweitgrößte im Aztekenland. Doch im Gegensatz zur nahen Kapitale Tenochtitlán war Texcoco ein Zentrum der Künste und des Handwerks. Ein Ort, an dem Herrscher berühmte Gedichte verfassten.

Nun ist dieser Glanz Vergangenheit. Seit 18 Jahren herrschen Spanier über das einstige Indianerreich, heißt Tenochtitlán nun Mexiko, gebieten nicht mehr Hohepriester über die Seelen, sondern Pfarrer. Aber nicht alle Einheimischen teilen die Begeisterung für den gestaltlosen Gott der Spanier. Während zum Christentum bekehrte Indios mit ihren Priestern in Kapellen um Regen beten, steigen in den Bergen Rauchschwaden empor – von heimlichen Opferfeuern für Tlaloc, den aztekischen Regengott.

Da ruft ein getaufter Indianer von hohem Rang und edler Abstammung offen zum Widerstand gegen die Kirche auf. Es ist der Fürst von Texcoco, Don Carlos Chichimecatecutli. So zumindest lautet die Anzeige, die dem Bischof Don Juan de Zumárraga Ende Juni 1539 von einem

seiner Sekretäre vorgelegt wird. Der Kirchenherr muss dieser Anschuldigung nachgehen. Denn der greise Franziskaner, der schon in seiner baskischen Heimat Hexenprozesse führte, ist nicht nur oberster Hirte der Christenheit in der Stadt Mexiko.

Er ist auch ihr Inquisitor.

Bereits am 4. Juli 1539 lässt er Don Carlos verhaften und in das Kirchengefängnis überführen. Der Besitz des Azteken-Fürsten wird beschlagnahmt und sein Haus durchsucht. Die Gerichtsbarkeit des Heiligen Offiziums hat effiziente Regeln.

Fündig wird der Kirchenrichter jedoch erst in einem weiteren Anwesen des Verdächtigen. Bereitwillig hatten ihm die Stadtoberen den Weg gewiesen. Und so sind alle bis zum Gouverneur hinauf anwesend, als Don Juan de Zumárraga in diesem Haus unvermittelt vor zwei heidnischen Schreinen steht, wie sie in der Kolonie Neu-Spanien eigentlich gar nicht mehr existieren sollten. Von den Wänden und Pfeilern des ersten funkeln dunkle aztekische Götzenfiguren. Hier regiert nicht Gott, an diesem Ort herrschen die Mächte der Finsternis. Der zweite Schrein ist noch verschlossen.

Kurzerhand lässt Zumárraga Wände und Pfeiler einreißen. Als sich der Staub von Lehm und Stuck legt, wird Ungeheuerliches sichtbar: ein Kultraum, in dem furchterregende Steinbildnisse stehen, in



von Mexiko



ntstandenen Codex Durán: Mit Massakern wie diesem während einer Zeremonie unterwerfen die Eroberer das Land – aber nicht die Seelen der Ureinwohner

dessen Mitte ein kleiner Schrein bewahrt wird und Figuren, gefertigt aus abgeschliffenen Menschenhaaren. Der alte Schöpfergeist Quetzalcoatl tritt dem Inquisitor gleich zweimal entgegen und sogar dreifach die Fruchtbarkeitsgöttin Chicomecoatl. Dazu Tlaloc und mindestens weitere 30 „Teufel“, die selbst die Azteken in Zumárragas Gefolge nicht mehr zu benennen wissen. Der Inquisitor hat genug gesehen für diesen Tag.

SO BEGINNT EINER der frühesten und zugleich spektakulärsten Inquisitionsprozesse Mexikos. Es ist eine Geschichte aus einer fernen Welt, die zwar von Spaniern erobert worden, aber deshalb noch lange nicht spanisch ist. Zwar mögen die Konquistadoren die Indianerreiche in kürzester Zeit mit dem Schwert zerschlagen haben. Doch erst mit dem Kreuz werden die Azteken, die Totonaken, Tlaxcalteken und all die anderen Völker langsam an Spanien gekettet.

Allein die Kirche kann einen tiefen kulturellen, religiösen und gesellschaftlichen Wandel erzwingen. Um Traditionen zu kappen. Um Erinnerungen zu tilgen. Um spanische Disziplin und spanische Ordnung zu schaffen. Für den dauerhaften Erfolg muss der politischen *conquista* die geistige Eroberung folgen.

Kaum jemand hatte dies besser verstanden als Generalkapitän Hernando Cortés, der 20 Jahre zuvor, am 21. April 1519, mit elf Karavellen vor der Küste des Golfes von Mexiko Anker geworfen hatte. Während Christoph Columbus noch 27 Jahre zuvor ohne Geistlichen an Bord losgesegelt war, hatte Cortés gleich zwei Priester mitgenommen: um neue Länder zu erobern, für Spanien, für die Kirche und natürlich auch für sich selbst.

KUNDSCHAFTER HATTEN DEM Azteken-Herrscher Montezuma II. die Ankunft der Fremden gemeldet. Der König sandte eine Delegation zur Begrüßung und suchte sie durch Gastgeschenke gütig zu stimmen. Tatsächlich waren sich die Azteken über die Natur der Spanier anfangs nicht ganz im klaren. Als die Fremden aber das ihnen zu Ehren vollbrachte Menschen-

opfer ablehnten, sich sogar die Augen zuhielten, erblichen und immer wieder die Köpfe schüttelten, war offensichtlich: Dies waren keine Götter. Dies waren Lebewesen aus Fleisch und Blut. Vermutlich Feinde. Der Herr von Tenochtitlán brach jegliche Beziehungen zu den Spaniern ab.

Cortés wusste, dass er mit seiner 500 Mann starken Armee diesem Indio-Großreich nicht entgegenzutreten konnte. Als der Generalkapitän aber durch seine Übersetzer erfuhr, dass es viele unterworfenen Indianerkönige gab, die es leid waren, den Azteken Tribut zu zahlen, erkannte er seine Chance: Er musste die Einheimischen gegeneinander ausspielen, dann konnte er Montezuma besiegen.

Mit Diplomatie und List, Waffengewalt und Terror zwang Hernando Cortés auf dem Marsch Richtung Tenochtitlán eine Indianerstadt nach der nächsten hinter sich. Innerhalb eines halben Jahres

Erst mit dem Kreuz werden die Indianer endgültig besiegt

hatte der Generalkapitän so viele Vasallen abtrünnig gemacht, dass er eine große Streitmacht anführte. Cortés, jetzt in der stärkeren Position, drängte auf ein Treffen mit Montezuma. Doch der Azteke versuchte verzweifelt, die Fremden durch Verhandlungen und Geschenke von seiner Hauptstadt fern zu halten. Vergebens. Am 7. November 1519 standen Cortés und seine Verbündeten am Ufer des Texcoco-Sees.

Kampflos zogen die Spanier am Tag darauf in die Stadt ein, die ihnen wie ein Traumbild erschien. Ihre schneubenden Pferde – den meisten der 200 000 Einwohner Tenochtitláns als Tiere völlig unbekannt – waren mit Glocken behängt, Büchschützen feuerten Musketen ab, Soldaten präsentierten Schwerter aus blankem Stahl. Montezuma begrüßte Cortés mit huldvoller Rede und schenkte ihm ein goldenes Halsband. Der Eroberer bedankte sich mit Glasperlen.

Später wird der Generalkapitän, von seiner eigenen Überlegenheit eingenommen, an den spanischen König und deutschen Kaiser Karl V. berichten, dass Montezuma ihm schon beim Empfang in

Tenochtitlán die Herrschaft übertragen habe. Vermutlich ein Missverständnis. So aber lassen sich die Spanier in der Inselmetropole nieder.

WÄREN DIE INDIANERVÖLKER nicht so hoch kultiviert gewesen, hätten sie keine komplexe Verwaltung, kein Tributsystem und keine strengen Hierarchien aufgebaut – die Eroberung Mexikos wäre den Spaniern vermutlich nie so zügig gelungen. Nun aber begannen die neuen Herren die Schatzkammern der Stadt zu plündern. Und Montezuma, mittlerweile von den Spaniern in seinem eigenen Palast in Haft genommen, musste es geschehen lassen. Cortés wählte sich schon fast am Ziel. Aber der Frieden in Tenochtitlán war trügerisch.

Ende Juni 1520 erhoben sich die Azteken. Zwar starb Montezuma im Verlauf des Aufstands – ob durch spanische oder indianische Hand, ist bis heute ungeklärt – doch die Konquistadoren wurden unter hohen Verlusten aus Tenochtitlán verjagt.

Sein neues Hauptquartier schlug Cortés im benachbarten Texcoco auf. Im Mai 1521 begann er mit 700 Fußsoldaten, 118 Bogenschützen und Musketieren, 86 Pferden, drei großen Kanonen, 15 Feldgeschützen, eigens gebauten Schiffen und Zehntausenden verbündeter Indianer die Attacke auf die Inselstadt Tenochtitlán. Angreifer und Verteidiger stritten erbittert auf dem See und auf der Insel, um jeden Damm, um jede Hebebrücke, um jedes Haus. Die Spanier sahen von ihrem Lager aus, wie ihre gefangenen genommenen Kameraden hoch oben auf den Tempelpyramiden den Göttern geopfert wurden.

Cortés kappte die Trinkwasserleitung, fing Versorgungsschiffe ab und ließ jedes eroberte Anwesen zerstören. Die Azteken wurden nicht durch Waffen besiegt, sie starben an Hunger, an Durst, oder sie wurden von den aus Europa eingeschleppten Pocken dahingerafft.

Haus für Haus vernichtete Cortés eine der prachtvollsten Städte, die er je erblickt hatte. Schließlich, 95 Tage nach dem Beginn der Belagerung, konnte er Cuauhtemoc, den Nachfolger Montezumas und letzten Aztekenherrscher, gefan-

Die Aztekin Malintzin dient dem Konquistador Hernando Cortés als Dolmetscherin, etwa bei seinem Treffen mit Montezuma 1519, aber auch als Informantin über die Lage in der Hauptstadt Tenochtitlán. Später werden Missionare die wichtigsten Übersetzer der Spanier – und deren beste Agenten. Denn seit 1522 führen Geistliche Prozesse gegen »Ketzer« und »Götzendienere« – mit inquisitorischen Vollmachten. Götterfiguren, die sie entdecken, werden mit Fackeln verbrannt (unten)



gen nehmen. Am 13. August 1521 hatte Cortés zum zweiten Mal das Hochtal von Mexiko erobert. Diesmal für immer.

TENOCHTITLÁN WURDE WIEDER aufgebaut und zunächst unter dem Namen Mexiko-Tenochtitlán die Hauptstadt von Nueva España, wie die Kolonie nun genannt wurde. Und obwohl der Generalkapitän ohne offiziellen Befehl gehandelt hatte, war König Karl V. von den exotischen Lieferungen aus Neu-Spanien so angetan, dass er Cortés trotz heftigen Widerstandes seiner Höflinge am 15. Oktober 1522 zum Gouverneur ernannte.

In Mexiko-Tenochtitlán wurde ein Stadtrat gewählt, ein Bürgermeister eingesetzt, die Verwaltung nach spanischem

Vorbild organisiert. Mit den aztekischen Tributlisten zogen Cortés' Truppen gezielt durch das Land, auf der Suche nach Gold, Silber und Edelsteinen, nach Rohstoffen wie Gummi oder Kakao. So waren es letztlich die perfekt funktionierenden Strukturen des Aztekenreiches, die dazu führten, dass die Spanier um 1525 bereits den größten Teil Zentralmexikos kontrollierten – von Veracruz am Golf bis Oaxaca am Pazifik, von Michoacán im Norden bis Chiapas im Süden. Dem indianischen Adel ließ Cortés Landbesitz und Position, wenn er auch nur Marionettenherrscher duldete. Dem Fürsten von Texcoco war er sogar Taufpate.

Neue Städte wurden gegründet, die Masse der einfachen Indianer in enco-

miendas organisiert. Dabei erhielt jeder spanische Kolonist eine bestimmte Anzahl von Einheimischen und durfte ihnen Arbeit abverlangen. Als Gegenleistung musste er für die christliche Unterweisung der ihm Anvertrauten sorgen.

Doch diese „Anvertrauung“ war nur ein anderer Name für Sklaverei. Die Legitimation dazu lieferte die Kirche. 1493 hatte der Papst die Eroberung des gerade neu entdeckten Amerika abgesegnet – unter einer Bedingung: die Bewohner zum Christentum zu bekehren. Tatsächlich taufte die beiden Priester in Cortés' Gefolge noch vor der Eroberung Tenochtitláns zahlreiche Indianer. Später fragte der Generalkapitän in Spanien um die Entsendung von Missionaren nach. Die Indianer sollten durch den Glauben diszipliniert und zu guten spanischen Christenmenschen erzogen werden.

Die ersten drei Franziskaner landeten im August 1523 in Mexiko. Keiner von ihnen beherrschte eine Indianersprache, und so versuchten sie, das Evangelium mit Händen und Füßen zu lehren – und zwar mit einem solchen Eifer, dass mancher Indio-Fürst sie für verrückt erklärte, wie sie da in praller Mittagshitze und einfacher Kutte mit den Armen ruderten, abwechselnd auf den Himmel deuteten und auf die Erde, und mit lauter Stimme die einfachsten Grundlagen ihres Glaubens erklärten. Noch im selben Jahr gründete einer von ihnen in Texcoco die erste Schule für adelige Knaben. Weitere Seminare folgten. Kinder und getaufte Fürsten sollten fortan den neuen Glauben in die Gemeinschaft der Indianer tragen.

Auch der adelige, um 1510 geborene Don Carlos Chichimecateuhli aus Texcoco besuchte eine dieser Schulen, lernte Spanisch und Latein – und hörte die Lehren der Mönche.

Am 15. Mai 1524 trafen zwölf weitere Missionare an der Golfküste ein. Die Anzahl war mit Bedacht gewählt. Wie die Jünger Jesu sollten diese Franziskaner eine Urkirche errichten, rein und unschuldig, wie 1500 Jahre zuvor am See Genesareth. Von nun an wurde der „heidnische Götzendienst“ auch im Privaten nicht mehr geduldet, die Tempel wurden ge-

schleift, darauf Kapellen oder Kirchen errichtet, Statuen von „Dämonen“ konfisziert, zerstört und durch Marienbilder oder Kreuze ersetzt.

Tatsächlich war die katholische Religion mit ihren Heiligen, den Prozessionen, den prächtigen Kirchenbauten und dem Weihrauch dem aztekischen Kult gar nicht so fern. Bestimmte Gesänge und Tänze wurden sogar in den christlichen Ritus übernommen.

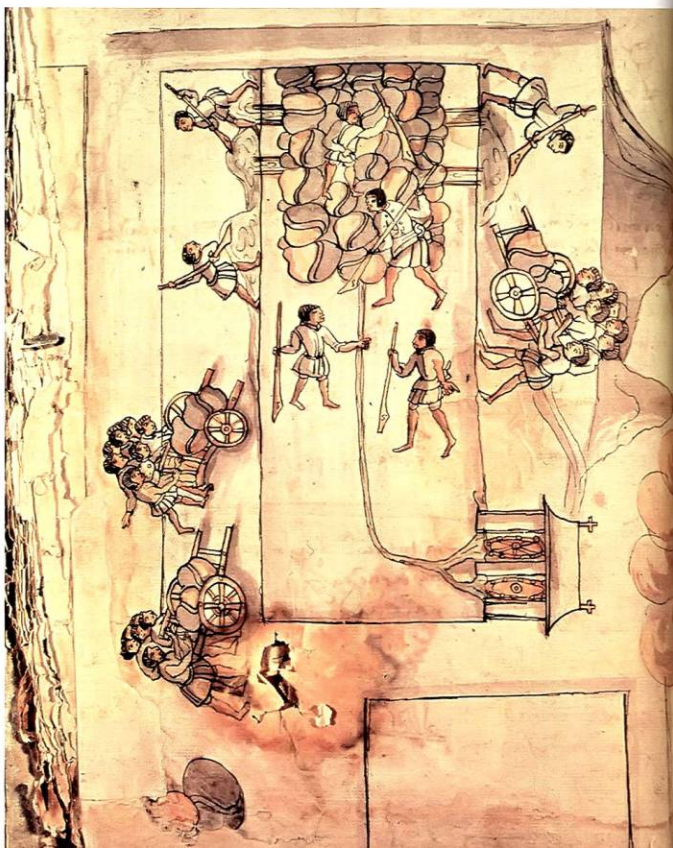
Die Missionare waren mit dieser Strategie höchst erfolgreich, es kam immer wieder zu Massentaufen. Mancher Mönch konnte nach einem Tag mit 14 000 Sakramenten vor lauter Erschöpfung kaum mehr die Wasserschale halten.

Dennoch huldigten viele Konvertierte auch weiterhin ihren alten Göttern, vergaben mit Blut bespritztes Rindenpapier

und Götzenbilder am Fuße der Kreuze. Sie standen vor der Jungfrau Maria, dachten an ihre Muttergottheit Tonantzin und waren sich dabei keiner Schuld bewusst.

Die meisten christlichen Indios ahnten nicht, dass sie sich durch das Sakrament der Taufe in Gefahr begeben hatten. Denn mit den Missionaren war das Gesetz der Kirche nach Mexiko gekommen – und bald auch deren gefürchtetste richterliche Instanz: die Spanische Inquisition. Und keiner verfolgte Sünder mit ähnlicher Hingabe wie Don Juan de Zumárraga, seit frühester Jugend Mönch, seit 1528 erster Bischof und seit 1535 Inquisitor des Bistums Mexiko.

TEXCOCO, 8. JULI 1539. Es ist der fünfte Tag der Untersuchung gegen Don Carlos Chichimecateuhli. Er ist der prominent-



teste Beschuldigte der Inquisition. Denn Don Carlos ist ein Bruder jenes Herrschers von Texcoco, der vor fast 20 Jahren Cortés bei der Eroberung Tenochtitláns beigestanden hatte. Vermutlich hat er sogar einen Teil seiner Jugend im Haus des Konquistadoren verbracht.

Doch nun bringt eine Schwägerin schwere Anschuldigungen gegen den Fürsten vor. Er habe sie bedrängt. Eines Nachts hätten ihre Diener ihn sogar im Hof ihres Hauses angetroffen. Drei Türen hätten sie öffnen müssen, um ihn herauszulassen. Ihr schien es, als könne er durch Wände gehen.

Auch den zehnjährigen Sohn des Adligen zerrt Zumárraga vor das Tribunal. Der Junge kennt weder das „Vaterunser“, noch hat ihn Don Carlos jemals in die Kirche geschickt. Schließlich sagt die

Ehefrau aus, sie sei die Sklavin ihres Mannes und seiner Geliebten gewesen.

Am 11. Juli belasten Verwandte und aztekische Würdenträger den Fürsten noch schwerer – in auffällig gleichlautender Aussage. Anfang Juni habe Don Carlos sie zum Widerstand gegen Kirche und Spanier aufgerufen: „Lasst uns nur dem folgen, was unsere Großväter und unsere Väter sagten. Tu nicht, was dir der Vizekönig und der Bischof sagen, dies ist unser Land, dies sind unsere Besitzungen und unsere Errungenschaften.“

Zumárraga beendet die Untersuchung vor Ort. Bereits am 15. Juli befragt er Don Carlos im Heiligen Offizium von Mexiko. Der Fürst streitet alle Anschuldigungen ab – fast alle. Das Haus mit den Götzenbildern gehöre in der Tat ihm, er sei auch oft da gewesen, aber geopfert habe er nie. Auch habe er niemals gesagt, jeder Mönch würde nur seine eigene Wahrheit predigen. Und zu keiner Zeit habe er gegen den Vizekönig Mendoza oder gegen Bischof Zumárraga zum Widerstand aufgerufen. Dagegen sei allerdings all das wahr, was man über ihn und die Frauen gesagt habe.

Am 5. August beginnt der Prozess. Erst jetzt hat Don Carlos Chichimecateuhli die Chance, sich zu verteidigen, erst jetzt wird ihm ein Anwalt zugewiesen. So wollen es die Gesetze der Inquisition. Doch dem spanischen Verteidiger ist allein am Honorar gelegen, das aus dem konfiszierten Vermögen seines Mandanten bestritten wird. Um Entlastungszeugen bemüht er sich nicht.

NIEMAND WILL VOR DEM INQUISITOR zu Gunsten des Angeklagten aussagen. Selbst nach 30 Tagen Aufschub steht der Fürst allein. Sein Versuch, das Gericht davon zu überzeugen, Opfer einer politischen Intrige zu sein, scheitert. Die sieben Zeugen der Anklage – deren Namen der Beschuldigte nie erfährt – bleiben allesamt bei ihren gleichlautenden Aussagen. Am 4. November versucht Don Carlos nochmals, einen Aufschub von 15 Tagen zu erwirken. Der Antrag wird abgelehnt.

Schließlich, am 28. November, verhängt Zumárraga die härteste aller Strafen: Tod auf dem Scheiterhaufen.

Am 29. November 1539 laufen Ausrufer durch die Straßen und geben

die bevorstehende Hinrichtung bekannt. Alle Einwohner von Mexiko und Texcoco sollen sich am folgenden Sonntag auf dem Hauptplatz einfinden. Als Don Carlos dort erscheint, trägt er das Büßergewand und hält eine Kerze. Er steigt auf den Scheiterhaufen. Die Menge schweigt. Das Urteil wird verlesen.

In diesem Moment gibt Don Carlos alles zu, den Götzendienst, den Ehebruch, die Aufwiegelung. Und dann bittet er um die Erlaubnis, in seiner eigenen Sprache zu den Anwesenden reden zu dürfen. Er mahnt sie, sein Beispiel zu fürchten, den Dämonen abzuschwören und dem rechten Glauben zu folgen. Daraufhin wird er der weltlichen Gerichtsbarkeit überstellt, denn nur sie kann das Urteil vollstrecken. Dann schlagen Flammen durch die Holz-scheite zu seinen Füßen.

Niemand weiß, ob Don Carlos zuvor erdrosselt worden ist, wie es Sitte war, wenn ein Verurteilter auf dem Scheiterhaufen öffentlich Abbitte getan hatte. Die Akte des Prozesses schließt mit seiner Übergabe an die Staatsgewalt.

AB 1571 WERDEN DIE INDIOS von der Gerichtsbarkeit der spanischen Inquisition ausgenommen. Kirche und Staat schaffen nun eigene Ämter für die Verfolgung und Ausrottung indianischer Religion. Wie die Seminare, die Klöster, die Prediger, wie alle Institutionen der katholischen Kirche, so stützt auch diese Inquisition die Herrschaft der Europäer.

An dem Untergang der einheimischen Bevölkerung aber hat die Kirche nur geringen Anteil. Eingeschleppte Seuchen, die Umsiedlung und Ausbeutung durch Kolonialherren, Kriege und sinkende Geburtenzahlen entvölkern das Land. Drei Generationen nach der *conquista* ist die Zahl der Indianer um 90 Prozent gesunken.

Bischof Zumárraga aber, der Ketzerjäger, wird für die ungewöhnliche Härte der Strafe gegen Don Carlos von den spanischen Behörden gerügt und 1543 als Inquisitor abgesetzt. Papst Paul III. ernennt ihn zwar noch zum Erzbischof, doch erreicht ihn die am 8. Juli 1548 abgeschickte Bulle nicht mehr. Don Juan de Zumárraga ist einen Monat zuvor verstorben. □



Nach der Eroberung Tenochtitláns im August 1521 lässt Cortés die zerstörte Stadt wieder aufbauen (links). Sie wird zu einer spanischen Metropole, errichtet von Indianern. Immer mehr von ihnen lassen sich nun taufen. Wer aber gegen die Gesetze des Glaubens verstößt, dem droht der Tod am Galgen oder auf dem Scheiterhaufen. Und so wird die Kirche zur Säule der Zwangsherrschaft durch die Kolonialisten



Zeichen für den

Der »Dreizack« an der Bucht von Paracas – ein Rätsel für die Historiker. Denn niemand kann bis heute



Die Wüste an Perus südlicher Küste gleicht einer gigantischen Leinwand: Über Jahrhunderte haben unterschiedliche Völker hier riesige Bilder in den Boden gegraben. Am bekanntesten sind die Nasca (200 v. Chr. – 600 n. Chr.). Sie erschaffen in Sand und Geröll mythische Tierfiguren, Trapeze und Linien, die sich in der Unendlichkeit verlieren. Wahrscheinlich wollen sie so ihre Götter ehren, denn deren Launen sind gefährlich: Dürren und seltene, aber sintflutartige Regenfälle plagen das Land

Himmel

VON CHRISTINA SCHNEIDER

Ein Hai liegt in der Wüste, ein Wal, ein Kondor. Riesen-große Tierfiguren leuchten im Sand, mit oft kilometerlangen Umrissen – Bodenbilder, geschaffen vor rund 2000 Jahren. Die heiligen Bilder der Nasca.

Deren Kultur blüht von 200 v. Chr. bis 600 n. Chr. an der Südküste Perus: in den Flusstälern des Río Grande de Nasca und Río Ica. An den Gewässern gedeiht in guten Jahren eine üppige Vegetation, dank eines technisch ausgefeilten Bewässerungssystems aus Kanälen und Tunnels. In unmittelbarer Nähe der Pampa de Nasca, einer subtropischen Wüste, wachsen Mais, Bohnen, Maniokknollen, Avocados und Baumwolle. Die Nasca essen zudem Fische, Wale und Muscheln aus dem Pazifik.

Sie leben in kleinen Siedlungen, die Häuser stehen auf oft künstlichen Terrassen an Hängen. Niedrige, verputzte Mauern aus luftgetrockneten Lehmziegeln tragen Dächer aus Strohmatte. Die Menschen stellen prächtige Keramiken her und weben kunstvolle Teppiche. Männer und Frauen tragen gemusterte Tuniken und filigranen Schmuck aus Muschelschalen. Ihre Hinterköpfe sind oft auffallend länglich – ihren Kindern binden sie Bretter an Stirn und Hinterkopf, um die noch weichen Knochen zu verformen.

Ein religiöses Zentrum ist Cahuachi am südlichen Ufer des Río Nasca, ein Zeremonialort. Die Menschen pilgern hier zu mehreren pyramidenartigen Tempeln. Auf dem größten, der etwa 20 Meter

agen, was dieses rund 200 Meter messende Bild darstellt, wann es entstand und wer die Künstler waren



Tausende von Metern lange Trapezlinien gehören zu den abstrakten Bodenbildern der Nasca. Möglicherweise ist dies ein



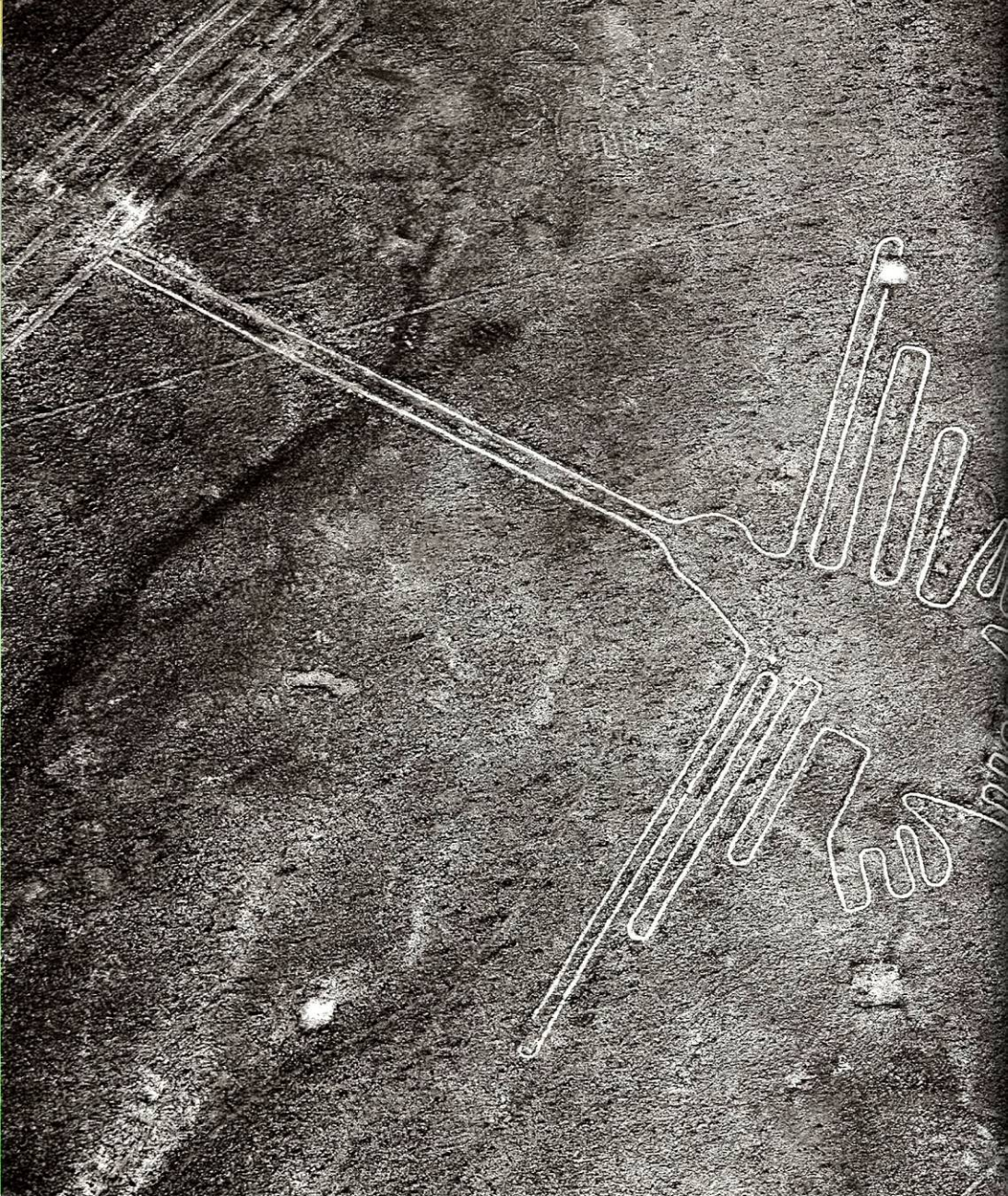
hoch ist, feiern sie ihre Rituale zu den Klängen von Panflöten und Tontrompeten.

Die Nasca sind immer wieder extremen Naturgewalten ausgeliefert: Dürren trocknen die Flüsse aus, seltene, aber ungemein heftige Regenfälle verursachen Schlammlawinen; Erdbeben lassen die Tempel einstürzen. Wie kann man die Kräfte der Natur kontrollieren? Die Menschen am Río Nasca sind besessen von dieser Frage.

Schamanen stellen die Verbindung her zwischen irdischer und überirdischer Welt. Sie opfern Meerschweinchen und trinken ein halluzinogenes Gebräu, gewonnen aus dem Saft des San-Pedro-Kaktus, um mit den Naturgöttern in Kontakt zu treten. Wichtiger Bestandteil ihrer Zeremonien sind abgeschlagene menschliche Köpfe, denen Gehirn, Kehle und Zunge entfernt worden sind und deren Lippen mit den Dornen des *huarango*-Baums verschlossen werden – wahrscheinlich, damit der Geist des Toten nicht mehr entweichen kann. Für die Krieger der Nasca ist der abgeschlagene Kopf eines Gegners zudem Zeichen ihrer Tapferkeit – eine Trophäe, die sie aus dem Krieg mitbringen. Der Kopf symbolisiert die Verbindung von Tod, Regeneration und Fruchtbarkeit.

Die Bodenbilder sind die wohl spektakulärste Form, die Naturkräfte zu ehren. Die Nasca tragen dabei die oberste Schicht des Gerölls ab. Die Oberflächensteine sind durch Oxidation braun gefärbt, darunter ist der Boden gelb. Dieser Kontrast vor allem macht die Bilder sichtbar. Sie sind wegen ihrer Dimensionen nur

Prozessionsweg zu einem heiligen Ort. Vielleicht aber auch **Symbol** für eine Sternkonstellation



Oft haben die Nasca Riesenvögel geschaffen: Kondore etwa, Pelikane – und



dann vollständig zu erkennen, wenn man sie von einem Hügel aus betrachtet.

Viele Bilder zeigen mythische Wesen und Tiere, die starke Kräfte des Himmels und des Wassers symbolisieren. Die Bedeutung anderer, geometrisch angelegter Linien, die etwa von einem Punkt aus strahlenförmig ins Nichts zu führen scheinen, ist bis heute nicht geklärt. Manche mögen den Nasca als Pilgerwege zu *huaca*, heiligen Orten, gedient haben.

Den größten Teil der Bodenbilder machen trapezförmige Plätze aus, von denen einige bis zu 40 Hektar groß sind. Erst vor kurzem hat der deutsche Wissenschaftler Jörg Fassbinder herausgefunden, dass sich auf ihnen kleine künstliche Hügel, Opferschreine und andere Gebäude befunden haben, deren Holzpfeiler rund zehn Meter in die Höhe ragten. Hier haben in der Sonnenhitze möglicherweise Fruchtbarkeitsrituale stattgefunden.

Rund 800 Jahre nach dem Erblühen der Nasca-Zivilisation brechen sintflutartige Regenfälle über das Gebiet der zwei Flüsse herein; Schlammlawinen donnern die Anden hinab und begraben viele Siedlungen. Etwa zur gleichen Zeit dringt das kriegerische Huari-Volk aus dem Hochland in die Heimat der Nasca ein. Es ist besser organisiert als die Gesellschaft in der Wüste, die keine straffe Struktur hat. Vielleicht noch 150 Jahre können sich die Nasca gegen die Eindringlinge behaupten, dann ist ihre Kultur erloschen. Und was von ihnen bleibt, das sind die mythischen Tiere vom Río Ica und vom Río Grande de Nasca. Der Hai, der Wal und der Kondor. □

ieses **Kolibri**. Das schillernd gefiederte Wesen gilt vielen indianischen Völkern als heiliges Tier

Christina Schneider, 29, ist freie Journalistin und lebt in Hamburg.



Das *Gold* der Anden



Nichts war verderblicher für die Kulturen Südamerikas als die Gier der spanischen Eroberer nach dem gelben Edelmetall. Dabei hatte Gold für die Völker der Anden nur geringen Material-, wohl aber hohen rituellen Wert. Sie schätzten es, weil es glänzte wie die Sonne, die Leben spendende Gottheit. Seinen wahren Glanz aber erhielt es erst durch künstlerische Bearbeitung von vielfach zeitloser Qualität – wie bei dieser Totenmaske eines Edlen aus dem Lambayeque-Tal um 1000 n. Chr.



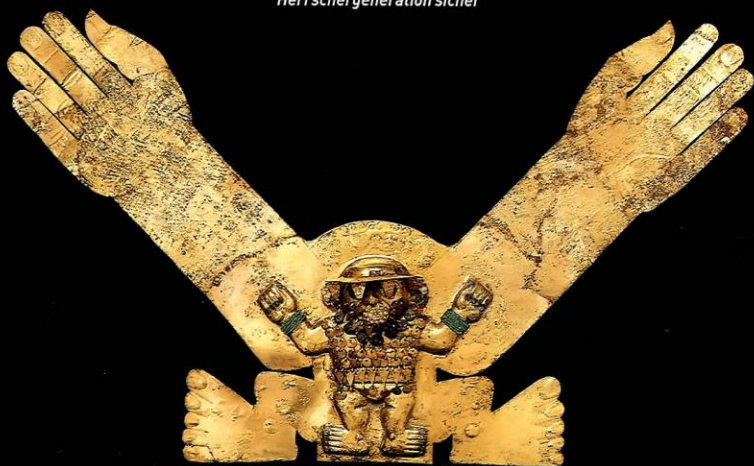


Ein spanischer Chronist schrieb im Jahr 1625 über die Tolima in Zentral-kolumbien: »Das Gold lag so nah unter der Erde, dass sie es mit den Händen auf-sammelten.« Allerdings verarbeiteten die Kunsthandwerker dieser zwischen der Zeitenwende und dem Jahr 1000 blühen-den Kultur selten reines Gold, sondern tumbaga, eine Gold-Kupfer-Legierung mit niedrigem Schmelzpunkt. Auch diese menschenähnliche Figur, ein beliebtes Motiv der Tolima, ist daraus gefertigt. Die benachbarten Quimbaya hingegen, die den runden Brustschmuck schufen, verfügten nur über wenig Kupfer und ver-wendeten daher häufiger pures Gold

Tolima

Mochica

Wohl selten hat eine Gesellschaft die Künste so sehr begünstigt wie die der Mochica in Peru (100 bis 700 n. Chr.): Goldschmiede, welche für die Fürsten Machtssymbole wie das Emblem mit den erhobenen Händen oder die 16 Zentimeter große Raubtierfratze zu fertigen hatten, wurden mit Speisen und Getränken aus staatlichen Küchen versorgt. Starb der Fürst, nahm er seine Kleinodien mit ins Grab, und so waren den Goldschmieden Aufträge von jeder Herrschergeneration sicher







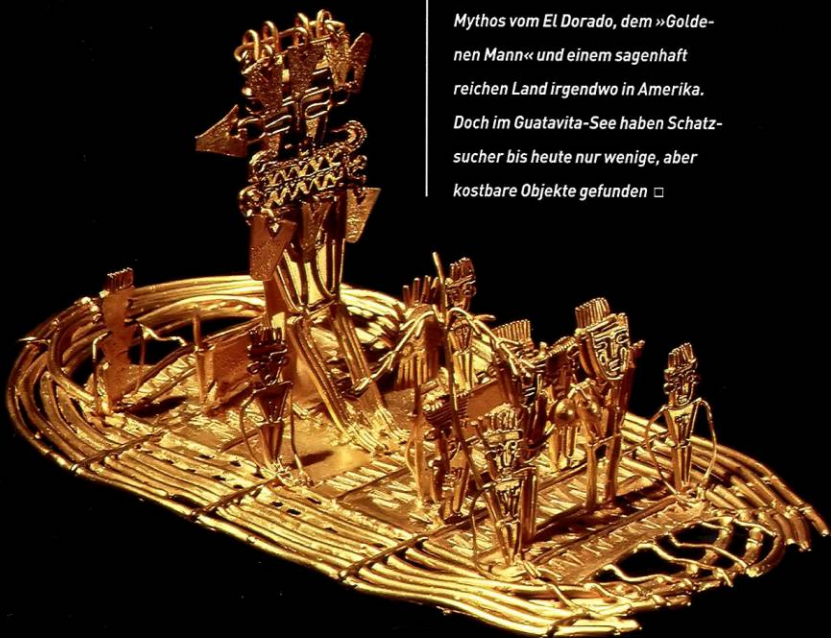
Lambayeque

Um das Jahr 1000 n. Chr. soll ein mythischer Urahn namens Naymlap die Fürstendynastie der Lambayeque im Norden Perus begründet haben. Oft wurde Naymlap als Gott dargestellt, etwa auf dem goldenen Griff eines Opferrsessers (links). Die Chimú, die seit etwa 1400 die Lambayeque beherrschten, übernahmen Elemente aus der Kunst der Besiegten – wenn auch in vereinfachter Form wie bei dem Porträtgefäß oder der Raubkatze. Offenbar waren die Inka trotzdem beeindruckt: Nachdem sie um 1470 ihrerseits die Chimú unterworfen hatten, mussten deren Goldschmiede für sie arbeiten

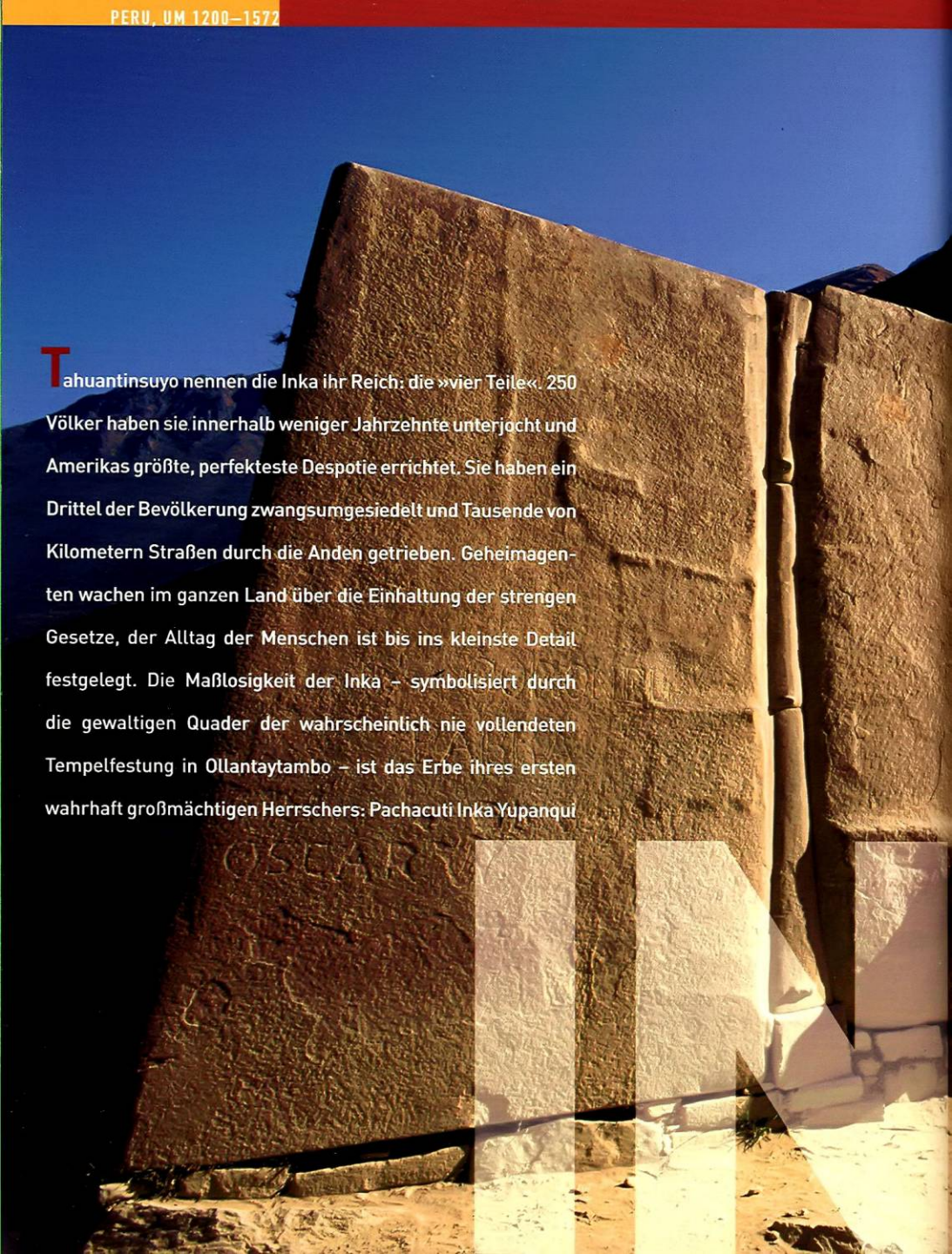


Muisca

Zur Inthronisation ihres Häuptlings pflegten die Muisca, deren Zivilisation von 700 bis 1540 im heutigen Kolumbien bestand, den gesamten Körper des neuen Herrschers mit Goldstaub einzupudern. Dann fuhr der künftige Kazike mit einem Floß auf den Guatavita-See – wie in der Skulptur dargestellt –, warf Goldschmuck wie die Figur rechts ins Wasser, sprang hinterher und spülte sich den Goldstaub vom Leibe. Aus Gerüchten von dieser Zeremonie entstand bei den Spaniern der Mythos vom El Dorado, dem »Goldenen Mann« und einem sagenhaft reichen Land irgendwo in Amerika. Doch im Guatavita-See haben Schatzsucher bis heute nur wenige, aber kostbare Objekte gefunden □







Tahuantinsuyo nennen die Inka ihr Reich: die »vier Teile«. 250 Völker haben sie innerhalb weniger Jahrzehnte unterjocht und Amerikas größte, perfekteste Despotie errichtet. Sie haben ein Drittel der Bevölkerung zwangsumgesiedelt und Tausende von Kilometern Straßen durch die Anden getrieben. Geheimagenten wachen im ganzen Land über die Einhaltung der strengen Gesetze, der Alltag der Menschen ist bis ins kleinste Detail festgelegt. Die Maßlosigkeit der Inka – symbolisiert durch die gewaltigen Quader der wahrscheinlich nie vollendeten Tempelfestung in Ollantaytambo – ist das Erbe ihres ersten wahrhaft großmächtigen Herrschers: Pachacuti Inka Yupanqui



Als Prinz Cusi Yupanqui die Sonne einfing, war er noch keine 20 Jahre alt. Er begegnete ihr zwei Schleudermurten von Cuzco entfernt – der Stadt, über die sein Vater herrschte. Die Sonne sah aus wie ein strahlender, einjähriger Säugling. „Kind“, sprach sie zum Prinzen, „fürchte dich nicht.“ Und Prinz Cusi Yupanqui beschloss, diese Sonne für sich zu behalten.

Vor ihrer Zeit, erzählt ein Mythos der Inka, habe auf Erden ewige Nacht geherrscht. Wie Raubtiere hätten die Menschen gehaust, ohne Religion noch Regierung, ohne liebende Frauen. Andere berichten vom Mitleid des Sonnengottes, der einen Sohn und eine Tochter zum Titicacasee geschickt habe, um der Welt Städte und Ordnung, Ackerbau und Viehzucht zu schenken – und den Stamm der Inka zu begründen, der fortan die Fackel der Zivilisation von Generation zu Generation tragen sollte.

Ein anderer Mythos erzählt von den vier Brüdern und vier Schwestern, die einst durch ein goldumrandetes Fenster in einem Hügel bei dem Ort Pacaritambo geschlüpft seien, um in jenem Tal der Anden, 3300 Meter über dem Meer, eine Stadt zu begründen, die Cuzco, „Nabel“, hieß – der Nabel der Welt.



Ein Bildnis aus dem 18. Jahrhundert, das Pachacuti Inka Yupanqui zeigen soll. 1438 kämpfte er sich auf den Thron – und herrschte 33 Jahre



Das sind nur zwei der unzähligen Versionen, die sich die Inka von ihrer Herkunft erzählen, und keine erwähnt die Hochkulturen von Chavín, Tiahuanaco und der Küste, die schon längst blühten, als um das Jahr 1200 die Inka am Horizont der Geschichte erschienen. Sie unterwarfen alle anderen Stämme, nahmen das Land ein, erzwangen Tribute und bauten in Cuzco den ersten Sonnentempel.

Doch jetzt, acht Generationen später, gehört die Sonne Prinz Cusi Yupanqui ganz allein. Der Beweis: Sie hat ihm geholfen, ihm und nur ihm. Sie hat ihm den Sieg über die Chanca geschenkt, den großen Rivalen um die Macht in den mittleren Anden. Was Prinz Yupanquis Vater, der greise Herrscher Viracocha, nicht wollte – die Sonne hat es für ihn getan.

Als nämlich die Krieger der Chanca schon auf dem Pass über Cuzco standen und die Kapitulation der Stadt verlangten, als sich Viracocha mit seinen sechs ältesten Söhnen in eine Gebirgsfestung zurückzog und den ungeliebten Jüngsten, dessen reine Tugend ihm ein Dorn im Auge war, in der Stadt zurückließ – da hat Cusi Yupanqui die Sonne um Beistand im Kampf gebeten. Und als dann die Chanca die Hügel herabstürmten und die Stadt brannten, in der mit Yupanqui nur noch drei seiner Getreuen und vier Diener aus-

harrten – da erschienen aus dem Nichts 20 Schwadronen nie zuvor gesehener Krieger, metzelten die Angreifer nieder und schlugen den Rest der Chanca-Armee in die Flucht. Einige wollen Feldsteine gesehen haben, die sich in Soldaten verwandelt hätten, um danach wieder in ihr minerales Dasein zurückzufallen.

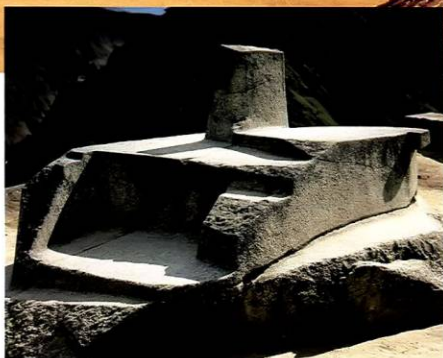
Cusi Yupanqui lässt die Leichen der gefallenen Chanca-Führer mit Gebirgsgras ausstopfen und in Cuzco zur Schau stellen. Sein Vater muss später auf dem Hauptplatz vor ihm niederknien und einen stinkenden Nachtopf voll *chicha* leeren, einem Getränk aus zerkaumtem, vergorenem Mais: Wie eine Frau habe er gehandelt und verdiene kein besseres Trinkgefäß. „Es ist mein Fehler“, murmelt der Vater, das Gesicht im Staub: „Ich bekenne meine Sünde.“

SO ERINNERN SICH die Inka. So werden sie es noch Generationen später dem Kolonialbeamten Juan Polo de Ondegardo und dem Dolmetscher Juan de Betanzos überliefern, der 1542 die Schwester des letzten Inka-Herrschers heiratet und im Auftrag des spanischen Vizekönigs die Geschichte seiner neuen Familie aufschreibt.

Nüchternere Berichterstatter dagegen werden erzählen, wie nicht acht, sondern 700 Verteidiger der Stadt Cuzco, die



Pachacuti ist ein manischer Bauherr: Für die dreifach ummauerte Festung Sacsahuaman oberhalb der Hauptstadt Cuzco müssen seine Untertanen bis zu 128 Tonnen schwere Monolithen heranschaffen. Aus einem Block geschlagen sind der »Sonnenfänger« von Machu Picchu: einer der Altäre, wie sie im Reich aufgestellt werden zur Beobachtung der Gestirne



sich gegen eine Übermacht von 100 000 Angreifern wehrten, in einem waghalsigen Ausfall die Mumie des Chanca-Ahnherren Uscohuilca eroberten und so die Moral des Feindes entscheidend schwächten – bis sie schließlich in einer der blutigsten Schlachten des alten Amerika den Sieg errangen. Und es wird auch Forscher geben, die bezweifeln, ob der Krieg gegen die Chanca überhaupt je stattgefunden hat – und sogar den Verdacht äußern, dass Cusi Yupanqui und sein Vater Viracocha ein und dieselbe Person gewesen sind.

Nichts ist sicher in der Geschichte des alten Peru, die nicht in Büchern aufgezeichnet ist, sondern von Mund zu Ohr weitergegeben wird, von Generation zu Generation. Die Inka helfen sich mit Ma-

lereien auf hölzernen Tafeln, mit den *cantares*, öffentlich aufgeführten Versdichtungen – oder mit dem bloßen Gedächtnis, unterstützt von den *quipus*, bunten, sinnreich geknüpften Knotenschnüren, die sie auch zum Registrieren von Waren oder Lamaherden verwenden.

Fest steht nur: Mit diesem Jahr der Krönung Cusi Yupanquis zum neunten Inka*, es ist schätzungsweise das Jahr 1438, beginnt eine neue Epoche.

„Pachacuti“ lässt sich der neue Herrscher nennen: „der Weltenwender“. Im Denken der Inka ist ja die Zeit nichts anderes als eine Abfolge von solchen Weltenwenden – jenen Momenten, in denen die Geschichte endet und eine

*Unter der Herrscherbezeichnung „Inka“ wird sein Volk, sein ganzes Reich in die Weltgeschichte eingehen.

neue beginnt. Vormal ist die Welt bereits untergegangen und verbessert wieder auferstanden, hat den Ackerbau gelernt, Werkzeuge erfunden und die Verwaltung. Und die fünfte „Sonne“ ist das glorieiche Zeitalter der Inka, das einer chaotischen Welt Zivilisation und Aufklärung bringt.

Als Erstes errichtet der neue Inka der Sonne einen Palast, der ihrer endlich würdig ist. Er lässt die Wände mit Goldplatten tapezieren und kostbar geschmückte Kinder lebend einmauern. Und ins Zentrum des Bauwerks setzt er die Sonne, so wie sie ihm vor der Schlacht gegen die Chanca erschienen ist: als einjähriges Kind aus purem Gold. Er lässt dem Standbild ein Gewand aus Goldfäden anlegen und goldene Schuhe und ihm eine Schale vor die Füße stellen, aus der es essen und trinken soll; *chicha*, Mais und kleine Vögel – mit Sorgfalt zubereitet und gleich darauf verbrannt.

Er lässt 500 Mädchen aus allen Landesteilen herbeischaffen und in ein Kloster neben dem Tempel sperren, wo sie singen, weben und kochen – und, bei Todesstrafe, niemandem gehören sollen als dem Himmelsgestirn und dessen Statthalter auf Erden.

Dann lässt er die Adeligen der Stadt zusammentreten und trägt sein Programm



Bis in die Haartracht haben die Untertanen diszipliniert und uniform zu sein, wie bei dieser goldenen Statuette. Ohne ihren totalitären Willen zur Organisation wäre es den Inka-Herrschern unmöglich gewesen, präzise gefügte Felsresidenzen wie das legendäre Machu Picchu hoch in den Anden errichten zu lassen

der Größe vor: Da, wie jeder sehen könne, die Sonne ihm zur Seite stehe, sei Bescheidenheit fortan nicht mehr angebracht. „Intichuri“, murmeln ergeben die Edlen, „Kind der Sonne“!

Es ist der Anspruch des Lichtbringers, mit dem Pachacuti auftritt. Die Sonne ist der gute Stern, den die Inka fortan vor sich hertragen, unter dem sie Völker und

Reiche Südamerikas unterwerfen, mit Gewalt, Diplomatie und drohender Überredung – auch wenn die wahren Motive der Expansion die Wissenschaft noch lange beschäftigen werden.

Hat vielleicht, wie Gletscher-Untersuchungen vermuten lassen, im 13. Jahrhundert eine Dürre das Nutzland verknappt? War es vielmehr die Angriffslust der Nachbarn im Süden und Westen, der die Inka zuvorkommen wollten? Haben sie sich mit verzweigten Bündnissystemen angelegt, deren unabsehbare Dynamik sie in immer neue Kriege zwang? Oder trieb sie einfach der Hunger nach Reichtum und Macht?

JEDENFALLS: IN DEN mittleren Anden hat Pachacuti nach dem Sieg über die Chanca keinen ernsthaften Widersacher mehr. Damit die Leute von Cuzco in den Krieg

ziehen können, ohne ihren Lebensunterhalt zu verlieren, verheiratet Pachacuti die Führer aus der Umgebung mit den Töchtern seiner eigenen Familie: So schafft er ein Hinterland aus abhängigen Gemeinden, das während der Kampagnen die Versorgung der Stadt garantiert. Mit seinem ersten erfolgreichen Feldzug unterwirft er das Volk der Sora, sperrt die Gefangenen in Zellen mit wilden, ausgehungerten Raubtieren: Wer nach drei Tagen noch lebt, muss fortan dem Inka-Gott dienen.

Dann nimmt er sich das Riesenreich der Colla im Süden unter dem Herrscher Chuchi Capac vor, der sich ebenfalls „Sohn der Sonne“ nennt – und Pachacutis Ultimatum ablehnt: Er werde, kündigt er an, aus dem Schädel des Inka seinen Siegestrunk schlürfen. Dankbar zieht Pachacuti in die Schlacht, die vom Morgengrau-

en bis zum Abend dauert und mehr als 100 000 Mann das Leben kostet. Pachacuti erobert die Hauptstadt des Feindes, nimmt Chuchi Capac und dessen beide Söhne gefangen und zieht weiter nach Westen; ergriffen steht er kurz darauf als erster Inka an den Wassern des Pazifik.

Mit einem erlegten Wal, den gefangenen Colla-Herrschern und weiteren unterworfenen Häuptlingen im Gefolge kehrt er in einer geschmückten Sänfte nach Cuzco zurück. Seine Untertanen stehen in bunten Gewändern auf blumengeschmückten Straßen; an den Mauern hängen prächtige Teppiche. Seltene Vögel aus dem Amazonasgebiet flattern an langen Fäden. Flötenspieler, Trommler und Muschelhornbläser führen den Triumphzug an. Dann folgt der Chor, singt Pachacutis Verse über Pachacutis Taten. Hinter den siegreichen Truppen schlurft, nackt, die Besiegten, werden die mit Gras ausgestopften Leichen ihrer Anführer getragen, deren Arme bei jedem Schritt gegen die Leiber schlenkern. Hinter ihnen marschieren die Adligen, die Hohepriester, Provinzgouverneure und Generäle – und schließlich die „Sonnenjungfrauen“.

Die Stadt, in die Pachacuti jetzt einzieht, ist nicht mehr das Cuzco von einst.

Er hat den alten Kern niederreißen lassen, hat die beiden Flüsse Huatanay und Tulumayo begradigt und die sumpfigen Ufer trockengelegt. Eigenhändig hat er dann eine Idealstadt entworfen, die nur noch der Sonne als Wohnung dienen darf – und deren Kindern, als die sich die Inka nun endgültig begreifen.

Nicht nur die Stadt ist jetzt heilig, sondern auch jeder Punkt der Umgebung, von dem aus sie erstmals zu sehen ist; Reisende sind verpflichtet, sich ihr mit ei-

fügt, dass keine Messerklinge zwischen sie passt. Pachacuti lässt Straßen pflastern und riesige Paläste bauen, 200 Meter lang; und so dauerhaft sind seine Neubauten, dass sie das Erdbeben von 1650 fast unbeschadet überstehen werden.

Auf seiner Tabula rasa wächst eine Stadt-Skulptur in Form eines Pumas. Die Festung Sacsahuaman bildet den Kopf, der Sonnentempel Coricancha das Geschlecht. Am Rand von Cuzco lässt der Inka Steinsäulen aufstellen, mit deren Hil-

Der König ist der »Sonnenfänger« und bringt dem Land das Licht – mit Gewalt

ner Last auf den Schultern zu nähern, die Demut ausdrückt. Denn mit Pachacutis Machtantritt sind auch alle Bewohner Cuzcos zu höheren Wesen aufgestiegen, denen die Provinzbewohner huldigen und opfern müssen.

20 Jahre lang arbeiten mehr als 50 000 Bauleute an Cuzcos neuer Gestalt. Ohne Eisenwerkzeug werden in den Steinbrüchen bis zu 128 Tonnen schwere Blöcke aus dem Fels gehauen, über eine Strecke von 30 Kilometern herbeigeschleppt und so nahtlos aneinander ge-

fe die Astronomen vom zentralen Platz aus Sonnenauf- und -untergänge im Jahresverlauf bestimmen und den Zeitpunkt etwa der Aussaat festlegen können. „Inti-huatana“ heißt dieses Observatorium: „der Ort, an dem die Sonne gefesselt ist“.

DENN SEIT PACHACUTI die Sonne eingefangen hat, muss sie ihm zu Diensten sein. Der Inka ordnet das Jahr neu, verlegt dessen Anfang auf den Monat, den die Europäer Dezember nennen, gibt den Monaten neue Namen und garniert sie mit



Huinay Huayna, die »Ewige Jugend« (links), ist ein Ort ritueller Waschungen auf der Straße vom 3300 Meter hoch gelegenen Cuzco hinab zur Winterresidenz Machu Picchu. Mit rund 80 Terrassen haben die Inka den Berg zur Siedlung umgestaltet. Größter Baumeister des Imperiums ist, glaubt man den Legenden, Pachacuti selbst. Auf seine Pläne gehen Paläste, Festungen und Städte zurück – etwa Pisac in den Anden (rechts), wo er sich einen Landsitz mauern lässt

Festen und Opfern. Setzt im Mai ein großes Fest der Sonne an – und im September das Fest, bei dem die Feiernden von Mitternacht bis zur Morgendämmerung baden und einander dann die Rücken mit brennenden Fackeln peitschen sollen, um die Unreinheit aus den Körpern zu jagen. Schmückt schließlich den Dezember und Januar mit der Weihe der Knaben von Cuzco und Umgebung, denen man zum Zeichen der Aufnahme in die Herrscher- und Kriegerkaste goldene Pflöcke durch die Ohren treibt.

Die Sonne ist Klarheit: Also schafft Pachacuti Symmetrie. Nicht nur die Hauptstadt hat jetzt zwei Hälften, sondern ebenso fast jede Provinz, fast jeder Ort – und das Reich gleich doppelt: „Tahuantinsuyo“ heißt das Imperium des Inka, „die vier Teile“.

Er bündelt das Volk in Dezimaleinheiten, die sich leichter verwalten, zählen und zur Arbeit heranziehen lassen. Pachacuti ordnet sogar die Natur, lässt auf seinem Landsitz Machu Picchu Skulpturen in den Berg hauen: Als Kind des Schöpfers hat er selbst die Pflicht, Schöpfung zu schaffen. Und er stützt das wuchernde Gestrüpp der Geschichte zurecht: Eine offizielle Herrscherliste lässt er erstellen, setzt die Mumien seiner acht Vorgänger auf goldene Stühle im Sonnentempel – und streicht seinen Bruder Urco, den offiziellen Thronfolger seines Vaters, kurzerhand aus der Genealogie.

Auf der Sonneninsel Titicaca, wo der Sonnengott einst Männer und Frauen erschuf, lässt er die ansässigen Colla, die wie er Verwandtschaft mit der Sonne reklamieren, deportieren und durch Siedler aus fernen Gebieten ersetzen: So löscht er das Gedächtnis des Ortes. Und er macht seinen eigenen Ruhm zum historischen Dogma, dichtet Lieder über seine Siege. Lässt auf tagelangen Fiestas seine Erwähnung durch die Sonne besingen, begleitet von goldenen Trommeln.

Ist nicht das Licht, das auf den Herrscher fällt, nur ein Beweis für die Kraft der Sonne? So trägt der Inka Gewänder aus feinsten Vicuña-Wolle, mit Gold und Edelsteinen geschmückt, als Zepter eine Keule mit goldenem Knauf und einen Kopf-

schmuck mit Federn des seltenen Cora-que-Vogels. 8000 Diener umschwirren ihn, 25 zwölf- bis fünfzehnjährige Pagen, dazu Tänzerinnen, Sänger und Zwerge; seine Läufer bringen ihm täglich Meeressüßholz aus dem Pazifik, Fische aus dem Chinchaycocha-See, Wild aus dem amazonischen Grenzgebiet.

Die Ressourcen sind unermesslich: Binnen weniger Jahrzehnte erringen die Inka die Herrschaft über 250 Völker mit rund neun Millionen Menschen, über 4600 Kilometer und 37 Breitengrade – ohne Pferde, ohne Rad, ohne Eisen. Für den Raubzug nach Norden kann Pachacuti sogar auf die Mithilfe der Chanca, seiner einstigen Feinde, zurückgreifen, die er zum Dienst in seiner Armee zwingt. Sie nehmen für ihn die Festung Parcos ein, kämpfen den Eintritt ins Jauja-Tal frei, siegen bei Tarma und Pumpu. Als aber Pachacuti, verdrossen vom wachsenden Ruhm der Chanca, seine Mitstreiter ausschalten will, setzen die sich nach Norden ab. Seine Generäle machen sich an die Verfolgung der Abtrünnigen, besiegen nebenbei den Herrscher von Cajamarca und machen riesige Beute – aber schaffen es nicht, die Chanca in den Dienst der Sonne zurückzuzwingen. Und so lässt Pachacuti die Generäle zur Strafe in Limatambo, am „Rastplatz des Sprechenden“, hinrichten.

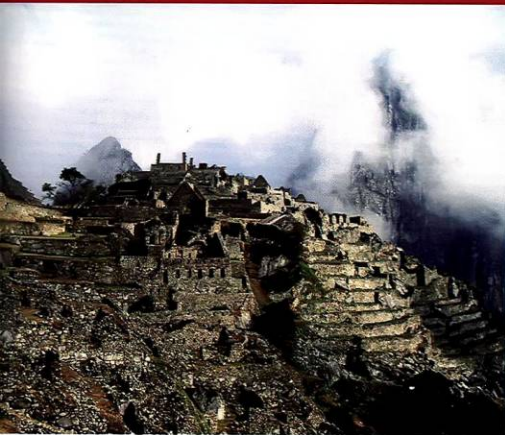
Einige Chronisten werden später vermuten, dass es in Wahrheit die Angst vor einem Militärputsch war, die Pachacuti zu diesem Schritt getrieben hat. Andere glauben, dass die überlebenden Offiziere auf eigene Faust Feldzüge unternommen haben, um Pachacutis giftigem Radius zu entfliehen. Dabei reicht der Arm des Inka überallhin. Die Untertanen müssen dorthin übersiedeln, wo er sie braucht: Handwerker in die Verwaltungszentren, Bergbauern in die Ebene, um dort mehr Nahrung für das Hochland zu ernten; Diener aus allen Reichsteilen auf die Landgüter der Elite.

Millionen von Untertanen, Bergleuten, Koka-Bauern und Soldaten müssen umziehen, fast ein Drittel der Bevölkerung. Widerstandsnester machen sie mit Massendeportationen unschädlich, sie-

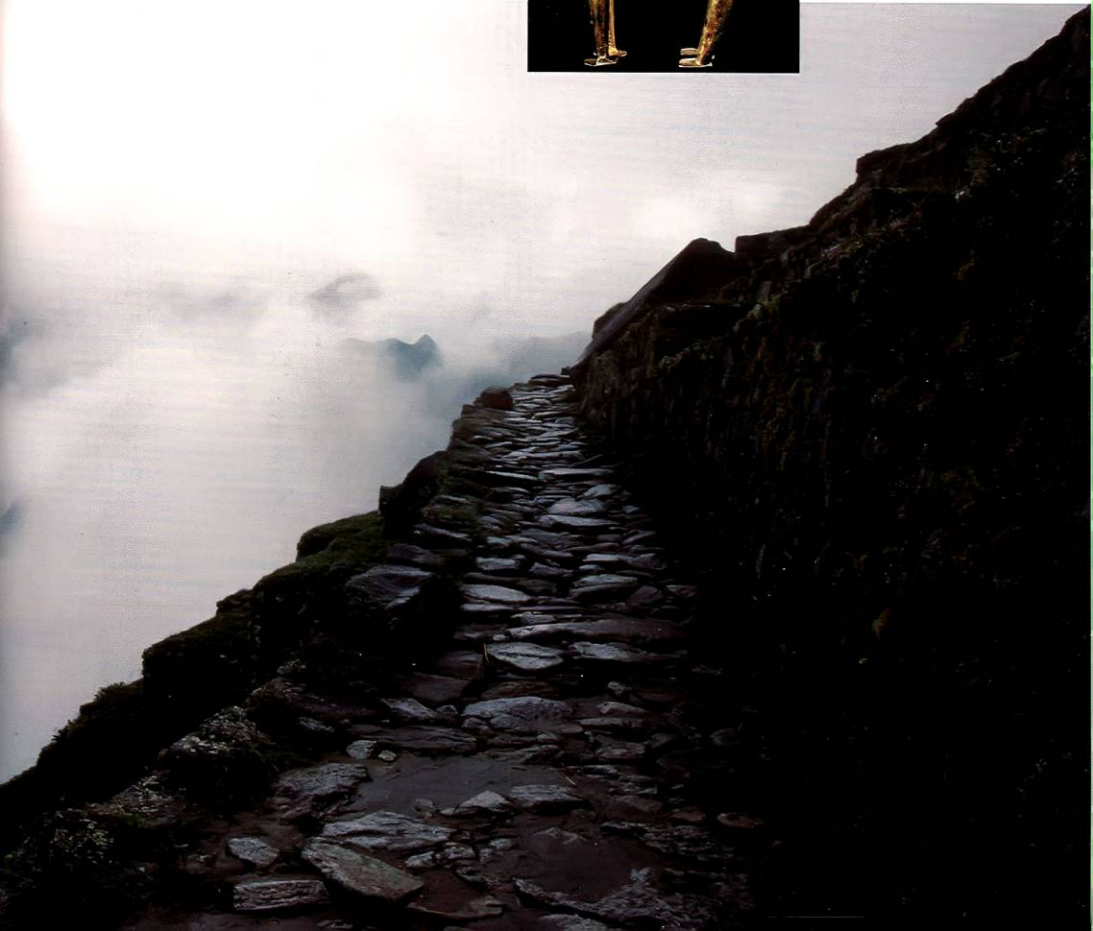
deln dafür zuverlässige Leute aus dem Kernland an, die in den Provinzen die Staatssprache Quechua verbreiten und die Ordnung der Sonnensöhne.

Denn die Barbaren dort draußen glauben noch immer an ihre Geister, an heilige Orte und Dinge, an Berge, Flüsse und Steine. Sie glauben an Mutter Erde, das düstere, schwere, träge Element, das der leuchtenden Bewegung der Inka widersteht. Deshalb müssen alle unterworfenen Stammesführer ihre Söhne im Alter von 15 Jahren ins Internat nach Cuzco schicken, wo sie in die Sitten des Staates eingeführt werden – und als Geiseln für das Wohlverhalten ihrer Väter bürgen. Sie ler-





Rund 40 000 Kilometer Straßen durchmessen das Reich. Obwohl es oft nur schmale Stiege sind, die entlang der Andenabgründe führen, sind selbst entlegene Orte wie Machu Picchu (links) von der Hauptstadt aus binnen weniger Tage zu erreichen. Die wichtigsten Trag- und Nutztiere der Region sind die Lamas. Die meisten Waren und Botschaften aber werden von den Menschen zu Fuß über die endlosen Wege transportiert





Antiken Theatern gleich sind Terrassen, wie hier in Moray, in Senken geschlagen. Dort haben die Inka wahrscheinlich getestet, welche Maissorten sich am besten in welchen Höhen anbauen lassen. Sie brauchen optimal angepasste Sorten, um die Nahrungsversorgung des Volkes zu sichern: eine wichtige Bedingung, damit Ruhe herrsche im Reich. Mais ist so lebenswichtig, dass er kultisch verehrt wird – auch in Form goldener und silberner Nachbildungen

nen Quechua, die Sprache der Inka, und alles über den Sonnenkult und die Gesetze, über die offizielle Geschichte und die Deutung der *quipus*. An mindestens sechs Orten gründen die Sonnensöhne Kopien ihrer Hauptstadt, die sie „Neu-Cuzco“ nennen. Und unterworfenen Metropolen bauen sie im Inka-Stil um – komplett mit Sonnentempeln, Jungfrauenklöstern, Vorratsspeichern und Palästen.

Überall treiben die Inka ihr grandioses Räderwerk an: jene allumfassende Planwirtschaft, die ihr agrarisches Riesenreich am Laufen hält und gewährleistet, dass keiner ihrer Untertanen hungern muss. Der gesamte Boden gehört dem Staat, bestellt von singenden Arbeitsschreien, die mühsam mit dem Grabstock den Boden pflügen. Die „Felder des Inka“ ernähren den Hof und die Beamten, die „Felder der Sonne“ die Priester, Tempeldiener und religiösen Künstler. Die übrigen Äcker weisen die Beamten den Bauern selbst zu, damit sie dort für den Eigenbedarf Kartoffeln oder Mais anbauen können. Staatliche Magazine verteilen die Ernte, geben Almosen an Bedürftige, horten Vorrat für Missernten, Brände, Erdbeben und Überschwemmungen.

Und weil jeder zu essen hat, muss auch jeder arbeiten. Schon die Kinder, so hat es Pachacuti bestimmt, schuften auf den Feldern, scheuchen Vögel aus dem Mais, schleppen Stroh und Feuerholz, sammeln Schnecken und Pilze. Denn nicht nach Jahren zählt der Mensch in Pachacutis Ameisenstaat, sondern nach seinem Nutzen für die Gemeinschaft: Faulheit und Müßiggang sind Diebstahl am Ganzen und werden bestraft.

AN DER SPITZE der Hierarchie steht der voll arbeitsfähige Krieger, 25 bis 50 Jahre alt, am unteren Ende der Neugeborenen. Beinamputierte können immer noch Stoffe weben, Körperbehinderte als Hofnarren auftreten. Erst mit 80 Jahren endet die Arbeitspflicht: Der Mann wird zum „Schläfer“.

Eine straffe Disziplin hält das Reich des Inka in Gang. Um ihn abzu härten, taucht die Mutter den Säugling gleich nach der Entbindung in eiskaltes Berg-

wasser, nicht einmal zum Stillen nimmt sie ihn in den Arm. Wer zu lange ledig bleibt, bekommt eine Braut von Amts wegen zugewiesen. Und um unkontrollierte Unzucht zu verhindern, richtet Pachacuti vor den Mauern Cuzcos ein Staatsbordell ein, in dem kriegsgefangene Frauen den unverheirateten Männern zu Willen sein müssen – und ihre Kinder wiederum dem Staat schenken.

Denn wer könnte sich, außer im Grab, der Sonne entziehen? Jeder arbeitsfähige Mann kann zur *mita* verpflichtet werden, zum Dienst in Armee oder Bergwerk, zum Bau der Straßen, die von Cuzcos Hauptplatz ausgehen wie Strahlen und ein Netz von 40 000 Kilometern bilden.

Die Königsstraße, mehr als 5000 Kilometer lang, ist die längste der Welt: Mauern schützen sie vor Verwehungen, Dämme und Wasserabflüsse gegen Überschwemmungen. Hängebrücken aus Holz und Agavenfasern überwinden Schluchten. Stein- und Holzbrücken die zahlreichen Flüsse. Treppenstufen, mithilfe von Feuer und Spitzhacken direkt aus dem Fels gehauen, führen die Menschen auf über 5000 Meter hohe Pässe.

Auf ihnen reist der König, marschieren Soldaten, trotten die Lamas mit ihrer Last. Laufen auch die Kuriere des Königs mit ihren Muschelhörnern und dem leuchtend weißen Federkopfsputz, die mit einem dichten Stafettensystem 240 Kilometer am Tag überwinden.

Denn Information ist heilig in einem Reich, in dem die Dunkelheit abgeschafft ist. Scheint nicht die Sonne in jeden Winkel? Sorgt nicht ihr Licht dafür, das nichts verborgen bleibt? Ein Geheimdienst aus 1200 Mann streift durch den Staat auf der Suche nach „unreifem Verhalten“, belauert unziemliche Gespräche zwischen Männern und Frauen – oder Bürger, die am Feiertag Sex haben, und sei es mit der eigenen Frau. *Tocoyricoc*, „Allesseher“, pirschen Tag und Nacht durch das Land. Und jeder Bürger ist verpflichtet, regelmäßig seine Sünden einem Priester zu beichten; einzig der Inka selbst ist nur dem Sonnengott Auskunfts schuldig.

Den aber packt, als er das siebzigste Jahr schon überschritten und, wie man

sagt, 200 Söhne und 100 Töchter gezeugt hat, die Sorge um sein Lebenswerk. Nach seinem Tod, fürchtet er, könne das ganze Land sich gegen die Herrschaft der Inka erheben. Noch zu seinen Lebzeiten, wahrscheinlich im Jahr 1463, setzt er seinen unerschrockenen Sohn Tupac Yupanqui als Mitregenten und Nachfolger ein – und verheiratet ihn mit dessen Schwester Mama Ocllo. Über Generationen haben die Inka mit Heiraten Politik getrieben: Jetzt soll nur noch das eigene, heilige, sonnen-gesättigte Blut die Dynastie erhalten.

Tupac Yupanqui setzt die Expansion seines Vaters fort. Er unterwirft das Volk der Chimú, das von der Küste Ecuadors bis nach Mittelperu regiert. Er zähmt die kriegerischen Cañari, erobert fast ohne Kampf das Matriarchat von Tumbes, lässt sein Heer durch die endlose, glühende Atacamawüste bis ins Herz von Chile vorrücken.

Über Pachacuti aber brechen düstere Ahnungen herein. Die Chronisten berichten von Prophezeiungen: Bald würden die Provinzen Collasuyo und Andesuyo sich erheben, orakelt der Greis. Und dann, nach dem Tod seines Enkels Huayna Capac, werde unweigerlich die nächste *pachacuti* kommen, die Weltenwende –



Tupac Yupanqui wird unter den 200 Söhnen seines Vaters Pachacuti zum König erwählt – und setzt ab 1471 dessen Eroberungszüge fort

behängt mit Gold- und Silberschmuck. Sie sollen trinken, bis sie zu Boden sinken, um dann erwürgt und in ihrem Schmuck beerdigt zu werden.

Die Frauen sollen Koka, *chicha*, gekochten und gerösteten Mais mitnehmen, dazu Geschirr aus Gold und Silber. 1000 Kinder sollen geopfert, der Leichnam des Palastpfortners vor das Grab gesetzt werden. Und ein Jahr nach Pachacutis Tod

Als der göttergleiche König den Tod nahen fühlt, plagten ihn düstere Visionen

noch gründlicher als die, für die sein Name steht.

Die Adligen sind entsetzt. Wird es eine Flut sein, fragen sie, eine Feuersbrunst oder Pestilenz? Nichts von alledem, sagt Pachacuti: Weiße, bärtige und sehr große Männer werden kommen. Sie werden das Reich heimsuchen und das Zeitalter der Inka beenden. Und er gibt ihnen den Rat: Genießt das Leben, solange ihr könnt.

Er selbst inszeniert seinen Tod wie ein Fest. Wie einem Sonnenuntergang angemessen, sollen in seinem Haus alle Lichter verlöschen. Hunderte seiner Frauen, Diener und Freunde sollen ihm freiwillig in den Tod folgen, sollen feiern, tanzen und singen, in kostbare Kleider gehüllt,

sollen die Untertanen kommen und ihm zeigen, was ihm einst gehörte: seine Waffen, seine Gewänder. Dann sollen sie ihrem toten König von seinen Taten erzählen, vom Neubau der Stadt Cuzco, vom Neubau des Reichs. Denn die Geschichte, die der Herrscher schuf, will er auch im Tod nicht verlieren.

Pachacuti stirbt 1471. Auf dem Totenbett hebt er noch einmal die Stimme und fängt an zu singen. Es ist, als wolle er sich noch einmal seines Ruhmes vergewissern. „Gerechtigkeit und Ordnung habe ich gebracht“, singt er, „in dieses Leben, in diese Welt.“ □

Jörg-Uwe Albig, 44. hat für GEOEPOCHÉ schon oft Herrscher porträtiert – aber noch nie einen, der sein Reich so straff durchgestaltet hat wie Pachacuti.

Alljährlich erwählt sich der Herrscher schöne junge Menschen als *capacochas*, als »königliche Sünden«. Auf Andengipfel werden sie geführt und dort den Unsterblichen dargebracht. Damit sie deren Zorn besänftigen – und mit ihrem Tod der eigenen Familie Macht und Ruhm sichern

Ein Kind für die Götter

VON CHRISTINA SCHNEIDER

Rund 500 Jahre lag das Mädchen auf dem 6300 Meter hohen Gipfel des Nevado Ampato unter Eis begraben. Dann, im Herbst 1995, entdeckte der Archäologe Johan Reinhard die Leiche in den peruanischen Anden: Heiße Asche des nahen Vulkans Sabancaya hatte die Eisschicht geschmolzen und den mumifizierten Körper freigegeben. Reinhard hatte eine der best-

erhaltenen Mumien in den Anden entdeckt. Er nannte das Mädchen, das mit etwa 14 Jahren durch einen Schlag gegen die rechte Schläfe ums Leben gekommen war, »Juanita«. Die extreme Höhe des Fundorts und Grabbeigaben wie silberne Broschen, eine federverzierte Tasche mit Kokablättern und kostbare Textilien ließen nur einen Schluss zu: Juanita war ein Menschenopfer der Inka gewesen – wahrscheinlich gestorben, um den Vulkangott Apu Ampato gütig zu stimmen.

Sonst weiß die Forschung nur wenig über Juanita zu berichten – wohl aber über eine ihrer Schicksalsgefährtinnen: Tanta Carhua war zehn Jahre alt, als ihr Vater sie um das Jahr 1430 von der Andenstadt Ocos nach Cuzco schickte. Im Juni und Dezember, den Sonnenwendmonaten, wurden in der Hauptstadt Hunderte Kinder aus allen Teilen des Reichs zum Opfer bestimmt. Sie hießen *capacochas*, »königliche Sünden«. Mit ihnen zahlte der Inka für seine Fehlritte, denn wenn der Herrscher die Götter verärgerte, so fürchtete man, könnte ihr Zorn das Imperium vernichten. Nicht alle Kinder waren von ihren Eltern nach Cuzco geschickt worden: Manche waren auch von Priestern ausgewählt worden, die auf der Suche nach *capacochas* durch die Dörfer zogen.

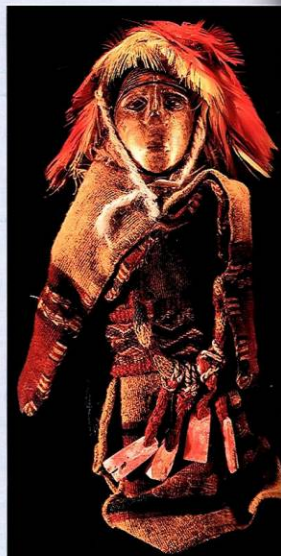
Tanta Carhua, so haben Wissenschaftler mithilfe spanischer Chroniken rekonstruiert, wurde auf ihrem Weg von einer Prozession aus Häuptlingen, Priestern und einfachen Indianern begleitet. Das Fest in Cuzco zu Ehren der *capacochas* dauerte zehn Tage; Tausende Lamas wurden geschlachtet und die zu opfernden Kinder wie Halbgötter gefeiert. Die Priester sagten ihnen, dass sie nach ihrem Tod zu Göttern würden.

Dann war der Tag gekommen: Zweimal mussten die *capacochas* den Hauptplatz Cuzcos umrunden, wo der Inka zwischen Götterstatuen auf einem goldenen Thron saß. Er begrüßte sie und bat den Sonnengott Inti: »Nimm diese Auserwählten an.« Die

ersten Kinder wurden noch in der Stadt an *huacas*, heiligen Schreinen, geopfert, dann formierten sich Prozessionen, die entlang strahlenförmig angelegter Straßen zurück in die Provinzen marschierten. Auf ihren Routen lagen zahlreiche *huacas*, und an den bedeutendsten wurden die Kinder von den Priestern getötet.

So kehrten manche der Kinder nach langer Reise bis in ihre Heimat zurück, um dort zu sterben. Auch Tanta Carhua. Auf dem Berg Aixa, fünf Kilometer von Ocos entfernt, wurde sie in einer feierlichen Zeremonie lebendig begraben, wahrscheinlich nachdem man sie betrunken gemacht und in Schlaf versetzt hatte.

Nicht nur wichtige Anlässe, auch Kriege und



Die Mädchen sind geschmückt wie diese goldene Statuette, die neben einem Opfer niedergelegt wird



Bevor sie sterben, sind die Auserwählten, wie die etwa 14 Jahre alte »Juanita«, wohl schon durch Rauschgetränke und Höhenluft betäubt

Katastrophen wie Erdbeben oder Epidemien forderten Menschenopfer – zumeist Kinder zwischen zehn und 15 Jahren, immer gesund und schön. Auch Erwachsene, etwa Kriegsgefangene, wurden den Göttern dargebracht. Sie wurden erdroselt oder lebendig begraben, oder man schnitt ihnen die Kehle durch. Mehrere tausend Menschen, so schätzen Forscher, starben so Jahr für Jahr.

Die Opfer waren den Herrschern auch politisches

Mittel: Indem häufig Kinder aus jenen Provinzen zu Gottheiten gemacht wurden, in denen von den Inka im Krieg besiegte Völker siedelten, banden die Könige die unterworfenen Kulturen an die ungeliebte Inka-Religion. Priester sorgten dafür, dass die Geopferten in ihrer Heimat hoch verehrt wurden. Und wer sein Kind freiwillig nach Cuzco schickte, verbesserte seine Stellung in der Heimat.

So auch Tanta Carhuas Vater. Der war ein ehrgeiziger lokaler Führer. Zum Lohn für seine Tochter er-

hielt er vom Inka mehr Macht. Der Beginn einer erfolgreichen Familiengeschichte: Rund 200 Jahre regierten seine Nachfahren in der Stadt Ocos.

Tanta Carhua geriet nicht in Vergessenheit. Als der spanische Inquisitor Hernández Príncipe um 1620 nach Ocos kam, wurde sie noch immer wie eine Gottheit verehrt. Wer Hilfe brauchte, ging zu einem Schamanen, der mit Tanta Carhua Kontakt aufnahm. Mit verstellter, hoher Stimme gab er dann

Ratschläge im Namen des Mädchens.

Hernández Príncipe wollte das nicht dulden. Er stieg auf den Gipfel des Aixa und suchte nach dem Grab Tanta Carhuas. Schließlich fand er ihre Leiche sitzend in einer Grube – um sie verstreut Grabbeigaben wie jene, die Reinhard 350 Jahre später bei Juanita fand. Doch der Inquisitor hatte kein Interesse, den Kult zu bewahren.

Und er zerstörte kurzerhand Tanta Carhuas Grab. □

Im Jahre 1524 erstreckt sich das Reich der Inka über eine Länge von 4600 Kilometern. Neun Millionen Menschen leben unter der Herrschaft des »Sohnes der Sonne«, Zehntausende Kämpfer stehen bereit, ihn zu verteidigen. Da greifen 168 spanische Soldaten von Norden her das Imperium an. Geführt werden sie von dem früheren Schweinehirten und bislang verzweifelt erfolglosen Abenteurer **Francisco Pizarro**. Und den Invasoren gelingt das Unglaubliche: Sie zerschlagen innerhalb kurzer Zeit das riesige Inka-Imperium. Ihr Eroberungszug ist eine Geschichte von Gewalt und Verrat, von ungeheurem Reichtum und unersättlicher Gier. Es ist die Saga vom Ende des größten aller Indianerreiche

Der Sieg des Desperados





Noch an der tropischen Pazifikküste, auf dem Weg zu den Inka, kämpfen die Europäer gegen Indianer, die sie aus Baumwipfeln attackieren

Dies ist die fantastische Geschichte von dem Schweinehirten, der einen König überwältigte, ausraubte und erwürgen ließ – von Francisco Pizarro, einem der Erzschatzen der Kolonialzeit, einem Bündel von Schamlosigkeit, Zähigkeit und Wagemut, wie es kaum ein zweites gegeben hat.

Was trieb ihn, den Habenicht mit der maßlosen Vision, dass er, fast 60 Jahre alt, den Sonnenkönig von Peru aus seiner goldverzierten Sänfte zerte? Und wie konnte das hoch organisierte Riesenreich der Inka mit Hunderttausenden gut ausgerüsteten Soldaten zusammenbrechen unter dem Anprall von 168 spanischen Hasardeuren?

Alles fing damit an, dass „eine Person niederen Standes“, wie die Chronisten sagen, vermutlich 1473, vielleicht aber 1475 oder 1478 einen Jungen gebar, den sie Francisco und, nach seinem mutmaßlichen Vater, einem Obersten der Infanterie, Pizarro nannte. Wer hätte sein Geburtsjahr registrieren sollen? Ein Elternhaus hatte er nicht, eine Schule besuchte er nicht, Schweine musste er hüten auf den Hügeln der dünn besiedelten Landschaft Extremadura, unweit der portugiesischen Grenze. Und schon reißt jede Überlieferung ab bis zum Jahre 1504, als Pizarro um die 30 war. Da lebte er auf Hispaniola (heute Haiti und die Dominikanische Republik), später war er Stellvertreter eines Alonso de Ojeda auf einem Kriegszug gegen Indianer.

Wann hatte er sich nach Amerika eingeschifft? Wir wissen es nicht. Nur dass einem armseligen Hirten die prahlerischen Berichte des Kolumbus wie ein Befreiungsschrei in den Ohren geklungen haben müssen: Vermal zwischen 1493 und 1504, als er von seinen vier Reisen zurückkehrte, wusste Kolumbus sich und seine Entdeckungen ja in Szene zu setzen.

Und schon 1494, noch in dem Irrglauben des Kolumbus befangen, teilten Spanien und Portugal die Erdkugel zwischen sich auf, damit ihre Seefahrer einander nicht mehr ins Gehege kämen: Im Kloster von Tordesillas unterzeichneten sie einen Vertrag, wonach östlich einer Linie, die etwa dem 46. Grad westlicher Länge im heutigen Brasilien entspricht, die Erde portugiesisch, westlich davon hingegen spanisch sein sollte. Die Erde! Sie kannten sie kaum, aber sie nahmen sie sich. Der unvorstellbare Hochmut ihrer Könige muss den Vagabunden, die in ihrem Namen halb Amerika zusammenraubten, wohl als mildernder Umstand angerechnet werden.

Nun ist es nicht weit von der Extremadura nach Sanlúcar, dem Hafen von Sevilla, wo sich die Segel der Entdeckungsschiffe blähten, Boten aus einer Welt der sagenhaften Möglichkeiten; und da waren nicht nur Matrosen gefragt, sondern auch Glücksritter, die sich jenseits des Ozeans bereichern durften, wenn sie nur Palisaden bauten und Eingeborene in die Schranken wiesen.

Pizarro war so einer. Um 1502 vielleicht stahl er sich aus Spanien davon – jenem Jahr, da dem Inka-König Huayna Capac wohl der Sohn Atahualpa geboren wurde, der sich 31 Jahre später im spanischen Würgeisen zu Tode keuchen sollte.

Spätestens im Jahre 1513 finden wir Pizarro auf der Landenge von Panama wieder, einem Sammelplatz spanischer Siedler und Soldaten, an den schon die ersten Gerüchte vom großen Gold im Süden gedrungen waren. 1513 gehörte Pizarro zu jener Expedition unter Vasco Núñez de Balboa, die den Isthmus von Panama durchquerte, sodass die ersten Europäer ihn nun vor sich liegen sahen: den pazifischen Seeweg zum Gold.

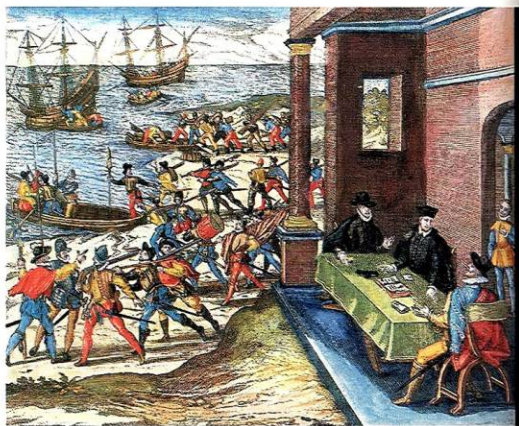
Neun Jahre später, 1522, war Pizarro ein Hauptmann von etwa 50 Jahren, ein alter Mann nach den Maßstäben der Zeit, mit einem Stück Land in der Nähe der Stadt Panama und ein paar Indianern, die ihm Frondienst leisteten. Gemessen an seiner traurigen Jugend hatte er es zu etwas gebracht. Ob er dennoch mit sich unzufrieden war oder ob er seinen Ehrgeiz erst entwickelte durch die drei Anstöße, die er in jenem Jahr bekam – wir wissen es nicht.

Der eine Anstoß war, dass Panama vibrierte vor Begeisterung über den endgültigen Sieg, den Hernando Cortés im Vorjahr über die Azteken in Mexiko errungen hatte – ein Edelmann aus der Extremadura, erst 36 Jahre alt und vermutlich mit dem Vater Pizarros verwandt! Der zweite, dass ein spanischer Seefahrer in Panama berichtete, wie er bis zur Küste von Peru vorgestoßen sei und dort von einem Reich mit unerhörten Goldschätzen gehört habe.

Den dritten Anstoß gab Pizarro das Zusammentreffen mit zwei Männern: dem Haudegen Diego de Almagro, ähnlich alt wie Pizarro, aber von ungebrochener Unternehmungslust, und dem Geistlichen Hernando de Luque, der bereit war, das Geld eines reichen Siedlers, der nicht in Erscheinung treten wollte, in eine Expedition zum Goldland im Süden zu investieren.

Die drei wurden sich einig: Almagro beschaffte zwei Segelschiffe und kratzt aus den glücklosen Herumtreibern in Panama eine Mannschaft zusammen, Pizarro übernimmt den Befehl, und de Luque gibt das Geld.

Es geschah im November 1524, dass Pizarro Segel setzte, um das Goldland zu erobern; und es wurde ein fast totaler Misserfolg. An der Küste Urwald, Sümpfe, nichts zu essen.



Endlich ein Dorf, in dem die Einheimischen vom Goldland schwärmten, dort hinter den Bergen. Schließlich eine Ortschaft, in der die Spanier rohen Schmuck aus purem Gold in Mengen rauben konnten, doch fünf wurden dabei erschlagen und viele verwundet – Pizarro selbst an sieben Stellen, die der Harnisch nicht bedeckte.

Mit dem Stolz des erbeuteten Goldes ordnete Pizarro die Rückkehr nach Panama an. Der spanische Statthalter dort war jedoch weniger von dem Gold beeindruckt als von der Tatsache, dass Pizarro einen großen Teil seiner Männer durch Hunger, Krankheit und Kampf verloren hatte; und so lehnte er es ab, weitere Entdeckungsfahrten zum Goldland zu genehmigen – es sei denn, Pizarro erkenne an, dass er ihm, dem Statthalter, von der nächsten Beute 1000 Goldpesos schulde.

So stand nichts im Wege, dass Pizarro, sein Kampfgenosse Almagro und Hernando de Luque am 10. März 1526 einen ungeheuerlichen Vertrag abschlossen, ihr privates Torde-sillas sozusagen: Sie griffen von den noch zu entdeckenden Ländern am Südmeer urkundlich Besitz und versicherten einander, alles, was sie erobern würden, Land, Menschen, Gold und Vorteile jeglicher Art, gleichmäßig unter sich aufzuteilen, im

Namen des Herrn, der Heiligen Dreifaltigkeit und der Jungfrau Maria, aufs Messbuch geschworen, mit dem Abendmahl besiegelt und von drei ehrbaren Bürgern Panamas beglaubigt, von denen je einer für die beiden Analphabeten unterschrieb, Almagro und Pizarro. So wurde ein Königreich zerlegt.

Pizarro stach noch 1526, im Jahr des Dreierbunds mit de Luque und Almagro, zum zweiten Mal in See; mit zwei Schiffen, einem für Almagro und einem für sich, und rund 160 Mann, die sie in Panama nur mühsam zusammengeklaut hatten – zu erschreckend war der Anblick der ausgemergelten Überlebenden der ersten Fahrt gewesen. Bessere Waffen immerhin befanden sich an Bord und sogar ein paar Pferde, im Bauch der Segler über den Atlantik zur pferdelosen Neuen Welt geschaukelt bis an die Nordküste Panamas, dort übers Gebirge zum anderen Ozean getrieben und nun wieder in engen, mit Stroh gepolsterten Verschlägen auf dem Meer.

Achtzehn Monate dauerte Pizarros zweite Reise, und mehrfach war sie dem Desaster nah. Zwar konnten die Spanier gleich bei ihrer ersten Landung an der Küste des heutigen Ecuador ein Dorf überrumpeln und Gold erraffen, sodass Almagro mit der Beute nach Panama segelte, um Verstärkungen anzu-

werben. Aber von denen, die bei Pizarro geblieben waren, gerieten 15 Mann in einen indianischen Hinterhalt, und keiner kehrte zurück. Da jedoch Almagro bald wiederkam mit neuen Abenteurern aus dem Norden und da das andere Schiff von einer Erkundungsfahrt in den Süden zurückgekehrt war voll von Gerüchten über goldgetäfelte Paläste, segelten beide Schiffe weiter nach Süden.

Bei einer Stadt stellten sich ihnen angeblich Tausende von Kriegern entgegen, und eine halbwegs beglaubigte Anekdote besagt, die Spanier seien nur entkommen, weil einer von ihnen vom Pferd fiel: Denn war das Doppelwesen Pferd-Mensch den Indianern schon unheimlich genug, so musste sein jäher Zerfall in zwei Teile sie in Panik stürzen.

Doch das Erschrecken der Spanier über die Zahl ihrer Feinde blieb. „Nach Panama zurück!“, rief Pizarro. Da war es Almagro, der ihn beschwor: Ob sie nicht allesamt Schulden hätten in Panama? Und ob es nicht besser sei, weiter nach Gold zu suchen, als ins Gefängnis zu wandern? Almagro segelte noch einmal heim; Pizarro zog sich mit den Zurückgebliebenen auf eine



Theodor de Bry, Kupferstecher zu Frankfurt, veröffentlicht ab 1590 Illustrationen, in denen er die Entdeckung der Neuen Welt schildert – auch die Eroberung Perus. Am Anfang, 1524, steht ein Pakt der beiden Abenteurer Francisco Pizarro und Diego de Almagro mit dem Geistlichen und Geldbeschaffer Hernando de Luque, gemeinsam Truppen zu werben, um im sagenhaften Südland Gold zu rauben (links). 1527 setzt ein Soldat dort erstmals einen Fuß an die Küste. Die überraschten Indianer lassen ihn passieren und zeigen ihm einen Tempel – voller Gold



Das Inka-Heer ist ein formidabler Gegner für die Spanier – denn seit rund einem Jahrhundert führt es fast



pausenlos Krieg gegen andere Indianervölker

kleine Insel zurück, weil es auf dem Festland immer bedrohlicher von Kriegen wimmelte.

Als nach Wochen des Hungers endlich zwei Schiffe aufkreuzten, bekamen Pizarros Männer zwar wieder zu essen, aber das Kommando an Bord hatte nicht Almagro, sondern ein spanischer Ritter namens Juan Tafur, der Pizarro den Befehl des Statthalters überbrachte, jeden Spanier, den er noch lebend antreffe, nach Panama zurückzuschaffen. Die Weisung war ergangen, weil einer der Zurückgebliebenen einen Brief auf Almagros Schiff hatte schmuggeln können, an die Frau des Statthalters, mit der Klage, Pizarro halte sie gegen ihren Willen in hoffnungsloser Lage fest.

Pizarro wiederum konnte einen Brief von Almagro und Pater de Luque in Empfang nehmen, in dem sie ihn beschworen, auszuharren. Da zog er mit dem Schwert eine Linie in den Sand, von Osten nach Westen, und sprach zu seinen Männern: „Im Norden liegen Armut und ein bitteres Leben, im Süden Hunger, Gefahr, Verlassenheit, der Tod – und Peru mit seinen Schätzen. Wählt, was zu einem tapferen Kastilianer passt! Ich gehe in den Süden. Wer kommt mit mir?“ Und damit überschritt er die Linie. 13 Männer folgten ihm.

Wer hätte in diesem Augenblick gewettet, dass es eben jene 14 Tagediebe sein würden, deren Besessenheit fünf Jahre später das Inka-Reich zerstören half? Zu ihrem Glück gehörte sogleich, dass der Ritter Tafur seinen Befehl nicht wörtlich auslegte und die 14 auf ihrer elenden Insel zurückließ.

Als die beiden Schiffe abgelegt hatten, sahen sich die Desperados, die ein Königreich zerschlagen wollten, zum Warten verurteilt, wieder einmal – sieben qualvolle Monate lang. Pizarro sorgte dafür, dass Tag für Tag ein Morgengebet gesprochen, am Abend das Loblied der Jungfrau Maria gesungen, die Kirchenfeste so feierlich wie gerade noch möglich begangen wurden.

Endlich kam ein kleines Schiff, zu Pizarros Ärger ohne die ersehnte Verstärkung – denn nur unter dieser Bedingung hatte der Statthalter sich von Almagro und de Luque erweichen lassen. Pizarro, dem Befehlsverweigerer, doch noch einmal zu helfen. Außerdem erging an Pizarro die Weisung, spätestens in sechs Monaten in Panama zur Berichterstattung anzutreten.

Sechs Monate! Das hieß ja: Zunächst konnten sie nach Süden segeln! In Tumbes erreichten sie zum ersten Mal die Grenze des heutigen Peru, und von hier aus, hatten etliche Indianer behauptet, sei es nicht mehr weit zum Reich des Goldes. Pizarro schickte einen Ritter an Land, mit glänzender Rüstung und einer Arkebuse auf der Schulter – einem mindestens sieben Kilo schweren Donnerrohr, das Bleikugeln im Durchmesser von zwei Zentimetern verschoss und zum Schuss auf einen Gabelstock gelegt werden musste. Von neugierigen Einheimischen bedrängt, ließ der Ritter sich nicht lumpen, schoss ein Brett in Splitter und lächelte denen, die sich unter Feuerschein und Knall in den Staub geworfen hatten, freundlich zu. Da zeigten sie ihm einen Tempel, der von Gold und Silber glänzte.

Die Spanier jubelten, als der Ritter ihnen davon berichtete. So war es Pizarro ein Leichtes, sie für die Weiterreise in

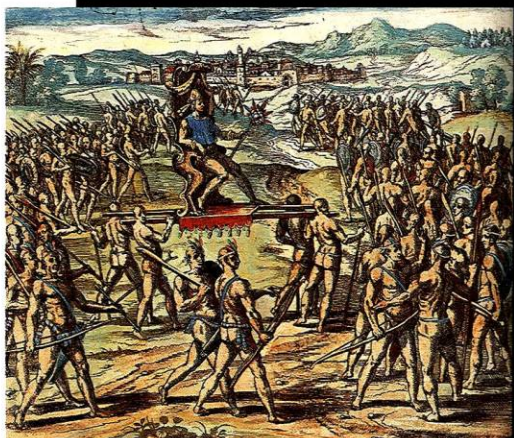
den unbekannten Süden zu gewinnen: bis zum 9. Grad südlicher Breite – weiter, als es fünf Jahre später für den entscheidenden Kriegszug nötig sein sollte. Die Küste war dicht besiedelt, die Indianer staunten und brachten Geschenke, Schmuck, feinste Tuche, auch einige Lamas, von denen zwei ein Jahr später mit Pizarro nach Europa reisten.

UM DIESE ZEIT, um 1527, muss Huayna Capac, einer der bedeutendsten Herrscher des Inka-Imperiums, an Pocken gestorben sein. Die Seuche war von den Europäern in das südamerikanische Großreich eingeschleppt worden. In seinen Mythen wird das Reich seit etwa dem Jahr 1200 erwähnt, zunächst ein Kleinstaat rund um Cuzco im Süden des heutigen Peru. Erst etwa 100 Jahre vor seinem gewaltsamen Ende begannen die Inka mit der Durchdringung oder militärischen Unterwerfung von immer mehr Nachbarvölkern.

Woran der jähe Expansionsdrang der Inka sich entzündete, woher sie ihre ausgefeilte Herrschaftstechnik nahmen und wie sie sie in so kurzer Zeit durchsetzen konnten – darauf gibt es bis heute keine befriedigende Antwort. Rund 1,5 Millionen Quadratkilometer waren von den Straßen, Brücken, Rasthäusern, Vorratslagern, Festungen und Tempeln der Inka überzogen, etwa 4600 Kilometer von Nord nach Süd, von der Grenze des heutigen Kolumbien bis über das heutige Santiago de Chile hinab.

Nach dem Tod Huayna Capac erhoben seine Söhne Huáscar und Atahualpa Anspruch auf den Inka-Thron, stürzten das von den Pocken geschwächte Land schon bald in einen blutigen Bürgerkrieg und leisteten damit einen Beitrag zu seinem Untergang.

Hat der sterbende König den kommen sehen? Seinen engsten Vertrauten soll er verkündet haben, das Reich werde zerstört werden durch bärtige, weißhäutige Fremde, die in hölzernen Burgen unter riesigen Tüchern nach Süden schwömmen, denn so spreche das Orakel, und es habe keinen Zweck, sich dem Willen des Himmels entgegenzustellen. Garcilaso de la Vega erzählt diese Geschichte, und einerseits ist er die beste Quelle für die Inka-Seite: 1539 in Cuzco geboren als Sohn eines



ma zurückgekehrt. Sie erregten zwar Aufsehen, aber der Statthalter verweigerte jede weitere Unterstützung für das offenbar uferlose Unternehmen.

Da hatte Hernando de Luque, der Priester, eine kühne Idee: Ein Gesandter müsse nach Spanien reisen, um den König für die Unternehmung zu gewinnen. Almagro pflichtete ihm bei und schlug Pizarro vor; kein anderer sei geeignet, auf den Regenten Eindruck zu machen. De Luque brachte 1500 Dukaten auf, Pizarro wurde angemessen eingekleidet (und, dürfen wir vermuten, von de Luque in der höfischen Etikette unterwiesen und mit unzähligen Ratschlägen versehen). Im Frühjahr 1528 schiffte er sich nach Europa ein.

Es geschah dann gegen Ende des Jahres, durch de Luque eingefädelt, dass der ehemalige Schweinehirt aus der Extremadura in Toledo, Spaniens bedeutendster Stadt, hintrat vor

Pizarro reißt den Sohn der Sonne vom Thron

spanischen Adligen und einer Inka-Prinzessin und von seiner Mutter im Inka-Geist erzogen; andererseits von einer Fabulierfreude, die ihn nach Meinung der meisten späteren Historiker unzuverlässig macht.

Unbestritten aber dürfte sein, dass Huayna Capac noch Nachricht von den bärtigen Exoten in den dicken Schiffen empfangen hatte, und beunruhigt haben könnte ihn diese Auskunft schon.

PIZARRO, DER BÄRTIGE, und seine längst tot geglaubten, inzwischen wohlgenährten Leute waren unterdessen nach Pana-

Karl V., den Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und König von Kastilien, Aragón, Granada und Navarra.

Der Kaiser war 28, Pizarro 55 Jahre alt, der Kaiser eher schwächling, Pizarro ein hochgewachsener Mann; der Kaiser von zurückgenommenem Wesen, Pizarro inmitten all der Hofschranzen und der goldbetresten Pracht von keinem Zweifel an sich selbst angekränkt; der Kaiser von eher stockender Rede – Pizarro der geborene Rhetor, egal, ob er seine Männer zum Ausstarren begeisterte oder von den unglaublichen Opfern berichtete, die des Königs treueste Diener auf sich genommen hätten, um das Goldland Peru ihm zu Füßen zu legen.

Mit Wagemut, Heuchelei und Feuerwaffen zum Sieg: 1532 trifft Pizarro den Inka-Herrscher Atahualpa in dessen Residenz Cajamarca. Der lässt sich, im Glauben an seine unendliche Überlegenheit, inmitten seines Heeres auf einer goldenen Sänfte zu einem Treffen mit den Eindringlingen bringen. Plötzlich stürzen sich die 168 Spanier auf 5000 Indianer, metzeln viele von ihnen nieder – und nehmen, im Feuer zweier Geschütze, den König gefangen



Karl V. ist überliefert, war zu Tränen bewegt. Er beugte sich neugierig über den goldenen Schmuck und bewunderte die Feinheit der Gewebe aus der Wolle der Lamas, von denen er zwei betrachten konnte, vermutlich standen sie im Hof.

Natürlich möchte man viel mehr über diese Szene wissen, ein exaktes Protokoll – denn selten war ein solcher Widerspruch der Herkunft und des Lebensstils in einem Raum vereinigt, und überdies war dies die Stunde, da der mächtigste Mann Europas sich mit einem Haudegen und Hungerleider darauf einigte, dass der ihm den mächtigsten Mann Amerikas unterwerfen sollte.

Was könnte Karl V. bewogen haben, Pizarro und dessen Anliegen dem königlichen „Indienrat“ lebhaft zu empfehlen? Das Gold vermutlich und eine Art Sendungsbewusstsein auch. Zwar war es höchst ungewiss, ob Pizarro nun wirklich Gold her-

beischaffen würde in jenen Mengen, wie der verschuldete Kaiser sie gut hätte brauchen können, um seine Kriege zu finanzieren. Andererseits war der Einsatz ja gering. Zudem träumte Karl von der *monarchia universalis*, dem Weltkönigtum.

Ein Jahr nach der Audienz von Toledo, am 26. Juli 1529, bekam Pizarro endlich die Urkunde ausgehändigt, die ihm das Recht gab, das Land Peru – oder Neu-Kastilien, wie es fortan heißen sollte – zu erobern und es als Statthalter zu regieren, mit einem Gehalt von 725 000 Maravedi, die dem Lande zu entnehmen seien.

Da war viel versprochen und nichts riskiert. Nur einen gewissen Zuschuss wollte der Hof leisten zu dem Kriegsgeschütz, mit dem Pizarro versehen werden sollte. Im übrigen war es dessen Verpflichtung, binnen eines halben Jahres 250 Soldaten aufzutreiben. Mit 250 Mann gegen ein Königreich – es klang wie Aberwitz; aber wie wir wissen, hat es funktioniert, mit 168 Mann sogar.

Die Suche nach den richtigen Männern begann Pizarro in seiner Heimat Extremadura, wo der vor einem Vierteljahrhundert verschollene arme Schlucker sich gebührend bewundern ließ. Drei seiner vier jüngeren Halbbrüder schlossen sich ihm an: Gonzalo und Juan, unehelich geboren wie er selbst, und Hernando, ehelich und von allen

Zeitgenossen als überempfindlich, hochmütig und rachsüchtig geschildert.

In Panama gab es Ärger mit Almagro, weil Pizarro für ihn nur 300 000 Maravedi (gegen 725 000 für sich selbst) und den Posten des Kommandanten der Festung Tumbes ausgehandelt hatte – statt ihn, wie verabredet, mit den gleichen Rechten wie sich selbst zu versehen. Pater de Luque konnte vermitteln. Und im Januar 1531 zog Pizarro zum dritten Mal aus, das Goldland zu erobern, diesmal mit drei Schiffen und rund 190 Mann; mehr hatte er nicht zusammentrommeln können.

Am Nordrand des heutigen Ecuador betrat er zum dritten Mal den Boden des Inka-Reichs. Nach mühsamem Marsch erreichten die Spanier die Stadt Coaque, aus der sie ohne Widerstand alles raubten, was aus Gold oder Silber war. Doch noch im Plündern erzwang Pizarro Disziplin: Alle Beute hatte auf einen

Haufen geworfen zu werden. Pizarro zweigte wie immer ein Fünftel davon für Karl V. ab, den Hauptteil schickte er mit den beiden Schiffen nach Panama zur Finanzierung des Nachschubs und zu weiteren Anwerbungen – der Rest wurde verteilt. Wer sich auf eigene Faust bereicherte, dem drohte der Tod.

Während die Schiffe unterwegs waren, zog Pizarro südwärts durch eine Sandwüste, die Sonne unter dem Äquator brannte auf die schweren Rüstungen und die dicken Wämser, und mehrere Spanier starben an einer jäh aufgetretenen Seuche, die die Körper der meisten mit großen, blutigen Warzen bedeckte. Am Golf von Guayaquil, wie er heute heißt, fielen Tausende von Indianern über die Eindringlinge her. Auch hier siegten die Spanier mit der Kavallerie unter Hernando Pizarro und durch das Entsetzen der Indianer vor dem Feuer und dem Getöse der beiden „Feldschlangen“ – leichten Kanonen auf zwei Rädern; schon Cortés hatte solche nach Mexiko mitgeführt. Als die erhoffte Verstärkung aus Panama eingetroffen war, zog Pizarro nach Tumbes weiter, das er von seiner vorigen Unternehmung im Jahre 1527 kannte.

SPÄTESTENS NUN ABER muss die Spitze des Inka-Reichs erfahren haben, dass ein Trupp von bärtigen Fremden sich an der Küste breit machte. Die Inka verfügten ja über das wohl beste Nachrichtensystem, das es bis zur Einführung des Telegrafen gegeben hat – dank einer ausgetüftelten Kuriertechnik.

Dazu brauchten sie vor allem gute Straßen. 40.000 Kilometer maß das Wegenetz, wovon allein 6000 Kilometer auf die große Nord-Süd-Verbindung über die Hochebenen und die Pässe der Kordilleren entfielen, mehr als 4000 Kilometer in der Luftlinie. In der Sandwüste mancher Küstenregionen bestand die Inka-Straße nur aus zwei Reihen von Pfosten, die die Route markierten. In besiedelten Landschaften war sie bis zu sechs Meter breit, oft von Mauern eingefasst, von Bäumen beschattet und von einem Bach begleitet. In Sumpfgebieten lief sie über einen Damm.

Im Gebirge, dem Rückgrat des Riesenreichs, sah die Straße anders aus: nur einen Meter breit, über Steilhänge im Zickzack geführt, über Felsen als Treppe, über Flüsse und Schluchten als Hängebrücke aus Weidenzweigen oder Pflanzenfasern, zu mannsdicken Seilen geflochten. Jeweils drei davon trugen die Last, mit Querhölzern verbunden und mit Matten oder Lehm belegt, zwei Seile bildeten das Geländer. Tief hing die Brücke durch, im Wind schwankte sie, erst recht unter dem Tritt von Menschen oder Lamas – aber sie hielt, sogar unter den Hufen der spanischen Pferde, wenn Mensch und Tier dabei auch zitterten vor Angst.

Auf diesen Brücken und Straßen zogen die Heere entlang, über sie wurden auf dem Rücken von Lama-Karawanen Vorräte und Kriegsgüter für das lückenhafte Festungssystem transportiert, auf ihnen reisten in goldgeschmückten Sänften die königlichen Beamten, die den Staat zusammenhielten. Privates Reisen gab es nicht, privaten Handel gab es nicht, Geld gab es nicht – der allmächtige Staat hatte alles geregelt, jede Region versorgte sich selbst, keiner litt Hunger, alle Vorratshäuser waren voll.



Die Konquistadoren brechen die Moral ihrer



Gegner: Einen Tag nach der Gefangennahme des Inka-Königs fallen die siegestrunkenen Spanier über indianische Frauen her

Und über die Straßen rannten die königlichen Staffelläufer. Nach unstrittiger Überlieferung schaffte eine Staffel mühe-
los 240 Kilometer am Tag, doch auch 400 Kilometer binnen 24
Stunden könnten erreicht worden sein. Das klingt plausibel: 400
durch 24 ergibt 16,7 Kilometer pro Stunde. Ein Marathon-
Olympiasieger bringt es auf 19 Stundenkilometer. Er muss nicht
bergauf rennen – aber dafür 42 Kilometer durchhalten; der
Staffelläufer der Inka-Post wurde im Flachland nach spätestens
20 Kilometern, im Gebirge je nach Gelände schon nach 400
Metern bis acht Kilometern abgelöst.

Und das ging so: Im Abstand der jeweiligen Laufdistanz
stand eine Hütte, in der Tag und Nacht zwei Läufer warteten.

Der König bietet das wohl höchste Lösegeld der Geschichte

Sahen sie einen Kurier herantraben, so lief der eine ihm ent-
gegen, und im gemeinsamen Lauf übernahm er entweder die
Güter, zum Beispiel frischen Meeresfisch für den königlichen
Hof, oder ein *quipu*: eine Nachricht, die in bunte Fransen aus
Baumwolle geknotet war. Auch wurde die gemeinsame Lauf-
strecke oft dazu genutzt, eine mündliche Botschaft weiter-
zugeben, da die Knotenschrift – die einzige, welche die Inka
besaßen – wohl nur Mengen erfassen oder zuvor getroffene
Abmachungen bestätigen, nicht aber etwas Unvermutetes über-
mitteln konnte.

Die Botschaft musste unter diesen Umständen in einen
höchst einfachen Satz gefasst sein, und den riefen sich der alte
und der neue Läufer während ihres gemeinsamen Wegstücks
mehrfach wechselseitig zu. An die Intelligenz und die Zuverlässig-
keit der Läufer wurden demgemäß hohe Anforderungen ge-
stellt, sie wurden sorgfältig ausgewählt, trainiert – und für den
Fall, dass sie die Nachricht einem anderen als dem nächsten
Läufer übermittelten, mit dem Tod bedroht. Nicht durch Be-
sehung und nicht unter Folter gelang es Pizarros Männern
jemals, einen Postläufer zum Reden zu bringen.

Seine Strecke kannte jeder so gut, dass er sie auch in völ-
liger Finsternis zurücklegen konnte. Sein Nahen verkündete er
nachts mit einem Muschelhorn, oder von Hütte zu Hütte wurde
zur Vorwarnung ein Feuer entzündet. Natürlich gab es Straßen-
meister und Brückenmeister mit ihren Arbeitskolonnen, Kon-
trollure und Oberkontrollure – und alle 20 Kilometer, eine
Tagesreise für Sänftenträger und Lama-Karawanen, festungs-
ähnliche Herbergen und Vorratslager.

BÄRTIGE IN TUMBES also, am Rande des Inka-Reichs. Dort
wird Pizarro vermutlich erfahren haben, dass die Inka gerade
einen Bruderkrieg überstanden hatten. Denn nur etwa drei Jahre
lang hatten sich die Thronerben Huáscar und Atahualpa das
Reich geteilt – Huáscar residierte in der alten Hauptstadt Cuzco
im südlichen Peru, Atahualpa in Quito im heutigen Ecuador.
Dann hatten beide ihre Heere mobilisiert, um die Alleinherr-
schaft zu erringen.

Die Entscheidung im Bruderkrieg war kurz vor Pizarros
Ankunft in Tumbes gefallen. Vor den Toren Cuzcos hatten die
Truppen Atahualpas im Februar 1532 die Soldaten seines Bruders
Huáscar besiegt und den Herrscher gefangen. Damit noch
nicht zufrieden, hatte Atahualpa einen schrecklichen Rachefeld-
zug angeordnet. Huáscars gesamte Sippe wurde gefoltert und in
der Hauptstadt an Pfählen aufgehängt: seine Frauen und seine
Konkubinen, seine Geschwister, Tanten, Neffen und Nichten,
seine Anhänger und seine mehr als 80 Kinder auch. Huáscar
blieb am Leben, aber zuschauen musste er dem Gemetzel.

Was immer man Pizarro nachsagen mag an maßloser
Selbstherrlichkeit: Ganz so abstoßend wie Atahualpa war er

nicht. Mindestens wird man feststellen dürfen, dass da zwei
Scheusale sich schicksalhaft aufeinander zu bewegten.

Im Mai 1532 brach Pizarro von Tumbes zu Lande nach
Süden auf. Den Einheimischen gegenüber zeigte er sich gnädig,
zumal dann, wenn sie die Spanier bewirteten und wenn sie nicht
protestierten, sobald der Notar in seiner Truppe etwas bestätig-
te, was sie ohnehin nicht verstanden: dass sie von nun an Unter-
tanen des Königs von Kastilien und Kinder der katholischen
Kirche seien.

An der Spitze von nunmehr 177 Mann mit zwei Feld-
schlangen, drei Arkebussen, 15 Armbrüsten und 67 Pferden
brach Pizarro bald danach auf zum letzten Schlag. Einhei-
mische und seine Kundschafter hatten ihm übereinstimmend
berichtet, Atahualpa residiere zur Zeit in einer Stadt hoch in den
Kordillern, zehn bis zwölf Tagesmärsche entfernt.

Wie Pizarro sich das nun alles dachte, wieso er glaubte,
mit seinem Häuflein von wenigen Rittern und vielen Marodeu-
ren könne er ein Imperium zerschlagen – überliefert hat er es
nicht, schreiben konnte er nicht, und wenn, hätte er gewiss nur
von Gott und König geschrieben. Falsch wäre das nicht einmal



gewesen, denn wir müssen uns klarmachen, dass ein habgieriger Plünderer durchaus zugleich an Gott und König denken konnte, ja dass es ihm ohne diese Rechtfertigung vielleicht an jener totalen Selbstgewissheit gefehlt hätte, die für ein so teuer erkauftes und so brutales Unternehmen nötig war.

Noch einmal aber, wie 1527 auf der Hungerinsel vor der Küste Ecuadors, bewies Pizarro, dass er nicht nur gewissenlos und tollkühn war, sondern auch Menschen souverän zu behandeln wusste. Unter dem Eindruck, dass ein Teil seiner Mannschaft nur widerwillig mitmachte und folglich zur Belastung werden könnte, sprach er zu seinen Leuten: Es solle keiner weiter mit ihm ziehen, der auch nur den geringsten Zweifel hege, dass sie einen gewaltigen Sieg erringen würden. Noch sei es nicht zu spät, umzukehren, ja die schwache Besatzung von San Miguel – einer Siedlung, die Pizarro kurz zuvor gegründet hatte und in der 60 Spanier zurückgeblieben waren – könne eine Verstärkung gut gebrauchen.

Nur neun Männer betraten diese goldene Brücke; die Moral der anderen hatte Pizarro deutlich gehoben, wieder einmal. Nun waren sie noch 168, die zogen weiter, nach Südosten, den Viertausendern entgegen. Es gab fruchtbare Täler, in denen

sie freundlich aufgenommen wurden, weil die Einheimischen die Inka-Herrschaft als Last empfunden hatten; in den Rasthäusern der Regierung wurden sie bewirtet.

Als Pizarro hörte, dass der nächste Ort von Soldaten besetzt sei, schickte er einen Trupp voraus, von dem Ritter Hernando de Soto befehligt, der sich später als Eroberer von Florida einen Namen machte und am Mississippi starb.

Nach einer quälend langen Woche kam de Soto endlich zurück und mit ihm ein Abgesandter des Inka-Königs. Der überbrachte die Botschaft Atahualpas, die Fremden seien in seinem Lande willkommen, und er lade sie ein, ihn in seinem Feldlager im Gebirge zu besuchen. Pizarro nahm dankend an, behandelte den Gesandten mit großem Respekt und ließ ihm ausrichten, sie seien angereist, um dem Herrscher ihre Ehrfurcht zu bezeugen und ihm ihre Dienste gegen seine Feinde anzubieten (Übersetzer unter den Indianern hatte Pizarro schon bei seiner zweiten Reise angeleimt).

Von de Soto informiert über eindrucksvolle Straßen, Festungen und Vorratslager – und auch dadurch nicht irritiert –, zog Pizarro nun ins Gebirge hinauf und auf die Stadt Cajamarca zu, die in 2750 Meter Höhe zwischen den beiden Hauptkämmen der Kordillere liegt. Die Einheimischen, auf die sie stießen, ergriffen die Flucht. Ein gefangener Indianer, von Hernando Pizarro gefoltert, berichtete, in und bei Cajamarca lagerten 50 000 Soldaten, und Atahualpa habe nichts anderes im Sinn, als die Fremden in die Falle zu locken.

Als sie auf die Hauptstraße nach Cuzco stießen, wurde Pizarro von etlichen seiner Männer bedrängt, ihr zu folgen, statt über die beschwerlichen und gefährlichen Kordillere-Pässe nach Cajamarca zu ziehen, in die Höhle des Löwen. Pizarro hielt dagegen, er habe dem Inka seinen Besuch angekündigt, und dabei werde es bleiben, wenn sie nicht als feige gelten wollten. „Fasst Mut!“, sprach er. „In der Not steht Gott den Seinen bei, und wir werden den Heiden den wahren Gott verkünden, das ist schließlich unser Ziel!“

„Führe uns, wohin du willst!“ sollen sie daraufhin gerufen haben.

Mit 40 Reitern und 60 Mann zog Pizarro voraus, auf die Pässe zu. Auch da fand er das, was die Inka eine Straße nannten, aber für Flachlandbewohner war sie eine Zumutung und für Pferde oft kaum passierbar: ein Pfad über dem Abgrund, eine Treppe im Fels. Dazu kam die Angst, die nächste Engstelle könnte eine



Atahualpa, der wenige Monate zuvor die Familie seines rivalisierenden Bruders hat umbringen lassen, fürchtet nun selbst den Tod. Er bietet Pizarro an, für seine Freilassung einen Raum übermannshoch mit Gold und Silber füllen zu lassen (links). Der Spanier geht darauf ein – und schon bald schleppen Indios aus dem ganzen Reich Schätze heran, wie sie, in solchen Mengen, vielleicht nie zuvor an einem Ort zusammengerafft worden sind

Falle sein, doch selbst eine mächtige Festung auf einer Passhöhe erwies sich als unbesetzt.

Offensichtlich wollte Atahualpa die Spanier in Cajamarca haben, im Vertrauen auf seine ungeheure Truppenzahl und gewiss in der Absicht, sie tot oder lebendig in seine Gewalt zu bekommen. Pizarro muss das geahnt haben. Und da ihm klar war, dass ein Rückzug an jedem Pass leicht hätte verhindert werden können, setzte er – verboht, verwegen – auf den totalen Sieg.

Auf der Hochebene zwischen den Bergketten angelangt, schlugen die Spanier ihre Zelte auf und drängten sich fröstelnd ums Feuer. Ein neuer Abgesandter des Inka überbrachte Pizarro mehrere Lamas als Geschenk und fragte, wann sein König die Fremden erwarten dürfe, er wolle die notwendigen Erfrischungen vorbereiten. Dabei war der Gesandte hochmütig und selbstmörderisch genug, seinen gegorenen Maissaft aus einem Becher von funkelndem Gold zu trinken.

Es war der 15. November 1532, als die Spanier das blühende Tal von Cajamarca vor sich sahen; acht Jahre nachdem Pizarro zum ersten Mal von Panama südwärts zum Goldland gesegelt war. Die weißen Häuser glänzten in der Sonne – und über ihnen am Berghang, ein paar Kilometer entfernt, Tausende von Zelten, meilenweit. In drei Abteilungen schritten und ritten die Spanier in militärischer Ordnung langsam zur Stadt hinab, das Herz schlug ihnen bis zum Halse, wie man vermuten darf. Auf den Straßen kein Mensch. Atahualpa hatte die Stadt offenbar vollständig räumen lassen; warum, wissen wir nicht. Auch in der gewaltigen Festung über der Stadt kein Zeichen von Leben.

Seinem Bruder Hernando sowie dem Ritter Hernando de Soto erteilte Pizarro den Auftrag, mit 35 Mann ins königliche Lager zu reiten. Mit klirrenden Waffen und Trompetenschall, vom stummen Erstaunen der indianischen Soldaten begleitet, galoppierten sie zum Lusthaus Atahualpas, das auf einer Wiese zwischen der Stadt und dem Zeltlager stand.

Der König saß im Vorhof auf einem Kissen, hoheitsvoll und ausdruckslos; um ihn herum stand sein zahlreiches Gefolge in prächtigen Gewändern aus golddurchwirkter Vicuña-Wolle. Hernando Pizarro verneigte sich im Sattel langsam und tief und sprach: Durch die Kunde von seinen Siegen angezogen, wollten die Spanier dem Herrscher ihre Dienste anbieten und ihn den wahren Glauben lehren. Auch möge der Herrscher ihnen die Gunst erweisen, sie mit seinem Besuch zu beehren. Atahualpa sagte zu und forderte die Spanier auf, die öffentlichen Gebäude am großen Platz inmitten der Stadt zu beziehen.

Hernando de Soto fand die Gelegenheit günstig, zu zeigen, was ein spanischer Reiter und sein Pferd vermochten: Er gab ihm die Sporen, jagte in gestrecktem Galopp ein Stück durchs Tal und hielt es direkt vor Atahualpa so jäh an, dass es sich aufbäumte und ihn mit Schaum bespritzte. Der König rührte keine Miene. Die Höflinge in seiner Nähe, die entsetzt zurückgewichen waren, ließ er noch am selben Abend hinrichten.

Als die Nacht hereinbrach und über der Stadt Tausende von Feuern loderten, ging unter den Spaniern die Mutlosigkeit um wie noch nie. Unermüdlich redete Pizarro auf seine Männer



Tonnenweise liefern die Inka Schätze ab. Doch



Pizarros Offiziere sind dagegen, den Herrscher freizulassen. Weil die Konquistadoren einen Aufstand fürchten, lassen sie Atahualpa erdrosseln

ein, rief ihnen ihren göttlichen Auftrag ins Gewissen und versicherte ihnen, die Überzahl der Feinde sei nichts – verglichen mit der Tatsache, dass sie, die Spanier, mit dem Himmel im Bunde stünden. Seinen Rittern entwickelte Pizarro folgenden Plan: Wir nehmen den König gefangen! Hatte nicht Cortés, der Eroberer von Mexiko, vor 13 Jahren den Azteken-Herrscher Montezuma in dessen eigenem Palast überwältigt?

Mit viel Glück oder sicherem Instinkt hatte Pizarro sich für das machtpolitisch allein Mögliche entschieden: Wenn man in einem zentralistischen Staat den absoluten Herrscher aus der Spitze der Pyramide bricht, dann stürzt die ganze Pyramide zusammen. Das Volk wurde in totaler Abhängigkeit gehalten, niemand handelte ohne Befehl, keiner durfte seinen Wohnort je verlassen, es sei denn auf dem Wege der Zwangsumsiedlung, die häufig stattfand, um den Zusammenhalt eines unterworfenen Stammes zu zerstören.

Noch dazu hatte Atahualpa gerade erst neun Monate zuvor, im Februar 1532, das Äußerste getan, um sich absolut unersetzbar zu machen: indem er seinen Bruder Huáscar überwältigt und sich dessen Reichshälfte einverleibt hatte. Ohne diesen Bruderkampf hätte sich Huáscar nach Pizarros Handstreich in Cajamarca den Fremden entgegenstellen können – und hätte ihnen, über ihre Macht und ihre Skrupellosigkeit nun voll informiert, ohne Zweifel eine Schlacht geliefert, die Pizarros Untergang gewesen wäre.

SONNABEND, DER 16. NOVEMBER 1532. Auf dem großen Platz inmitten der Stadt erschallen im Morgengrauen die Trompeten, die die Spanier zu den Waffen rufen. Die breiten Tore der öffentlichen Hallen veranlassen Pizarro zu folgendem Plan: Die Reiter werden in zwei der Hallen stationiert, in einer dritten wartet das Fußvolk; auf Pizarros Zeichen sollen alle hervorbrechen.

Nun werden die Waffen inspiziert und die Brustgeschirre der Pferde mit Schellen versehen, um den Lärm zu verstärken. Nach einem guten Frühstück liest Pater Vicente de Valverde die Messe, erbittet den Sieg vom Gott der Schlachten und stimmt den Choral „Exsurge Domine“ an: „Erhebe Dich, Herr, und richte Deine Sache“, und machtvoll stimmen alle ein.

Es beginnt ein qualvolles Warten: Erst gegen Mittag nähert sich eine große Inka-Prozession, und knapp einen Kilo-



eigentlich nicht die Art von Despoten ist; und noch dazu kündigt er an, er werde nur mit wenigen und unbewaffneten Kriegern kommen. Krieger ohne ihre Schleudern, Keulen, Äxte und Spieße, mit denen sie stets der Schrecken ihrer Feinde waren.

Kein Chronist hat dieses für Atahualpa verhängnisvolle Verhalten je erklärt. Dass er den Fremden vertraut hätte, ist von äußerster Unwahrscheinlichkeit; was er selbst gegenüber seinem Bruder Huáscar an Niedertracht bewiesen hat, muss er eigentlich auch den Bärtigen zubilligen. Als Erklärung bleibt nur: Der Sonnenkönig fühlt sich so turmhoch überlegen, so vollkommen sicher inmitten seines Reiches, dass er die Überwältigung der Fremden, die er ohne Zweifel plant, gelassen auf den folgenden Tag verschiebt und die Gefahr nicht erkennt. Für Pizarros Wahnwitz fehlt ihm die Erfahrung und der Begriff. Wer wüsste denn Außerirdische richtig zu behandeln?

„Wenige“ Krieger, das heißt für Atahualpa ohnehin: mehr als 5000 Mann. Sie alle versammeln sich am Abend auf der Plaza von Cajamarca, und kein Spanier ist zu sehen. Der König thront

Als sich die Inka endlich zur Schlacht stellen, ist es zu spät

meter vor der Stadt macht sie Halt. Atahualpa schickt einen Boten, der Pizarro ausrichtet, der König gedenke dort seine Zelte aufzuschlagen und seinen Besuch am nächsten Morgen zu machen. Pizarro schickt die Bitte zurück, Atahualpa möge doch bei seinem ursprünglichen Plan bleiben und zum Abendessen sein Gast sein.

Nun nun geschieht etwas Erstaunliches: Atahualpa zeigt sich sogleich bereit, auf Pizarros Vorschlag einzugehen – wie es

auf einem Tragsessel von gediegenem Gold, mit prächtigen Federn geschmückt. „Wo sind die Fremden?“, fragt er.

Da tritt Pater Valverde hervor – und inszeniert eine der widerlichsten Posen der Weltgeschichte. In der einen Hand die Bibel, in der anderen das Kruzifix, tritt er vor den Inka und hält eine umständliche Rede, die der Dolmetscher Felipillo Satz für Satz übersetzt – nicht ohne Mühen, wie man sich denken kann; so erläutert er die christliche Lehre von der Dreifaltigkeit mit

Manco, ein Halbbruder Atahualpas, wird neuer König der Inka – von Pizarros Gnaden. Er gibt sich unterwürfig, ruft aber heimlich zum Widerstand auf. Mit einem riesigen Heer belagert er 1536 die Hauptstadt Cuzco, welche die Spanier einige Jahre zuvor eingenommen und geplündert hatten (links). Doch den Feuerwaffen und Lanzenreitern der Europäer sind seine Truppen nicht gewachsen. Nach der blutigsten aller Schlachten zwischen den Inka und den Spaniern (unten) muss sich Manco in die Anden zurückziehen. Das Imperium der Sonnensöhne ist endgültig verloren



den Worten: „Die Christen glauben an drei Götter und einen Gott, und das macht vier.“

Die Hauptsache aber muss Atahualpa verstanden haben: Pater Valverde fordert ihn auf, unverzüglich den Christenglauben anzunehmen und sich dem Papst ebenso zu unterwerfen wie Karl V., dem mächtigsten Herrscher der Welt.

Atahualpa erwidert in höchstem Zorn, er halte nichts von einem Gott, der von den gleichen Menschen getötet worden sei, die er geschaffen habe. Sein Gott lebe – wobei er auf die blutrot untergehende Sonne weist: auf Inti, den Stammvater der königlichen Dynastie. Der Papst müsse wahnsinnig sein, wenn er Länder verschenke, die ihm nicht gehörten; und die Fremden schuldeten ihm für ihr anmaßendes Verhalten Genugtuung. Die Bibel, die Pater Valverde ihm entgegenstreckte, ergreift der König, blättert kurz darin und schleudert sie zu Boden.

Da schreit Valverde den Spaniern in ihren Verstecken zu: „Seht ihr nicht, dass sich die Felder mit Indianern füllen, während dieser hochnäsige Hund mit uns streitet? Greift an! Ich erteile euch Absolution!“ Pizarro schwenkt die weiße Binde, das verabredete Zeichen zum Angriff, und aus den drei Hallen stürzen sich schreiend die Spanier, feuern die Feldschlangen und die Arkebusen ab, stechen mit Lanzen und hauen mit Schwertern auf die Indianer ein und reiten sie mit ihren Pferden nieder.

Nur rund um den Thronsaal leisten einige Edelleute Widerstand. Als mehrere Reiter auf Atahualpa eindringen, schreit Pizarro ihnen zu, keiner, dem sein Leben lieb sei, dürfe sich an dem Inka vergreifen! Er selbst drängt sich zu der Sänfte vor, fängt Atahualpa auf, als sie umstürzt, und lässt den König zwischen starrenden Lanzen in ein nahes Gebäude schleppen.

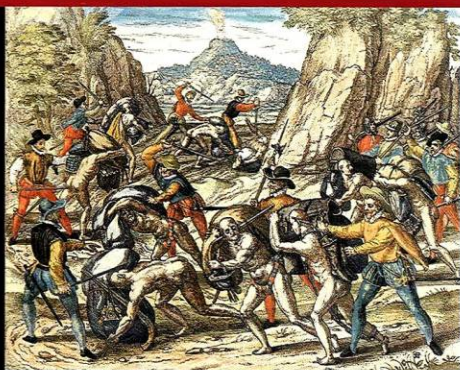
Nach einer halben Stunde ist alles vorbei. Auf der Plaza liegen Tausende von Toten oder stöhnenden Verwundeten, niemand kümmert sich um sie. Unter den Spaniern gibt es eine einzige Verletzung: Pizarro hat sie, an der Hand, ihm beim Getümmel um Atahualpas Thron von einem Spanier zugefügt.

Die Inka-Soldaten auf den Berghängen hungern ratlos, mutlos, führerlos herum – eine enthaupdete Armee. Pizarro aber, fast 60 Jahre alt und jedenfalls von einem halben Jahrhundert der Armut und der Plage gezeichnet, empfängt den 30-

jährigen Sonnenkönig des Inka-Reichs zum Abendessen, wie versprochen. Der Mann aus der Extremadura hat gehandelt, wie mehr als 400 Jahre später Mao Tse-dong es sich wünschte: „Wer keine Angst davor hat, geviertelt zu werden, der wagt es, den Kaiser vom Pferd zu zerren.“

Atahualpa verhält sich würdevoll wie nur je ein Monarch. „Das ist das Kriegsglück“, sagt er in völliger Ruhe. Pizarro spricht tröstend auf ihn ein: Er, der Inka, teile nur das Schicksal aller Fürsten, die sich dem weißen Mann und dem wahren Glauben entgegenstellten; wenn er sich unterwerfe, werde er milde und gerecht behandelt werden, nach spanischer Art.

Pizarro besäuft sich nicht, er sorgt für die Aufstellung der Wachen, er ermahnt seine Männer, sich bewusst zu sein, dass sie von Feinden umringt sind. Am Morgen danach schickt er 30 Reiter in das Lager Atahualpas, um sich des Goldes zu bemächtigen. 30 Reiter zwischen Zehntausenden von Kriegern! Aber



Die Unterlegenen müssen die Beute der Sieger schleppen: Die Konquistadoren schmieden viele indianische Träger ins Halseisen. Wer unter der Last zusammenbricht, wird nicht einmal zum Sterben losgelassen – sondern geköpft

wieder einmal hat der Spanier richtig kalkuliert: Gelähmt von dem doppelten Schreck, ihren König verloren zu haben und sich durch eine Meute von Übermenschen übertölpelt zu sehen, haben sich die Getreuen des Inka in die Wälder zerstreut; bis auf Frauen, Kinder und Alte ist das Lager leer.

Neben dem Gold bringen die Reiter unzählige Frauen mit: Ehefrauen, Konkubinen und Dienerinnen. Inka-Krieger müssen die Toten von der Plaza schaffen, und außer jenen, welche die Spanier als Diener brauchen, werden alle ermuntert, in ihre Heimat zurückzukehren. Atahualpa aber, von Pizarro mit großer Korrektheit behandelt, hat schon nach ein paar Tagen begriffen, dass den Fremden eines noch wichtiger ist als ihr König und ihr Papst: das Gold. So macht er Pizarro ein schier unglaubliches Angebot: Sein Zimmer, 35 Quadratmeter groß, werde er mit Gold füllen bis zur Höhe seiner ausgestreckten Fingerspitzen – wenn Pizarro ihn dann freilasse.

Erst glaubt ihm keiner, dann entscheidet Pizarro: Versuchen wir's! Wir wissen ja nicht, wo das meiste Gold ist, vor uns würde man es verstecken. Also zieht er in der von Atahualpa angezeigten Höhe einen roten Strich und lässt einen Notar den Vertrag aufsetzen. 85 Kubikmeter! Die Sperrigkeit der meisten Gegenstände eingerechnet, müssen es um die zehn Tonnen sein.

Zwei Monate hat Atahualpa Zeit. Die Postläufer schwärmen aus und überbringen des Königs Befehl, aus Tempeln und Palästen überall im Reich allen goldenen Zierrat zu entfernen und ihn nach Cajamarca zu schleppen. Lama-Karawanen ziehen über Inka-Straßen, um die Habsucht der Bärtigen zu sättigen; 700 goldene Platten allein aus dem Sonnentempel von Cuzco.

In Jauija, auf halbem Weg nach Cuzco, hockt Huáscar, der entmachtete Bruder, in seinem Verlies und hört von Atahualpas

Katastrophe. Er schöpft neue Hoffnung und schickt eine Botschaft, möglicherweise durch einen bestochenen Wärter, zu Pizarro, mit dem Versprechen, ein viel höheres Lösegeld zu zahlen, wenn er freikäme. Pizarro versucht, seine Macht zu etablieren, indem er die verfeindeten Brüder gegeneinander ausspielt. Doch macht er den Fehler, seinem Gefangenen zu sagen, dass er Huáscar aus dem fernen Cuzco nach Cajamarca holen wolle.

Atahualpa erkennt die Gefahr und schafft es noch einmal, seine Post in Trab zu setzen, über vermutlich 300 Stationen an der etwa 1500 Kilometer langen Strecke: „Huáscar töten, sofort!“ Rufen die Läufer das einander zu? Oder gibt es im *quipu* einen Knoten für jedes dieser drei Elemente? So oder so: Nach vier Tagen ist der Befehl am Ziel, und nach acht Tagen kann Atahualpa die Vollzugsmeldung entgegennehmen. Seinem Besieger heuchelt er tiefe Betrübnis über den Tod des Bruders vor.

Im Februar 1533 – die Goldträger sind noch immer unterwegs – trifft Diego Almagro mit 200 Mann in Cajamarca ein. Pizarro und er umarmen sich herzlich, obwohl beiden aus ihrer Umgebung eingeflüstert wird, jeder betriebe des anderen Untergang. In Pizarros wildem Haufen geht die Angst um, Almagros Männer würden Anspruch auf einen Teil der Beute erheben, die sich langsam dem roten Strich entgegenhäuft. Doch Pizarro gelingt es, Almagros Leute mit einer bescheidenen Pauschale und der Aussicht auf eigene Raubzüge abzuspeisen.

Ein Fünftel des Goldes wird für den König abgezweigt, Hernando Pizarro soll es nach Spanien bringen. Alles andere, die Platten, Teller, Kannen, Kelche, die Vasen, goldenen Vögel, Götzenbilder und ein Springbrunnen mit goldenem Strahl, wird von indianischen Goldschmieden eingeschmolzen, einen vollen Monat brauchen sie dafür.

Dann stellt Pizarro seine Truppe auf der Plaza auf, ruft den Beistand des Himmels an und verteilt die goldenen Barren „nach Verdienst“ – sechs Prozent der Beute gehen an ihn, dazu kommt Atahualpas nicht eingeschmolzener Thron; gut drei Prozent für Hernando Pizarro, ein Prozent für Hernando de Soto, für Reiter das Doppelte wie fürs Fußvolk, aber noch der einfache Soldat bekommt 20 Kilo pures Gold.

Wenn sie nun alle sogleich nach Panama oder nach Spanien reisten, wären sie reich. In Cajamarca aber ist Gold von dieser Stunde an überraschend wenig wert, und manche aus dem Raubgesindel verspielen ihren Anteil in einer Nacht.

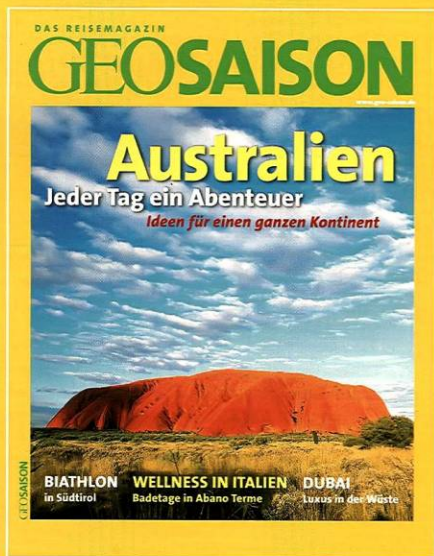
Atahualpa fordert jetzt seine Freilassung. Pizarro lässt ihm von einem Notar bestätigen, dass genügend Lösegeld entrichtet worden sei; die Sicherheit der Spanier verlange jedoch, ihn weiter gefangen zu halten. In der Tat: Es häufen sich die Gerüchte, dass ein indianisches Heer sich näherte; mehr als ein Vierteljahr lang sind die Spanier ja unbehelligt geblieben.

Wenn das stimmt mit dem Heer – dann muss Atahualpa es heimlich mobilisiert haben. Er bestreitet das feierlich. Hernando de Soto wird ausgesandt, die Gerüchte zu überprüfen. Aber noch ehe er zurückgekehrt ist, tritt ein Gerichtshof zusammen, mit Pizarro und Almagro als Vorsitzenden. Die Anklage lautet nicht nur auf die unbewiesene Anzettlung eines Auf-



Da unten können Sie was erleben: Abenteuerspielplatz **Australien.**

Im Busch: Als Jäger und Sammler auf Nahrungssuche. **Im Jeep:** Durch Eukalyptuswälder und Wüsten. **Im Boot:** Vorsichtige Annäherung an Salzwasserkrokodile. **Im Flugzeug:** Tiefflug über rote Felsen. **Im Gespräch:** Ein Aborigine erinnert sich. **Im Gepäck:** GEO SAISON Australien.





Enttäuschte Gefolgsleute, die sich bei der Verteilung der riesigen Beute übergangen fühlen, ermorden Francisco Pizarro im Jahr 1541. So stirbt der 68-jährige Konquistador doch noch im Inka-Land und durch das Schwert – wenn auch durch ein spanisches

stands, sondern groteskerweise auch auf Entmachtung und Tötung des Bruders, auf Vielweiberei und Götzendienst.

Einige Richter stimmen gegen eine Verurteilung; Pizarro selbst soll gezögert haben. Die Mehrheit entscheidet, und Pater Valverde ist sofort dafür: Tod auf dem Scheiterhaufen, noch heute, am 26. Juli 1533 – schnell, schnell, am Ende kehrt sonst de Soto zurück und hat von einem Aufstand nichts bemerkt!

Als Pizarro seinem Gefangenen das Urteil übermittelt, soll der gefleht, geweint und das doppelte Lösegeld angeboten haben, und Pizarro soll immerhin gerührt gewesen sein. Zwei Stunden nach Sonnenuntergang führt Pater Valverde den Sonnenkönig zum Scheiterhaufen – und beschwört ihn, seine Seele zu retten und sich den Flammentod zu ersparen, indem er sich taufen lasse; dann werde er den milderen Tod durch das Halseisen finden, das mit langsamer Schraubendrehung den Kehlkopf zerdrückt. Atahualpa ist bereit, denn für einen Verbrannten gibt es im Inka-Glauben kein Leben nach dem Tode. Pizarro bittet er, Mitleid mit seinen Kindern zu haben.

Sein Todesröcheln begleiten die versammelten Spanier mit dem Murren von Credos zum Heil seiner Seele.

DREIENHALB MONATE DANACH zog Pizarro in Cuzco ein, der Hauptstadt des Reiches. Einen Halbbruder der beiden letzten Herrscher, Manco Inka, machte er zum Marionettenkönig. Dem gelang es 1536 doch noch, sich gegen die Fremden aufzulehnen, ein Inka-Heer zu mobilisieren und Cuzco einzuschließen. Die Spanier unter Hernando Pizarro kämpften fünf Monate lang um jedes Haus und verschanzten sich schließlich im brennenden Inka-Palast – während die Belagerer, von Hunger geplagt und keiner Disziplin mehr unterworfen, allmählich aus-

einander liefen. Die endgültige Rettung brachte der alte Diego de Almagro, der von einem erfolglosen Beutezug in den Süden nach Cuzco zurückkehrte.

Doch dafür forderte Almagro die Stadt Cuzco als Preis, und da Hernando Pizarro sich widersetzte, nahm Almagro ihn gefangen. Francisco Pizarro, außer sich, schickte aus seiner neuen Hauptstadt Lima 700 Mann nach Cuzco; sie besiegten Almagro in offener Schlacht, und Hernando Pizarro ließ Almagro nach einem Prozess, der so abstrus war wie der gegen Atahualpa, am 8. Juli 1538 mit der Garrote erwürgen.

Wenig später zog Francisco Pizarro zum zweiten Mal im Triumph in Cuzco ein, und hochmütig verweigerte er Almagros Sohn Diego das Recht, als Erbe seines Vaters die Herrschaft über den Südtel des Inka-Reichs anzutreten. Drei Jahre danach kam die Rache: Am 26. Juni 1541 fiel ein Dutzend der gedemütigten Anhänger Almagros über Francisco Pizarro, Statthalter von Neu-Kastilien und Marqués de los Atabillos, in dessen Palast in Lima her; sein Schwert schwang der 68-Jährige gegen sie bis zum letzten Atemzug.

So hatten die beiden alten Halunken, die sich einst das Goldland teilen wollten, einander den Tod gebracht, und Pizarro, der mit einem Kaiser im Bunde einen König strangulieren ließ, starb einen angemessenen Tod.

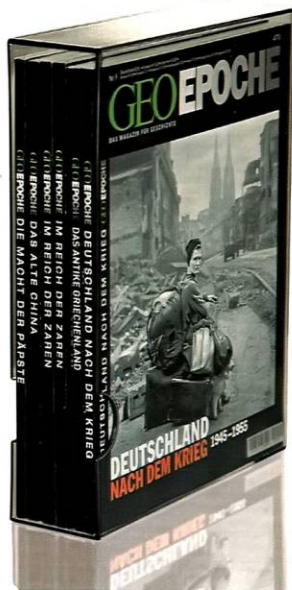
Manco Inka aber floh nach der verlorenen Schlacht um Cuzco in die Berge und begründete das Königreich von Vilcabamba. Von dort aus führten die Inka einen Guerillakrieg gegen die Konquistadoren, bis sie 1572 endgültig von den Spaniern besiegt wurden.

„PIZARRO WAR EIN MANN von unübertroffener Tapferkeit, großem Feldhermentalent, von Klugheit und eiserner Ausdauer, aber geschädigt in der Geschichte und seines Endes würdig gemacht durch die unerhörte Treulosigkeit, die Raubsucht und Grausamkeit, die durch alle Handlungen seines Lebens hindurchblicken.“ Der Große Brockhaus schrieb das 1846; und inzwischen hat sich Pizarros Ruf eher noch verschlimmert. Zu Recht.

Wahr ist aber auch, dass alle Weltreiche auf widerwärtige, blutrünstige Weise zusammengeplündert worden sind, das römische zum Beispiel – und warum bleibt Cäsar für die meisten Historiker eine Lichtgestalt? Ist er nicht über Gallien in derselben maßlosen Arroganz, mit derselben Geld- und Ruhmgier hergefallen wie Pizarro über Peru? Hat er nicht den Gallierfürsten Vercingetorix in Ketten durch Rom geschleift und dann ermordet, weil der sich erdreistet hatte, seine Heimat gegen Cäsar zu verteidigen? Und hat der Römer nicht unendlich viel mehr Blut vergossen als Pizarro?

Aber freilich, Cäsar ist mit brillanten Büchern zum eigenen Ruhm vielen Generationen von Lateinlehrern ans Herz gewachsen. Er war eben ein kultivierter Mensch von uraltem Adel, und mit Sicherheit besaß er die besseren Tischmanieren. □

Wolf Schneider, 79, lebt als Autor auf Mallorca.

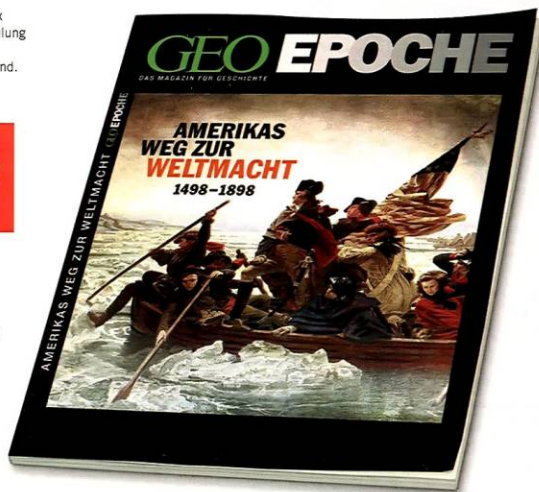


1. Acryl-Sammelbox
Diese praktische Sammelbox schützt Ihre wertvolle Sammlung vor Staub und gibt bis zu 7 Hefen einen sicheren Stand.

GRATIS
zur Wahl!

2. GEO EPOCHE Nr. 11 – Amerikas Weg zur Weltmacht

Ein Kontinent auf dem Weg in die Moderne. Kaum ein anderes Land hat eine so bewegte und vielfältige Geschichte.



Hier wird Geschichte lebendig:

GEO EPOCHE sichern mit 13 % Ersparnis + Geschenk!

GEO EPOCHE ist das Geschichtsmagazin von GEO. In jedem Heft erfahren Sie mehr über Alltag, Kultur, Gesellschaft und Wissenschaft wichtiger historischer Perioden. Jetzt 4 x im Jahr frei Haus zum Selberlesen oder Verschenken!

Ihre GEO EPOCHE-Abo-Vorteile

- 1 Geschenk Ihrer Wahl!
- Über 13 % sparen!
- Lieferung frei Haus!
- Nach 4 Ausgaben jederzeit kündbar!
- Geld-zurück-Garantie für zu viel bezahlte Hefte!

So einfach erreichen Sie uns:

in Deutschland
Tel.: 01805/8618003 € 0,12 Mts.
Fax: 01805/8618002 € 0,12 Mts.
E-Mail: geoepoque-service@guj.de

in Österreich
Tel.: 0820/00 10 85
E-Mail: geo-epoche@abo-service.at

in der Schweiz
Tel.: 041/329 22 20
E-Mail: geo@leserservice.ch

Bitte Bestellnummern aus dem Antwortcoupon angeben.
Das Angebot ist gültig, solange der Vorrat reicht.

Antwortcoupon

Ja, ich bestelle GEO EPOCHE 4 x jährlich zum Preis von zzt. € 6,90 (statt zzt. € 8,-) pro Heft, zzt. € 27,60 im Jahr (D) / zzt. € 7,60 (statt zzt. € 8,80) pro Heft, zzt. € 30,40 im Jahr (A/zzt. Fr. 13,80 (statt zzt. Fr. 15,80) pro Heft, zzt. Fr. 55,20 im Jahr (CH). Zum Dank für meine Bestellung erhalte ich ☐ 1. Acryl-Sammelbox oder ☐ 2. GEO EPOCHE Nr. 11 „Amerikas Weg zur Weltmacht“ gratis (bitte nur ein Kreuz). Die Lieferung der Zugabe erfolgt nach Zahlungseingang. Die Lieferung aller Hefte erfolgt frei Haus. Ich gehe kein Risiko ein, denn ich kann nach Erhalt der 4. Ausgabe jederzeit kündigen. Das Geld für bezahlte, aber nicht gelieferte Ausgaben erhalte ich zurück.

Meine Adresse:

Name, Vorname _____ Geburtsdatum 19 _____

Straße/Nr. _____

PLZ _____ Wohnort _____ @ _____

Telefon-Nr. _____ E-Mail-Adresse _____

☐ Ja, ich bin damit einverstanden, dass Sie mich ggf. per E-Mail oder Telefon über weitere G+J-Angebote informieren.

Ich zahle bequem per Bankeinzug:

Bankleitzahl _____ Kontonummer _____

Geldinstitut _____

Datum X Unterschrift _____ 249170

Adresse des Geschenkmängers:

Name _____

Vorname _____ Geburtsdatum 19 _____

Straße/Nr. _____

PLZ _____ Wohnort _____ 249171

Auf der Suche nach

Nach Jahrhunderten der Unterdrückung
erkämpfen sich die Indios in einigen Ländern
Lateinamerikas langsam Einfluss und kulturelle
Identität. Der Ethnologe Wolfgang Gabbert über
das neue Selbstbewusstsein der Ureinwohner

GEOEPOCHE: Herr Professor Gabbert, wie steht es heute um das indianische Erbe in Lateinamerika?

Wolfgang Gabbert: Etwa zehn Prozent der dortigen Bevölkerung – rund 50 Millionen Menschen – sind Indianer. Allerdings sind sie sehr unterschiedlich verteilt: 85 bis 90 Prozent leben in den Hochländern, vor allem Mexikos und Mittelamerikas, und im Andenraum.

Wer ist überhaupt ein „Indianer“?

Das wichtigste Kriterium ist das Sprechen einer indianischen Sprache. Kombiniert wird das vielfach mit der Selbstzuschreibung, also dass sich jemand als indigen bezeichnet. In diesem Sinne ist Mexiko das Land mit der größten indigenen Bevölkerung von zwölf Millionen – ihr relativer Anteil ist jedoch in Ländern wie Ecuador, Peru und Bolivien erheblich höher. In Guatemala gelten, je nach Definition, sogar zwischen 43 Prozent bis über 66 Prozent der Bevölkerung als indigen.

Ist man heute stolz darauf, Indianer zu sein?

Der Begriff ist historisch negativ belastet. In der Kolonialzeit waren „Indianer“ oder „Indios“ kaum mehr als eine Verwaltungskategorie. Diese Menschen waren zu bestimmten Abgaben verpflichtet, von bestimmten Berufen ausgeschlossen, durften bestimmte Waffen nicht tragen.

Wie war das nach dem Ende des Kolonialismus?

Indianische Sprache, Tracht, zum Teil auch die Herkunft aus einer Region haben oft Diskriminierung ausgelöst. Wer sozial aufsteigen wollte, suchte seine indianische Abstammung zu verleugnen. Es gab starken Druck, Spanisch zu sprechen und sich kulturell anzupassen.

Und gegenwärtig?

Noch immer zählen die Indios weit überwiegend zur ärmsten Bevölkerung. Infolge der starken Binnenmigration seit Mitte des 20. Jahrhunderts zunehmend auch in den Städten.

Sie sagten „überwiegend“. Es gibt also auch Aufsteiger?

Heute finden wir unter Indios Unternehmer und Akademiker, wenn auch noch relativ wenige. Die lange – und oft negative – Geschichte der Indianerpolitik in Mexiko zum Beispiel hat für einen Teil der indigenen Bevölkerung Bildungschancen eröffnet. So gibt es heute in sehr vielen Familien zumindest einen, der eine mittlere Ausbildung genossen hat, etwa zum Agrartechniker, zuweilen aber auch einen Arzt. Deshalb bekennen sich Menschen nun eher als indigen?

Auch heute noch sagt man in Lateinamerika über jemanden, der sich schlecht benimmt, aus ihm „komme der Indio raus“. Doch seit etwa drei Jahrzehnten sind dort Gegenindios virulent, vergleichbar der Bürgerrechtsbewegung in den USA.

Und das schlägt auch auf die breite Bevölkerung durch?

Allmählich – was übrigens auch mit der internationalen Entwicklungspolitik zu tun hat. Mit Programmen beispielsweise, welche die Weltbank oder die EU spezifisch für indianische Bevölkerungsgruppen aufgelegt haben. Von daher macht es vielfach auch materiell Sinn, sich als Indianer zu bezeichnen.

Nehmen die Mestizen, Menschen mit gemischter indianischer und europäischer Herkunft, ebenfalls an diesem Umwertungsprozess teil?

Nein. Da reden wir vom größten Teil der Bevölkerung in jenen Ländern. Denn abgesehen von den höchsten Elitekreisen gibt es dort nur wenige von reiner europäischer Abkunft. Wenn also 43 Prozent – oder gar 66 Prozent – der Guatemalteken Indios sind, besteht praktisch der gesamte Rest aus Mestizen. Damit wird der Begriff „Mestizo“ zu einer kulturellen Kategorie – und wird mit europäischer Kultur identifiziert. Insofern tendiert die mestizische Bevölkerung dazu, sich von der indianischen abzugrenzen.

Gibt es Länder, in denen jener Umwertungsprozess besonders fortgeschritten ist?

Bemerkenswert ist Guatemala. Das Land hat eine sehr starke indianische Bevölkerung, die überwiegend eine der 31 Maya-Sprachen spricht. Es hat eine lange indigene Kulturgeschichte mit großartigen architektonischen Hinterlassenschaften. Und außerdem ist in Guatemala die Indianerbewegung vergleichsweise stark.

Seit dem Ende des Bürgerkrieges zwischen linken Guerilleros und rechten Militärs?

Ja. Nach dem Beginn des Demokratisierungsprozesses und dem Ende der Militärdiktatur 1986 wurde die Academia de Lenguas Mayas, eine halböffentliche Einrichtung zur Förderung der Maya-Sprachen, von der Regierung anerkannt.

Benutzt die Mehrheit der indigenen Bevölkerung diese Sprachen im Alltag?

Jedenfalls spielen diese Sprachen eine größere Rolle als noch vor 20 Jahren und sind stärker anerkannt. Es gibt zweisprachige Radioprogramme, Verlage, die in Maya-Sprachen publizieren, und Ähnliches. Im größeren Umfang durchsetzen werden sich indigene Sprachen in Lateinamerika aber erst, wenn deren Beherrschung auch außerhalb der eigenen Gruppe von Nutzen ist – für eine akademische Karriere oder die Beteiligung am Wirtschaftsleben allgemein.

dem verlorenen Erbe

Sind indianische Sprachen irgendwo offiziell anerkannt?

Ja, zum Beispiel in Peru. Dort sind Aymará und Quechua seit 1970 sogar Amtssprachen neben Spanisch – bislang jedoch ohne große praktische Konsequenzen. Bestrebungen in dieser Richtung gibt es auch in Mexiko und anderen Ländern. Ist mit der Akzeptanz dieser Sprachen deren kulturelle Bedeutung gewachsen?

Sie hatten immer große kulturelle Bedeutung. Kultur, das ist ja auch, was Großmutter den Enkeln erzählt, die Mythen, Märchen, Lebensweisheiten. Ich kenne beispielsweise einen zweisprachigen Lehrer im mexikanischen Bundesstaat Campeche, der Gedichte im yukatekischen Maya verfasst. Es gibt Popgruppen, die in indianischen Sprachen singen. Das scheint mir besonders wichtig zu sein, weil mit dem Indianischen bislang immer nur Rückwärtsgewandtes verbunden wurde – etwa die alten Maya-Tempel – und selten etwas, mit dem sich junge Leute identifizieren.

Entsteht langsam so etwas wie ein gesamtindianisches Bewusstsein?

Historisch kann von einem solchen Bewusstsein kaum die Rede sein. In Mesoamerika und im Andenraum hatten sich in der Kolonialzeit Gesellschaften entwickelt, in denen die Identifikation der indianischen Bevölkerung nur auf das einzelne Dorf bezogen war. Dazu kommt, dass indianische Völker, etwa die Maya oder die Quechua, zunächst einmal nicht viel mehr als sehr große Sprachgruppen sind – und das sind von europäischen Linguisten entwickelte Kategorien.

Ohne Bedeutung für das Leben dieser Menschen?

Das hat sich erst in den vergangenen 30 Jahren zu ändern begonnen, seit indianische Bildungseliten entstanden sind. Diese Menschen wiederum haben Kontakt zu anderen Leuten indianischer Herkunft, zum Teil auch aus anderen Sprachgruppen.

Und da entstehen gemeinsame Identifikationen?

Ja, auch durch die Beteiligung an Organisationen wie etwa dem Weltrat der eingeborenen Völker. Was eine Art Gemeinschaftsbewusstsein als Angehöriger indigener Völker entstehen lässt – aber wie schon gesagt: immer auf Ebene der Bildungseliten. Ein anderer Punkt ist die Politik der Staaten, die diese Sprachgruppen nun als politische Einheiten behandeln. Und nicht zuletzt führt auch die Migration zu mehr Identifikation. In den Städten kommen indianische Migranten in Kontakt mit Leuten aus Nachbargemeinden und merken: Mit denen haben wir etwas gemeinsam. Wir werden ebenso diskriminiert wie die. Wir sprechen kein oder nur schlecht Spanisch – und insgesamt können wir uns mit ihnen besser verständigen als mit

den Mestizen. Und das wirkt zurück auf die Ursprungsdörfer, mit denen die Migranten Kontakt halten.

Also bezeichnen sich heute Menschen zum Beispiel als Maya, die das vor 20 Jahren noch nicht getan hätten?

Richtig. Ähnliches gilt für andere große Sprachgruppen. Die Herausbildung von Identifikationen ethnischer oder nationaler Art ergibt sich immer aus der Auseinandersetzung von Fremdzuschreibung mit Selbstzuschreibung. Und sobald jene von außen aufgedrängten Kategorien akzeptiert sind, beginnt man schließlich die Vergangenheit seiner Sprachgruppe als eine heroische zu beschwören. Das ist natürlich auch Ideologie.

Die etwa bei dem Zapatistenaufruf von 1994 im mexikanischen Bundesstaat Chiapas geschürt wurde?

Die Zapatisten hatten zunächst das Ziel, einen Aufstand in ganz Mexiko auszulösen, der die Regierung stürzen sollte. Gefordert wurde jedoch vor allem materielle Gerechtigkeit, etwa in der Gesundheitsversorgung, und ein größeres Maß an Demokratie – und nicht so sehr indigene Autonomie.

Die Zapatisten waren marxistisch-leninistisch orientiert?

Ursprünglich ja, aber diese primär städtischen Intellektuellen haben im Zusammenleben mit der indianischen Landbevölkerung gelernt, deren Alltagsbedürfnisse zu berücksichtigen. Nicht zuletzt haben sie ihnen bei Landkonflikten geholfen, die manchmal bewaffnet ausgetragen wurden.

Mit Großgrundbesitzern?

Mit Großgrundbesitzern, aber auch mit Nachbargemeinden. Denn in bestimmten Regionen, so im Hochland von Chiapas, ist fast der gesamte Boden in indianischem Besitz. Doch auch dort ist die Landnot enorm – vor allem, weil sich hier die Bevölkerung in den letzten 30 Jahren mehr als verdoppelt hat. Und dies nimmt den jungen Leuten in den Dörfern die Lebensperspektiven.

Nimmt in Mexiko und anderen Ländern das politische Gewicht der indigenen Bevölkerungen zu?

Es sieht so aus, weil sie dort heute viel besser organisiert sind als beispielsweise die Gewerkschaften. Die Arbeiterbewegung, die früher in Lateinamerika stark war, ist in den letzten Jahrzehnten durch Militärdiktaturen zerschlagen worden und heute aufgrund der gewandelten Sozial- und Wirtschaftsstruktur extrem schwach.

Demgegenüber blieben die indianischen Gemeinschaften intakt?

Ja, weil ihre Organisierung in Selbsthilfegruppen und Ähnlichem staatsferner erscheint. In den letzten Jahren sind allerdings auch zunehmend indigene Parteien hervorgetreten, mit dem Ziel, den Staat möglichst zu dezentralisieren. Das ist ein Trend, der sich – da bin ich mir ziemlich sicher – fortsetzen wird. □

Mesoamerika*

35 000 v. Chr. – 1901 n. Chr.

ab ca. 35 000 v. Chr.**

Amerika wird in mehreren Einwanderungswellen besiedelt. Zu den ersten Kolonisten gehören wahrscheinlich die Vorfahren der heute in Japan lebenden Ainu; sie dringen mit einfachen Booten entlang der Pazifikküste in den Süden des Kontinents vor. Als während der letzten Eiszeit vor etwa 12 000 Jahren in der Beringsee eine Landbrücke zwischen Sibirien und Alaska passierbar ist, folgen nordasiatische Einwanderer. Einige wenige Wissenschafter gehen sogar davon aus, dass Amerika bereits vor 200 000 Jahren besiedelt wurde.

8700 v. Chr.

Im Alter von 27 Jahren stirbt nahe dem heutigen Mexiko-Stadt die so genannte „Peñon Frau III“, die eng mit den Ainu verwandt ist. Ihr 1959 gefundenes Skelett ist das älteste nahezu komplett erhaltene der Neuen Welt.

8000 v. Chr.

Bewohner des Tals von Oaxaca (Südwestmexiko) bauen die ersten domestizierten Kürbisse der Region an. Das Oaxaca-Tal wird zu einem der wichtigsten Siedlungsgebiete in der Geschichte Mesoamerikas.

5100 v. Chr.

Die ersten Maisfelder werden am Golf von Mexiko

ko, nördlich des Isthmus von Tehuantepec, angelegt. Damit ist die wichtigste Voraussetzung für die Entwicklung der indischen Hochkulturen geschaffen: Da der Ertrag der Maisfelder mehr Menschen ernährt, als für Getreideanbau und -ernte benötigt werden, bleibt einigen Menschen Zeit für Wissenschaft, Kunst und Politik. Doch noch lange leben die meisten Mesoamerikaner vor allem von wilden Früchten und von der Jagd, sodass sie den größten Teil des Tages mit der Nahrungssuche beschäftigt sind.

5000 v. Chr.

In einer Kulturstätte im heutigen Grenzgebiet zwischen Mexiko und den USA konsumieren Indianer das Fruchtfleisch des meskalinhaltigen Peyote-Kaktus, das starke Halluzinationen erzeugt. Später wird der Kaktus auch als Medizin gegen zahlreiche Krankheiten verwendet.

um 3500 v. Chr.

In Mexiko tragen Höhlenbewohner erstmals Baumwollkleidung.

3114 v. Chr.

11. 8. Tag „Null“ des Maya-Kalenders. Ausgehend von diesem Datum zählen die Maya fortlaufend ihre Tage (kin). Dabei fassen sie mehrere Tage zu größeren Zeiteinheiten zusammen: 20 kin sind ein uinal und 360 kin ein tun. Warum die Maya um 200 n. Chr. dieses Datum als Beginn ihrer Zeitrechnung gewählt haben, ist nicht bekannt. Neben dieser so genannten „Langen Zäh-

lung“ kennen die Maya weitere Kalendersysteme.

3000 – 2500 v. Chr.

An der Pazifikküste, im äußersten Süden Mexikos, schichten Indianer einen Hügel aus Muschelschalen und anderem Abfall auf. Archäologen sehen darin ein Rudiment der ältesten dauerhaft bewohnten Siedlung in der Region. Auch an anderen Orten Mesoamerikas werden solche Hügel errichtet.

2500 v. Chr.

In Guerrero an der mexikanischen Pazifikküste entstehen die ältesten, noch sehr grob gefertigten Keramikgefäße Mesoamerikas. Rund 1200 Jahre später modellieren indianische Töpfer erste kunstvolle Skulpturen.

um 1600 v. Chr.

Ureinwohner Mexikos sammeln den Saft des Chiclé-Baums – wahrscheinlich, um daraus Gummibälle zu formen; später stellen Indianer aus Chiclé-Saft auch Kaugummi her.

Paso de la Amada,

die wohl älteste systematisch angelegte Siedlung Mesoamerikas. Die Bewohner der Ortschaft bauen zudem den ersten Ballspielplatz der Region: eine 80 Meter lange und 50 Meter breite Arena mit zwei Tribünen.

Forscher vermuten, dass Ballspiele neben einer kulturellen auch eine soziale Bedeutung haben: Sie festigen die Gemeinschaft, vor allem beim Wettkampf mit den Nachbarn. Die Regeln früher Ballspiele sind nicht bekannt. Doch als rund 3000 Jahre später die Spanier in Amerika landen, ist dort ein dem Basketball ähnliches Spiel sehr verbreitet: Um zu punkten, müssen die

Spieler eine Gummikugel durch einen steinernen Ring schlagen.

Im Süden des mexikanischen Tieflandes richten frühe Olmeken („Leute aus dem Gummiland“) in El Manatí ein Quellheiligtum ein. Dort werden unter anderem Holzbüsten abgebracht, von denen einige erhalten sind. Möglicherweise werden in El Manatí auch Menschen geopfert, wie es später in vielen Regionen Mesoamerikas üblich ist.

1500 v. Chr.

In El Opeño (Westmexiko) werden Schachtgräber angelegt – Kammergrüfte, zu denen Treppen hinabführen. In solchen Grabstätten ruhen später in der ganzen Region die Toten. Im Tiefland der mexikanischen Golfküste wird Kakao angebaut. Kakaobohnen gehören später zur Nahrung wohlhabender Adiger und dienen den Indianern als Zahlungsmittel sowie als Aphrodisiakum.

1200 – 400 v. Chr.

Die Olmeken begründen die erste Hochkultur Mesoamerikas. Sie bauen städtische Zentren mit Häusern, Palästen und Tempeln: San Lorenzo (1200 v. Chr.), Laguna de los Cerros und La Venta (900 v. Chr.). Olmekische Priester entwickeln ein Kalendersystem und Schriftzeichen. Kaufleute besuchen weit entfernte Märkte und gründen Handelsstützpunkte. Künstler schaffen Monumentalskulpturen und Kleinplastiken, die Meister anderer Kulturen bald nachahmen werden. Nach ihrer Blütezeit wird die olmekische Kultur ab etwa 400 v. Chr. von den so genannten „Epi-Olmeken“ aufgenommen, deren Spuren sich im 2. Jh. n. Chr. verlieren. Eines ihrer kulturellen Zentren ist Tres Zapotes.

800 v. Chr.

Maya gründen die Ortschaft Nakbe im heutigen Guatemala. Die Siedler sind wahrscheinlich aus



Präklassische Periode:

(1600 v. – 250 n. Chr.)

Um 1600 v. Chr. werden in Mesoamerika viele bislang nomadisierende Jäger- und Sammlergruppen zu sesshaften Bauern. Ihre Dörfer schließen sich zu größeren Konföderationen zusammen, die bald unter die Kontrolle jeweils eines Hauptortes gelangen. Ab 1200 v. Chr. setzen sich strenger organisierte Häuptlingstümer durch, etwa bei den Olmeken. Damit beginnt ein reger Austausch von Ideen und Gütern. Erstmals entstehen über weite Entfernungen hinweg gemeinsame religiöse und kosmologische Vorstellungen sowie Kalendersysteme. Schließlich wird auch die Schrift erfunden. Die Zapoteken im Tal von Oaxaca schaffen den ersten aggressiven Staat in der Region. Um Christi Geburt entstehen die ersten Großstädte: Teotihuacán in Zentralmexiko und El Mirador bei den Maya.

* Mesoamerika umfasst den Süden des heutigen Mexiko, ganz Guatemala und Belize sowie den Norden El Salvadors und den westlichen Teil von Honduras.

** Alle archäologischen Daten sind nach der so genannten „unkalibrierten Radiokarbon-Messung“ angegeben. Die Daten der vorökolumbischen Zeit sind zumeist nur Näherungswerte.

dem Gebiet des heutigen Belize eingewandert.

700 v. Chr.

Zur Bewässerung der Felder im Siedlungsgebiet von Kaminaljuyu (Guatemala) legen Baumeister ein System von Kanälen an.

650 v. Chr.

Die ersten Schriftzeichen werden entwickelt – etwa gleichzeitig von olmekischen Priestern am Golf und von zapotekischen Gelehrten im Oaxaca-Tal. Doch erst die Epi-Olmeken (um 50 v. Chr.) und Maya (200 n. Chr.) verfügen über eine vollständig entwickelte Glyphenschrift.

um 500 v. Chr.

Mehrere Indianervölker, darunter Maya und Zapoteken, verwenden einen Ritualkalender, nach dem ein Jahr 260 Tage dauert.

nach 500 v. Chr.

Die Zapoteken errichten auf dem abgetragenen und terrassierten Kamm des Berges Monte Albán (Weißer Berg) eine Stadt. Von dort aus herrschen sie mehr als 1000 Jahre über das Oaxaca-Tal, unterwerfen die Bewohner benachbarter Täler und weiten ihre Herrschaft möglicherweise bis an die Pazifikküste aus. Die städtische Bevölkerung wächst auf fast 16.500 Einwohner an, die zu meist in einfachen Hütten leben. Das Zentrum der Stadt bildet ein von prächtigen Monumenten gesäumter Zeremonienplatz. Reliefs, die verstümmelte Opfer zeigen, weisen die Zapoteken gleichermaßen als kriegerisches und kunstfertiges Volk aus. Um 700 n. Chr. verlassen sie aus unbekannten Gründen die Stadt und siedeln fortan im Tal. Heute sprechen noch etwa 450.000 Mexikaner Zapotekisch.

50 v. Chr.

Der Vulkan Xitle bricht aus und bedeckt Cuicuilco, die größte Stadt Zentralmexikos, unter einer bis zu zehn Meter dicken Lavaschicht; wahrscheinlich gelingt vielen Bewohnern die Flucht nach Teotihuacán (40 Kilometer nördlich des heutigen Mexiko-Stadt). Gut 50 Jahre später sind fast alle Menschen der Umgebung in diese Stadt gezogen. Bald entstehen separate Viertel für Zuwanderer aus verschiedenen Teilen Mesoamerikas. Teotihuacán wird schließlich zum mächtigsten Stadtstaat des Kontinents. Ab 400 n. Chr. kontrolliert der Staat von seiner Kolonie Kaminaljuyu im Hochland von Guatemala aus den Jade- und Kakaohandel im Süden Mesoamerikas sowie die Obsidian-Minen von El Chayal. Im alten Mesoamerika, wo die Metallverarbeitung noch unbekannt ist, stellt das vulkanische Obsidian-Gestein einen begehrten Rohstoff für Werkzeuge dar. Auf dem Höhepunkt der Macht (400 – 600 n. Chr.) leben mindestens 100.000 Menschen in Teotihuacán.

300 – 900 n. Chr.

Blütezeit der Maya-Kultur auf dem Gebiet der heutigen Staaten Guatemala, Belize, Honduras und El Salvador sowie im Süden Mexikos. Könige gründen mächtige Stadtstaaten und bauen alte Siedlungen zu prächtigen Städten aus, die von Adeligen verwaltet werden: Copán, Palenque, Tikal, Calakmul oder Dos Pilas. Die Maya legen Systeme aus Kanälen und Wasserreservoirs an, die der Bewässerung ihrer Felder sowie als Verkehrswege dienen. Ihren Göttern opfern sie in Tempeln, die auf gewaltigen Pyramidenplattformen stehen. Sie führen Tabellen über Sonnenfinsternisse, beobachten die Bahnen der Planeten und entwickeln eine anspruchsvolle Mathematik.



Klassische Periode: (250 – 900 n. Chr.)

Im Osten Mesoamerikas blühen die Königreiche der Maya-Kleinststaaten, die oft untereinander verfeindet sind. Im Westen wird der Stadtstaat Teotihuacán zum wichtigsten religiösen und wirtschaftlichen Zentrum und beeinflusst auch entfernte Städte wie Kaminaljuyu, Tikal oder die Zapoteken-Metropole Monte Albán, die um 700 n. Chr. verlassen und bald darauf von Mixteken als Nekropole genutzt wird. Auch der Glanz von Teotihuacán schwindet schließlich: Beide Machtzentren werden von kleineren Städten wie Xochicalco oder Zaachila abgelöst. Am Ende der Periode steht der Zusammenbruch der klassischen Maya-Kultur: Im südlichen Tiefland auf der Halbinsel Yucatán sinkt die Einwohnerzahl von mehreren Millionen auf einige Hunderttausend.

378 31.1. Jaguarkralle, Herrscher der Maya-Metropole Tikal, stirbt – wahrscheinlich ist er das Opfer eines Mordanschlages von Siyah Kak („Der im Feuer Geborene“). Sicher ist: An diesem Tag erreicht ein Krieger namens Siyah Kak die Stadt und gründet dort eine neue Dynastie, die politisch und kulturell stark vom 1000 Kilometer entfernten Teotihuacán beeinflusst wird.

426 – 822 Der Maya-Herrscher Kinich Yax Kuk Mo begründet in Copán im heutigen Honduras eine Dynastie, deren 16 Herrscher die Geschichte des Stadtstaats fast 400 Jahre bestimmen. Einer der herausragenden Regenten ist Rauch-Jaguar (628 – 695). Unter seinem Regiment steigt Copán

zur Großmacht auf. Sein Nachfolger Uaxaclahun Ubah Kaul führt die Stadt zur höchsten kulturellen Blüte; er beruft die besten Bildhauer und Baumeister seiner Zeit nach Copán. Doch in der zweiten Hälfte seiner Regentschaft setzt der allmähliche Niedergang des Stadtstaates ein: Quirigua, eine unbedeutende Vasallenstadt von Copán, erhebt sich, nimmt den König gefangen und opfert ihn am 29. April 738 den Göttern. Der letzte Herrscher der von Kinich Yax Kuk Mo begründeten Dynastie stirbt im Mai 820. Zwei Jahre später wird der letzte Herrscher Copáns inthronisiert, der wahrscheinlich nur wenige Monate regiert.

562 – 695 Das dunkle Zeitalter Tikals. Nach der Eroberung durch eine fremde Macht (vermutlich die konkurrierende Maya-

Stadt Calakmul) kommt der Tempel- und Pyramidenbau in der Stadt fast völlig zum Erliegen. Erst König Hasau Chan Kaul (682 – 734) lässt wieder Monumente errichten und erneuert Tikals militärische Stärke. Er besiegt Calakmul 695 und lässt den König Jaguarklaue opfern. Doch vollkommen entmachtet ist Calakmul nicht: Dos Pilas (im heutigen Guatemala) etwa ist nach wie vor von der Stadt abhängig.

um 590 Der Vulkan Ilopango im heutigen El Salvador bricht aus und bedeckt das Dorf Cerén mit einer Lava- und Ascheschicht. Darunter werden Häuser und Hausrat, Lagergebäude und Gartenanlagen konserviert, die Archäologen heute erforschen.

599

In Westmexiko überfällt das 300 Kilometer entfernte Palenque, am 4. April 611 folgt ein weiterer Angriff. Die Krieger verwüsten die Stadt und stürzen die Statuen der Patronatsgötter die Tempeltreppen hinunter. „Zerstört waren die Götter, zerstört waren die Könige“, so eine spätere Inschrift.

ab 600

In Westmexiko wird erstmals Metall – Silber und vor allem Kupfer – verarbeitet. Die dazu notwendigen Kenntnisse haben wahrscheinlich Seefahrer aus Kolumbien, Peru oder Ecuador entlang der Pazifikküste verbreitet.

683

König Pacal von Palenque stirbt nach fast 70-jähriger Regierungszeit. 1952 entdeckten Archäo-

logen seinen unberührten Sarkophag.

um 700
Teotihuacán wird von unbekannten Kriegen geplündert und vergrabschätzt. Die Stadt verliert ihre politische und wirtschaftliche Vorherrschaft in Zentralmexiko. Gleichzeitig steigen andere Städte – etwa Xochicalco, Cacaxtla, Cholula und Cantona – zu regionalen Machtzentren im Hochland auf.

735
Dos Pilas im Land der Maya erhebt sich gegen die Vorherrschaft Calakmul und macht andere Stadtstaaten zu Vasallen. Etwa fünf Jahre später ist die Stadt Zentrum einer Großmacht geworden. Doch ständig kommt es im Staat oder an seinen Grenzen zu Unruhen; deshalb verbringen die Herrscher viel Zeit ihrer Regenschaften auf Reisen, um Bündnisse zu schmieden und Schlachten zu schlagen – letz-

lich ohne Erfolg. Die unterworfenen Städte erheben sich 761 und zerstören Dos Pilas.

ab 750
Beinahe alle Städte im wasserreichen südlichen Maya-Tiefeland werden bis etwa 950 verlassen – wahrscheinlich als Folge politischer Instabilität, eines raschen Bevölkerungswachstums und Nahrungsmittelknappheit. Die Böden sind durch intensive Landwirtschaft vielfach ausgelaugt, wegen der hohen Bevölkerungsdichte kann kaum neues Agrarland erschlossen werden. Als Konsequenz mehren sich Kriege, die zunehmend brutaler werden. Quellen berichten von mehr als 100 bewaffneten Konflikten zwischen 28 Maya-Zentren in dieser Zeit. Viele Stadtstaaten werden überhastet aufgegeben, andere geordnet verlassen. Währenddessen wachsen die Metropolen im trockeneren Norden, vor-

allem in der Puuc-Region (im Nordwesten der Halbinsel Yucatán). Denn dort werden wahrscheinlich zahlreiche Flüchtlinge aufgenommen. Doch auch viele Stadtstaaten im Norden, darunter das mächtige **Chichén Itzá**, werden später aufgegeben. **Mayapán**, die letzte große Hauptstadt der Maya, geht um 1441 unter. Fortan existieren nur noch kleinere Stadtstaaten.

um 900
In der ehemaligen Zapoteken-Stadt Yagul bauen **Mixteken** („Leute aus dem Wolkenland“) einen Tempel. Bereits 100 Jahre zuvor sind die ersten mixtekischen Siedler aus den Bergen ins Oaxaca-Tal eingewandert. Bald werden sie die führende politische Macht im Tal sein. Um 1100 macht **Acht Hirsch Jaguar** die Stadtstaat Tlilantongo zum wohl bedeutendsten politischen Zentrum der Oaxaca-Region. Monte Albán, die alte Haupt-

stadt der Zapoteken, nutzen sie als Nekropole. Mixteken sind hervorragende Kunsthandwerker: Sie stellen leuchtend farbige Keramik her, schaffen kostbare Türkismosaik und sind Meister der Metallverarbeitung.

900 – 1200
Die **Tolteken**, ursprünglich Nomaden, lassen sich wahrscheinlich auf dem Gebiet des heutigen mexikanischen Bundesstaats Hidalgo in Tula nieder (die Quellen sind jedoch nicht eindeutig) und fassen mehrere Stadtstaaten zu einem Reich zusammen. Sie bringen geschickte Tempelbauer und Keramiker hervor, welche die Kunst anderer Völker beeinflussen. Um 1200 wird ihre Kultur zerstört – wahrscheinlich durch kriegerische Nomaden.

ab 1215
Die wahrscheinlich aus dem Norden Mexikos oder dem Südwesten der heutigen USA stammenden

Azteken erreichen das Hochtal von Mexiko. Sie verdingen sich zunächst als Söldner und gründen um 1325 ihre Stadt **Tenochtitlán** auf einer Insel im salzigen Texcoco-See (heute auf dem Gebiet von Mexiko-Stadt). 1428 schließt sich Tenochtitlán mit zwei Nachbarstädten zu einem Dreibund zusammen, der später von Tenochtitlán dominiert wird. Um 1440 leitet Montezuma I. eine rasche militärische Expansion des Dreibundes ein, sodass bald das ganze Hochland erobert ist. Auf dem Höhepunkt der Macht sind 450 Städte unterworfen; fast drei Millionen Menschen leben in den 55 Provinzen des Reiches.

um 1350
Die **Tarasken**, deren Siedlungsgebiet westlich von Tenochtitlán liegt, unterwerfen ihre Nachbarvölker und werden zur zweiten Großmacht in Mexiko. Als der Azteken-König Ayacacatl 1478 die Macht der Tarasken brechen will, erleidet er eine empfindliche Niederlage: Er verliert 20 000 seiner 24 000 Krieger. Anschließend befestigen die Kontrahenten ihre gemeinsame Grenze und konkurrieren fortan um die Vorherrschaft im Hochland.

1492
12. 10. Kolumbus erreicht die Neue Welt, landet auf der Insel Guanahani (Bahamas) und kurz darauf auf Hispaniola (heute Haiti und Dominikanische Republik). Diese Insel wird die erste spanische Kolonie in Amerika. Bei seiner Ankunft leben in ganz Amerika zwischen 40 und mehr als 90 Millionen Menschen: etwa zwei bis 18 Millionen auf dem Gebiet der heutigen Staaten USA und Kanada, bis zu 30 Millionen in Mexiko, elf Millionen im restlichen Mittelamerika, 30 Millio-

nen in der südamerikanischen Andenregion und neun Millionen im übrigen Südamerika.

1493
In Barcelona erkranken die ersten Europäer an Syphilis. Die Krankheit ist wahrscheinlich aus Amerika eingeschleppt worden.
25. 9. Kolumbus bricht zu seiner zweiten Reise auf, um Siedler in die entdeckten Gebiete zu bringen. Er nimmt auch Schweine, Schafe, Pferde, Hühner und Saatgut für die ersten Kolonisten mit.

1494
7. 6. Auf Betreiben von Papst Alexander VI. teilen sich die Großmächte Spanien und Portugal im Vertrag von Tordesillas die Welt. Danach gehört der amerikanische Kontinent östlich einer Linie, die etwa dem 46. Grad westlicher Länge entspricht, dem portugiesischen König, westlich davon dem spanischen.

1499
Nach dem Bau einer neuen Wasserleitung wird ein großer Teil Tenochtitláns überschwemmt und muss neu aufgebaut werden.

1503
Die spanische Krone betrachtet die Neue Welt als ihr Eigentum und erwartet von den Indianern Tribute.

1507
Erste Pockenepidemie in Amerika: An der von Spaniern eingeschleppten Seuche stirbt ein Großteil der Einwohner Hispaniolas.

1510
Der spanische König Ferdinand II. erteilt erstmals das Erlaubnis, schwarze Sklaven aus Afrika in die Neue Welt zu importieren.

1511
An der Ostküste Yucatáns strandet ein gutes Dutzend spanischer Schiffe.



Postklassische Periode: (900–1521)

Zunächst dominieren die Kleinstaaten: Tula in Zentralmexiko wird für viele andere Völker zur mythischen Heimstatt ihrer Herrschergeschlechter, kontrolliert jedoch kein großes Reich. Die Maya im Hochland von Guatemala sowie die Mixteken und Zapoteken in Oaxaca führen ihre Kriege vorwiegend untereinander. Nur auf der Halbinsel Yucatán kann die Stadt Mayapán die nördlichen Maya, nach dem Niedergang von deren klassischer Kultur, politisch einigen. Auch im Westen entstehen wieder größere Gebilde: der mixtekische Staat um Tututepec, das Reich der Tarasken und schließlich das aztekische Imperium. Doch im Innern des Aztekenreiches bleiben mächtige Gegner wie Tlaxcala, Huexotzincó und Cholula unbesiegt, und manch rebellische Region muss immer wieder neu unterworfen werden.

brüchiger, einige von ihnen werden wahrscheinlich geopfert. Nur der Priester Geronimo de Aguilar und der Seemann Gonzalo de Guerrero überleben. Acht Jahre später wird de Aguilar von der Besatzung eines vorbeifahrenden Schiffes ausgeleitet; Guerrero, inzwischen mit einer Maya-Frau verheiratet und Vater von drei Kindern, bleibt. Er sei glücklich, dem Herrscher von Chemtumal zu dienen, schreibt er in einem Brief. 1536 fällt er als Offizier (nacom) der Maya-Armee im Kampf gegen die Spanier

1512
27. 12. Die Gesetze von Burgos, der erste spanische Rechts-Code für die Neue Welt, gestatten die zwangsweise Christianisierung der Indianer und legalisieren ein System der Zwangsarbeit. Andererseits erhalten die Indianer einige wenige Rechte. So dürfen diejenigen von ihnen, die gegen Lohn für Spanier arbeiten, nicht misshandelt werden.

1519
18. 2. Der spanische Konquistador **Hernando Cortés** bricht mit 500 Soldaten von Kuba aus zu einer Expedition nach Mexiko auf. Dort begegnet er zahlreichen indianischen Fürsten, die dem Azteken-König **Montezuma II.** tributpflichtig sind. Viele von ihnen schließen sich Cortés – teils freiwillig, teils mit Waffengewalt gezwungen – als Verbündete an.

8. 11. Cortés erreicht mit mehreren Tausend indianischen Kriegeren und musketenbewaffneten spanischen Soldaten Tenochtitlán, wo ihn Montezuma empfängt.

14. 11. Nachdem ein aztekischer Krieger mehrere Spanier enthauptet hat, nimmt Cortés Montezuma gefangen und zwingt ihn, die Oberherrschaft des spanischen Königs anzuerkennen. Doch setzt er den Regenten nicht ab.

1519 – 1521
Die **Azteken** bitten die **Tarasken** mehrfach um Hilfe im Kampf gegen die Spanier. Doch die lehnen ab.

1520
Juni. Nachdem die Spanier während einer Abwesenheit Cortés' etwa 600 Einwohner von Tenochtitlán ermordet haben, erheben sich die **Azteken**. Während des Aufstandes kommt Montezuma ums Leben. In der „Traurigen Nacht“ zum 1. Juli werden die Spanier vertrieben.

1521
13. 8. Die Spanier nehmen den letzten Azteken-Herrscher **Cuauhtémoc** gefangen. Er wird am 28. Februar 1525 hingerichtet.

1522
Die Spanier annektieren das Reich der **Tarasken**, setzen den Herrscher Tangáxoan jedoch erst 1530 ab und richten ihn hin.

15. 10. Der spanische König und deutsche Kaiser Karl V. ernennt Cortés zum Gouverneur Neu-Spaniens.

1523
13. 8. Die ersten Franziskanermönche landen an der Küste Mexikos, um in Mesoamerika zu missionieren. Sie gründen Schulen, lernen Aztekisch und predigen das Evangelium in dieser Sprache.

1524 König Karl V. richtet eine eigenständige Verwaltungsbehörde für das spanische Amerika ein.

1524 – 1527
Unter dem Befehl Pedro de Alvarados erobern die Spanier im Hochland von Guatemala einige Maya-Staaten. Tayasal, die letzte freie Maya-Stadt im Tiefland, fällt indes erst 1697.

1537
In einer Bulle erkennt Papst Paul III. die Indianer als Menschen an. Doch bleibt dieses Dekret in der katholischen Kirche umstritten.

1539
4. 7. Der Bischof von Mexiko-Stadt und spanische Inquisitor Don Juan de Zumárraga lässt den Fürsten der Azteken-Stadt Texcoco **Don Carlos Chichimecatecutli** ver-

haften, weil dieser zum Widerstand gegen die katholische Kirche aufgerufen und Götzendienst geleistet haben soll. Don Carlos, der möglicherweise im Hause von Cortés aufgewachsen und von Franziskanern erzogen worden ist, leugnet: Er sei das Opfer einer politischen Intrige. Gleichwohl wird er am 30. November hingerichtet. In Mexiko sind die Inquisitionsprozesse ein Instrument, um die indianischen Traditionen zu zerstören.

1821
Mexiko erklärt seine
Unabhängigkeit von Spa-
nien.

1845
Die spanische Bevölkerung Yucatáns erklärt sich von Mexiko unabhängig.

1847 – 1901
Die auf Yucatán lebenden **Maya** erobern zwischen 1847 und 1855 einen Teil der Halbinsel zurück („Krieg der Kasten“). Die letzte unabhängige Maya-Gemeinde wird erst 1901 von der mexikanischen Armee eingenommen.

xiko nicht von nordasiatischen Einwanderern abstammt, sondern wahrscheinlich von den Ainu.

um 9200 v. Chr.
Angehörige eines Nomadenvolkes im brasilianischen Teil des Amazonas-Beckens verzieren die Höhle Caverna da Pedra Pintada mit Bildern von insektenköpfigen Kreaturen und Zyklopen. Anders als die Jäger von Monte Verde ernährt sich dieses Volk nicht von Großwild, sondern vor allem von Fisch.

bauen Großwildjäger einfache Behausungen aus Holzstangen und Tierhäuten. Die Bewohner ernähren sich unter anderem vom Fleisch der Urelefanten, die sie mit Basaltspitzen bewehrten Speeren töten.

9500 v. Chr.
In der Nähe des heutigen Belo Horizonte (nördlich von Rio de Janeiro) stirbt „Luzia“, die wie die „Peñon Frau III“ aus Me-

Südamerika

28 000 v. Chr.–1781 n. Chr.

ca. 28 000 v. Chr.
Höhlenbewohner im Nordosten Brasiliens, in der Nähe der heutigen Stadt São Raimundo Nonato, fertigten einfache Steinwerkzeuge und bemalen die Wände ihrer Behausungen mit Zeichnungen. Diese Region war möglicherweise schon vor 50 000 Jahren besiedelt, diese Datierung ist aber höchst um-

10 500 v. Chr.
In Monte Verde (Chile),
am Chinchihuapi-Fluss,



Früher Horizont:
(900–200 v. Chr.)

Bereits um 2600 v. Chr. wird in einem Wüstental an der Pazifikküste des heutigen Peru die Stadt Caral gegründet, eine der Wiegen der Andenkultur. Der ab etwa 900 v. Chr. beginnende „Frühe Horizont“ der Geschichte des Andenraums ist geprägt durch die Chavin-Kultur, die nach der monumentalen Tempelanlage von Chavin de Huántar benannt ist. Ausgehend von diesem Heiligtum verbreitet sich die Chavin-Religion in weiten Teilen der Anden. Chavin de Huántar ist auch ein mächtiges Handelszentrum und ein bedeutender Verkehrsknotenpunkt zwischen Küste, Bergen und Regenwald. Zur politischen Vormacht wird Chavin indes nicht. Doch beeinflussen Artefakte des Heiligtums den Kunststil fast des ganzen Andenraums. Weiter südlich, um den Titicaca-See, entsteht die von Chavin unbeflusstes religiöse Yaya-Mama-Tradition (Mann-Frau-Tradition). Angehörige dieser Kultur stellen mit männlichen und weiblichen Symbolen versehene Stelen auf.

Schalentieren, Schildkröten und anderen kleinen Tieren.

8000 v. Chr.
Die Bewohner der Höhle von Guitarrero im Norden Perus bauen Bohnen an.

6000 v. Chr.
In den peruanischen
Hochanden beginnen In-

dianer Lamas zu domestizieren; sie essen das Fleisch der Tiere, verarbeiten später auch deren Haar zu weichen Textilien und setzen die Männchen als Lasttiere ein. Neben den Lamas halten die Ureinwohner Südamerikas



Frühe Zwischenperiode:
(200 v. – 600 n. Chr.)

Überall im Andenraum werden aus kleineren Siedlungen Städte, die zum Teil durch Befestigungsanlagen geschützt sind. Gleichzeitig verliert die gemeinsame Religion an Bedeutung, und es entstehen mehrere eigenständige Regionalkulturen. Die Huari-Kultur dehnt den Feldbau bis auf die steilen Andenhänge aus: Bis zu 100 schmale Terrassenstufen werden in den Kurven der Bergflanken angelegt und von kilometerlangen Kanälen bewässert. In der südlichen Küstenwüste erschaffen die Nasca riesige, bis heute rätselhafte Schabbilder: stilisierte Affen, Fische und andere Wesen. Einen Teil der nördlichen Pazifikküste beherrschen die Mochica, Schöpfer monumentaler Lehmziegelbauten. Häufig stellen ihre Vasenmalerien Gefechte mit Kriegerern der benachbarten Recuy-Kultur dar. Die Macht der Mochica schwindet, als schwere Regenfälle und Dürren Perus Nordküste verwüsten.

auch Alpakas und Meer-schweinchen als Haustiere. Die Zucht macht die Menschen von der Jagd unabhängig und ist daher eine Voraussetzung für die Gründung von dauerhaft bewohnten Siedlungen.

um 5500 v. Chr.

Jäger und Sammler schaffen im Amazonas-Becken die älteste Keramik Amerikas.

5000 v. Chr.

Fischer an der chilenischen Nordküste mumifizieren ihre Verstorbenen, indem sie die Leichen zunächst sorgsam enthaaren und skelettieren, dann die getrocknete Haut wieder über das mit Holzern verstärkte Skelett ziehen und ausstopfen. Anschließend verborgen sie das Gesicht der Mumie hinter einer Lehmmaske. Später werden an vielen Orten Südamerikas Leichen konserviert, bis der Brauch von den Spaniern verboten wird.

vor 4000 v. Chr.

An der Küste Ecuadors werden erste Maisfelder im Andenraum angelegt.

3500 v. Chr.

Bewohner der Küste Perus bauen Baumwolle an und verarbeiten sie zu Kleidung sowie Fischernetzen.

vor 3000 – 1500 v. Chr.

An den Flüssen des Guayas-Beckens in Ecuador entsteht die **Valdivia**-Kultur. Wahrscheinlich sind es Bewohner der Ortschaft Valdivia, die mit Loma Alta und Real Alto die ersten großen Zerealmiszentren der Neuen Welt bauen; Real Alto ist gleichzeitig die wohl erste planvoll angelegte Siedlung Südamerikas, die etwa bis 1900 v. Chr. genutzt wird. In Valdivia entstehen um 3000 v. Chr. die ersten Keramiken des Andenraums, darunter auch bis zu 15 Zentimeter große Figuren, die wahr-

scheinlich eine Fruchtbarkeitsgöttin darstellen.

2600 v. Chr.

Im heutigen Peru, im Tal des Río Supe, legt ein unbekanntes Volk mit **Caral** die erste Stadt des Kontinents an, baut Wohnhäuser aus Lehm, pyramidenförmige Tempel aus Erdreich und schmückt den Ort mit gewaltigen Monolithen. Die Bewohner ernähren sich von Feldfrüchten, die Bauern auf künstlich bewässerten Äckern anbauen, und von Seefischen, die sie von Fischen an der rund 20 Kilometer entfernten Pazifikküste erwerben – im Austausch gegen aus Kürbissen hergestellte Schwimmer für Fischernetze zum Beispiel.

um 2000 v. Chr.

Im Chillon-Tal nahe der peruanischen Pazifikküste errichten Baumeister neue Gebäude aus Stein. Die beiden größten, jeweils 250 Meter lang, sind u-förmig angeordnet und umschließen einen Platz. Insgesamt werden mehr als 100.000 Tonnen Steine verbaut.

1500 v. Chr.

Im Süden des peruanischen Hochlandes treibt der vielleicht erste Goldschmied der Neuen Welt aus Goldklumpen dünne Folien, die einem Toten als Grabbeigabe in die Hände gelegt werden. Reich verzierten Goldschmuck wie Anhänger schaffen erst mehr als 700 Jahre später die Meister der Chavin-Kultur (Blütezeit 850–200 v. Chr.) in den nördlichen Anden Perus.

um 1300 v. Chr.

Das Heiligtum Cerro Sechin an der Pazifikküste wird mit zahlreichen Steinreliefs verziert, die offenbar siegreiche Krieger zeigen.

um 900 v. Chr.

In einem Gebirgstal, 3150 Meter hoch in den Anden, wird das Heiligtum **Chavin de Huantar** errichtet. Das Hauptgebäude, ein dreistöckiger

Tempel auf einer Grundfläche von 70 mal 110 Metern mit einer Höhe von etwa 15 Metern beherbergt die 4,50 Meter hohe Statue eines Gottes mit Jaguarmaul und Schlangenhaar, die möglicherweise auch als Orakel dient. Chavin de Huantar ist das wohl erste Heiligtum für Gläubige aus weiten Teilen des Andenraums. Angehörige der Chavin-Kultur beherrschen die Web-, Goldschmiede- und Töpferkunst; ihre Werke beeinflussen ab circa 400 v. Chr. den Kunststil fast der gesamten Andenregion. Außerhalb des Andenraums leben mehrere Millionen südamerikanische Indianer in kleinen Dörfern, etwa im brasilianischen Amazonas-Tief- land oder im heutigen Paraguay. Prächtige Tempel oder gar Städte errichten sie in der vor-kolumbischen Zeit nicht. Möglicherweise sind es die besonderen ökologischen Bedingungen in den Anden, welche die Gründung von urbanen und religiösen Zentren begünstigen: In Küstennähe gedeiht dort vor allem Mais, während in den nahe gelegenen Hochtalern Kartoffeln angebaut werden können, sodass bald eine Tausch-wirtschaft entsteht.

800 – 200 v. Chr.
Auf der Halbinsel **Paracas** an der Südküste Perus entwickelt sich eine Kultur, deren Heil-kundige ab etwa 400 v. Chr. bereits Schädel- operationen vornehmen – entweder aus medizinischen Gründen (Epilepsie, chronische Kopfschmerzen) oder religiös motiviert (Geistver-treibung). Diese so genannten „Trepanationen“ werden später auch in anderen Teilen Perus vorgenommen. Moderne Wissenschaftler vermuten, dass etwa die Hälfte der Patienten wieder vollkommen gesund wurde. Handwerker der

Paracas-Kultur fertigen bunte Keramiken und weben farbenfrohe Stoffe aus Alpaka-Wolle, die sie aus dem Hochland importieren.

nach 500 v. Chr. – 1200 n. Chr.

Mit Hämmern aus Basalt und Klängen aus Obsidian bearbeiten unbekannte Künstler in **San Augustin** nahe der Quelle des Río Magdalena in den kolumbianischen Anden riesige Steinblöcke. Sie schaffen Grabmäler und Kapellen, Reliefs und bemalte Statuen, die Menschen darstellen, teils naturalistisch, teils fratzenhaft mit Reißzähnen und verzerrten Proportionen. Die Unesco zählt den Ort heute zum Weltkulturerbe.

200 v. Chr. – 600 n. Chr.
Blütezeit der Nasca-Kultur in einem Wüstengebiet an der Pazifikküste Perus. Die Nasca bewässern ihre Felder über ein künstliches, teils unterirdisches Kanalsystem. Sie betreiben Fischfang, weben Wollstoffe und fertigen Keramikarbeiten, die sie mit Motiven aus dem Alltag verzierten. Da eine längliche Kopf-form ihrem Schönheits-ideal entspricht, binden sie ihren Säuglingen Holzschneide an Stirn und Hinterkopf, um ihre Schädel zu verformen. Die Hochebene zwischen dem Pazifik und den Anden verzierten die Nasca mit riesigen Figuren („Nasca-Linien“ oder „Geoglyphen“), die sie in den Boden scharrten: Dreiecke, trapezförmige Flächen und bis zu zehn Kilometer lange, parallel verlaufende Linien, dazwischen Figuren, die Menschen, Tiere und Pflanzen darstellen.

50 – 700 n. Chr.

Im Moche-Tal (Nordperu) entsteht die **Mochica**-Kultur, die ab 200 n. Chr. mehrere Nachbarländer erobert und das erste Reich im nördlichen Andenraum bildet. Wirtschaftliche Grundlage der Kultur ist die Landwirtschaft auf über Aquä-



Mittlerer Horizont: (600 – 1000 n. Chr.)

Diese Epoche wird von Tiahuanaco (gegründet um 400 n. Chr.) und Huari (um 500 n. Chr.) geprägt. Tiahuanaco ist die erste Großstadt im Andenraum (30 000 Einwohner). Ab etwa dem Jahr 600 gründen die Herrscher der Stadt Kolonien und werden zur Hegemonialmacht in der südlichen Andenregion. Ihre Kultur beeinflusst Künstler auch in anderen Teilen Südamerikas. In den nördlichen Anden unterwirft der straff organisierte Stadtstaat Huari zahlreiche Gebieten Verwaltungszentren ein. Huari wird schließlich zur Residenz eines Großreiches.

dukte bewässerten und mit Guano gedüngten Feldern. Die Mochica sind hervorragende Goldschmiede, die unter anderem Kupfer vergulden und die Gold-Kupfer-Legierung *tumbaga* herstellen. Ihre Tongefäße verzieren sie mit sehr realistischen, oftmals erotischen Motiven. Die von den Mochica erbaute Sonnenpyramide Huaca del Sol ist mit einer Grundfläche von 5,5 Hektar und einer Höhe von mehr als 40 Metern eines der größten Lehmziegel-Monumente überhaupt. Um 570 werden einige der wichtigsten Städte der Mochica unter Schlammlawinen begraben, woraufhin das Siedlungsgebiet weiter nach Norden verlegt wird.

400 – 1100

Auf dem Gebiet des heutigen Bolivien, in fast 4000 Meter Höhe, entwickelt sich die Stadt Tiahuanaco zu einer mehrere Quadratkilometer großen Metropole mit mehr als 30 000 Einwohnern. Deren Zentrum zielen bis zu sieben Meter hohe monolithische Steinpfiler in Menschengestalt und ein aus einem einzigen Steinblock gearbeitetes, fast drei Meter hohes Tor. Fernhändler verbreiten die Tiahuanaco-Kunst bis nach Chile und Argentinien.

tinien. Koloniegründungen machen Tiahuanaco bald zur Hegemonialmacht im südlichen Andenraum. Während einer lang anhaltenden Trockenperiode um 1100 wird Tiahuanaco aufgegeben; der mittlere Andenraum wird fortan von mehreren Regionalfürsten regiert.

500 – 1000

Wahrscheinlich von Tiahuanaco angeregt, entsteht rund 700 Kilometer nordöstlich der Stadt mit Huari eine weitere Metropole. Der straff organisierte Stadtstaat unterwirft zahlreiche Städte und Kulturen, darunter wahrscheinlich die Nasca und Mochica, etabliert in den eroberten Regionen Verwaltungszentren, sodass Huari bald die Hauptstadt eines Reiches ist, das einen Großteil des heutigen Peru umfasst. Von Tiahuanaco übernimmt Huari Stilelemente der Architektur und religiöse Motive. Um 1000 wird die Stadt Huari aus unbekannten Gründen aufgegeben.

1200

Nach mündlicher Überlieferung der Inka gründet ihr legendärer Fürst Manco Capac in einem Tal des Hochlands von

Peru die Stadt Cuzco. „Inka“ dürfen sich ursprünglich nur die Nachkommen Manco Capac nennen, die den Hochadel von Cuzco bilden; später werden alle Bewohner des Cuzco-Tals als Inka bezeichnet. Baumeister schaffen Tempel, deren Wände mit massiven Goldplatten geschmückt sind. Wie die anderen Kulturen Südamerikas entwickeln die Inka keine komplexe Schrift; doch mit *quipus*, farbigen Knotenschnüren, können sie wahrscheinlich Zahlen und einfache Botschaften aufzeichnen.

Informationen werden bald durch Botenstaffeln schnell und zuverlässig mündlich übermittelt.

1250 bis 1470

In der Küstenwüste Nordperus, auf dem ehemaligen Siedlungsgebiet der Mochica entsteht das Chimú-Reich. Ein Straßennetz verbindet die einzelnen Täler des Reiches miteinander und ermöglicht auch Fernhandel. Zur Zeit der größten Ausdehnung erstreckt sich der Einfluss der Herrscher von Chimú im Norden bis zur Grenze Ecuadors und endet im Süden bei der heutigen Stadt Lima. Die Hauptstadt Chanchan ist mit 50 000 Einwohnern die größte Metropole Süd-

amerikas. Die Gesellschaft der Chimú ist – von den Herrschern bis hinab zu den Sklaven – streng hierarchisch gegliedert. Sklaven arbeiten etwa im Erzbau und gewinnen Flussgold. Durch Arbeitsteilung entstehen bereits Methoden industrieller Fertigung, etwa bei der Produktion von Töpferware aus vorgefertigten Formen. Um die stark wachsende Bevölkerung zu ernähren, legen die Bauern ständig neue Felder in der kargen Wüstenlandschaft an, die über ein ausgeklügeltes Kanal- und Grabensystem bewässert werden.

um 1430

Juni oder Dezember. Die zehnjährige Tanta Carhu aus Ocos und zahllose andere Kinder aus allen Teilen des Inka-Reiches treffen in Cuzco ein. Sie heißen *capacochas*, „königliche Sünden“, und sollen geopfert werden (hier in der Hauptstadt oder später in ihren Heimatorten). Denn immer in den Sonnenwendmonaten übergibt der Herrscher Jungen und Mädchen den Göttern, damit sie ihm begangenen Frevel vergeben.

1438

Die Chanca, ein Nachbarvolk der Inka, belagern

Indianer Südamerikas

Linden-Museum
Stuttgart

Ab Januar 2005

Die neue Südamerika-Ausstellung entführt Sie auf eine Reise in Geschichte und Gegenwart der indigenen Kulturen Südamerikas vom Anden-Hochland bis ins Amazonasbecken. Entdecken Sie das Gold der sagenumwobenen Königstätten Alt-Perus, erkunden Sie das Leben heutiger Indianer aus dem Hochland Boliviens und lernen Sie die faszinierenden Völker des Amazonas-Regenwaldes kennen.

Hegelplatz 1
D-70174 Stuttgart
Tel. ++49(0)711/2022-3

www.lindenmuseum.de



Späte Zwischenperiode: (1000–1438)

Um die Jahrtausendwende zerfallen die Reiche von Tiahuanaco und Huari. Innere Unruhen, fremde Eroberer, ausgelagte Felder oder Naturkatastrophen sind mögliche Ursachen für deren Niedergang. Während der folgenden Jahrzehnte entstehen zahlreiche regionale Kultur- und Machtzentren: Im zentralen Andenhochland gründen die Huancabamba und kleinere Staaten; Handwerker der Chanca-Kultur weben feinste Textilien, die Ica schaffen kunstvolle Kleinplastiken. Am Osthang der Anden bauen die Chachapoya aus Rundhäusern bestehende Siedlungen; an der Nordküste entsteht das Reich Chimú, in deren Hauptstadt Chanchan bis zu 50 000 Menschen leben; die Aymara bilden kleinere Königreiche auf dem Gebiet des heutigen Bolivien. Weiter nördlich, in einem Teil des Cuzco-Tals, etabliert sich ein Volk, das nach seiner speziellen Art der Keramik als Kilke-Kultur bezeichnet wird. Aus dieser Kultur gehen die Inka hervor.

Cuzco. Angesichts der Übermacht des Feindes flieht der betagte Inka-König Viracocha mit seinem Sohn und ausgewählten Nachfolger Urco. Doch unter Führung des jungen Prinzen Yupanqui besiegen die Inka die Angreifer. Im selben Jahr wird Yupanqui der neunte Inka-König und nimmt den Namen Pachacuti an. Er organisiert das Reich neu, zentralisiert die Aufsicht über die Verwaltung und die Organisation der Wirtschaft in Cuzco. Anschließend beginnt er die Grenzen des Reiches bis nach Quito im heutigen Ecuador auszudehnen.

um 1470

Die Inka erobern das Chimú-Reich, indem sie drohen, dessen Wasserversorgung zu unterbrechen. Anschließend plündern sie die Hauptstadt Chanchan und verschleppen den König gemeinsam mit Hunderten von Handwerkern nach Cuzco. Damit ist der letzte große Rival des Inka-Imperiums beseitigt.

1471–1493

Nach dem Tode Pachacutis besteigt dessen Sohn **Topac Yupanqui** den Inka-Thron. Er dehnt das Reich nach Süden, bis in das heutige Chile und den Nordwesten Argentiniens aus und unterwirft weitere Völker.

ca. 1493–1527

Als Jugendlicher besteigt **Huayna Capac** den Inka-Thron. In jenem Jahr teilt er das Reich in zwei Teile auf. Unter seiner Regentschaft erreicht der Inka-Staat seine endgültige Größe. Huayna Capac stirbt wahrscheinlich 1527 an den von Europäern eingeschleppten Pocken.

1524

Francisco Pizarro und **Diego de Almagro**, zwei aus ärmlichen Verhältnissen stammende spanische Abenteurer, die in der Neuen Welt zu Wohl-

stand gekommen sind, sowie der Geistliche Hernando de Luque, beschließen von Panama aus das Land der Inka zu erobern und deren sagenhafte Goldschätze zu rauben. In einem Kontrakt legen sie fest, dass de Almagro Segelschiffe beschaffen und die Mannschaften rekrutieren soll, de Luque das nötige Geld aufbringen und Pizarro den Oberbefehl über die Expedition erhalten soll. 1526 erweitern die drei Konquistadoren ihren Vertrag: Alles, was sie erobern, wollen sie gleichmäßig unter sich aufteilen.

1527–1532

Nach dem Tod Huayna Capac erheben seine Söhne **Huáscar** und **Atahualpa** Anspruch auf das Inka-Reich und stürzen das von den Pocken geschwächte Land bald in einen blutigen Bürgerkrieg. Im Februar 1532 nehmen Atahualpas Krieger Huáscar gefangen.

1529

26. 7. Der spanische König und deutsche Kaiser Karl V. gestattet Pizarro, Peru zu erobern und es als Statthalter zu regieren. Der König soll mit einem Fünftel an der Beute aus dem Inka-Reich beteiligt werden.

1531

Januar. Pizarro bricht, nach mehreren erfolgreichen Vorstößen, erneut ins Land der Inka auf.

1532

16. 5. Pizarro zieht mit weniger als 200 Fußsoldaten und Reitern, bewaffnet mit Kanonen, Armbrüsten und Arkebussen (Kurzgewehren) ins Landesinnere von Peru.

15. 11. In einem von 50 000 Inka-Kriegern bewohnten Lager im Tal von **Cajamarca** empfängt Atahualpa eine Gesandtschaft Pizarros. Sie wollen dem mächtigen Herrscher ihre Dienste anbieten, behaupten sie, und ihn den rechten Glauben lehren. Atahualpa verspricht, den Anführer der Spanier aufzusuchen.

16. 11. Atahualpa erreicht mit seinem Heer **Pizarro** Quartier. Während der größte Teil der Soldaten davor rastet, macht der Herrscher, begleitet von 5000 unbewaffneten Soldaten, Pizarro seine Aufwartung. Bald darauf eröffnen die Spanier das Feuer, nehmen den König gefangen und töten die meisten Inka-Krieger. Führerlos, erstarrt aus Angst vor den bislang unbekannten Pferden, greifen die vor dem Lager wartenden Truppen nicht ein. Um seine Freiheit wiederzuerlangen, verspricht Atahualpa **Francisco Pizarro**, einen 35 Quadratmeter großen Raum mit Gold füllen zu lassen. **Dezember.** Huáscar wird ermordet. Den Befehl dazu hat Atahualpa aus der Haft heraus gegeben, weil er befürchtete, sein Bruder könne mit den Spaniern konspirieren.

1533

Atahualpa übergibt Pizarro seine Halbschwester **Huaylas Yupanqui** als Konkubine; mit ihr hat der Spanier später die Tochter **Francisca**, die 18-jährig in Spanien ihren Onkel **Hernando** heiratet. 3. 5. – 16. 7. Nachdem die Goldkammer, wie von Atahualpa versprochen, fast gefüllt ist, wird das Inka-Gold nach Abzug des königlichen Fünftels „nach Verdienst“ unter den Konquistadoren aufgeteilt. Pizarro schickt seinen Bruder **Hernando** mit dem Anteil der Krone nach Spanien.

26. 7. Obgleich Atahualpa das Lösegeld fast vollständig entrichtet hat, verurteilt ihn ein improvisiertes Gericht der Spanier zum Tode – unter anderem wegen der Ermordung seines Bruders **Huáscar**, Vielweiberei und Götzendienstes. 15. 11. Die Spanier nehmen die Inka-Hauptstadt **Cuzco** ein, wo sie im folgenden Monat **Manco Inka**, einen Halbbruder Atahualpas und Huáscars, zum Inka-König ausrufen.

Die Spanier machen sich daran, das Land auszuplündern. Männer und Frauen zu Fronddiensten zu zwingen und zu versklaven. „Die Männer tragen schwere Lasten, die Frauen ebenso, den Schwängern drückt es den Kopf bis auf den dicken Bauch hinab; die schon entbunden haben, tragen ihre Babys oben auf den Lasten“, schreibt der Chronist **Bartolomé de Vega**.

1534

Januar. **Hernando Pizarro** übergibt seinem König dessen Anteil am geraubten Gold. Im Laufe des Jahres unterwerfen die Spanier den Norden des Inka-Reichs (etwa das Gebiet des heutigen Ecuador).

1535

6. 1. Die Spanier gründen **Ciudad de los Reyes** („Stadt der Könige“), das heutige **Lima**. 3. 7. **Diego de Almagro** beginnt einen Feldzug in den Süden des Inka-Reichs. Die Expedition bleibt erfolglos.

1536–1538

Nach anhaltenden Gräueltaten der Eroberer gegen die einheimische Bevölkerung lehnt sich **Manco Inka** im April 1536 gegen die Fremdherrschaft auf. Er belagert mit mehreren tausend Soldaten **Cuzco** und schließt darin rund 190 spanische Soldaten ein. Im Mai besetzen die Inka fast die ganze Stadt. Pizarro schickt einen Boten mit Gold nach Panama, um Truppen zu werben, und sendet Hilfserufe an andere Gouverneure der Neuen Welt, darunter auch an **Hernando Cortés** in Mexiko, der ihm ein Schiff mit Verstärkung und Material schickt. Dennoch belagern die Inka-Truppen weiterhin die Stadt. Die Rettung bringt erst **Diego de Almagro**, der ein Jahr nach Beginn des Aufstandes aus dem Süden zurückkehrt. Mithilfe seiner Truppen schaffen es die Spanier, den Belagerungsring um **Cuzco** zu



Später Horizont: (1438–1533)

Die Inka sind ursprünglich etwa 40 000 Menschen, die im Tal von Cuzco siedeln. Nach 1438 werden sie zur Herrscherkaste des größten Andenreiches; sie unterwerfen alle Nachbarvölker, etablieren eine Staatsreligion, ein komplexes Steuersystem und bauen ein 40 000 Kilometer langes Straßennetz. Um 1525 regiert der Inka-König ein 1,5 Millionen Quadrat-kilometer großes Reich, in dem neun Millionen Untertanen leben. Anfang des 16. Jahrhunderts ist das Imperium durch einen Thronfolgekrieg und Seuchen geschwächt. Unter anderem deshalb gelingt es einer Truppe von 169 Spaniern das Andenreich zu erobern.

sprengen. Manco Inka flieht. Doch nun erhebt de Almagro Anspruch auf die Stadt. Daraufhin lässt Pizarro seinen alten Partner in den Kerker werfen, wo er im Juli 1538 erdrosselt wird.

1539 Manco Inka gründet in den Kordillern jenseits von Machu Picchu die befestigte Stadt **Vilcabamba**. Dort herrschen er und nach ihm drei seiner Söhne. Noch im selben Jahr wird Vilcabamba zum ersten Mal von den Spaniern angegriffen. Während der Schlacht nehmen die Angreifer Mancos Ehefrau und 16 seiner Kommandeure gefangen und ermorden sie wenig später.

1541 26. 6. Ein Anhänger des getöteten Diego de Almagro ermordet Francisco Pizarro in Lima.

1542 20. 11. Auf Druck aus der katholischen Kirche erlässt Spaniens König Karl V. Gesetze zum Schutz der indianischen Bevölkerung (*leyes nuevas*), die unter anderem die Indianersklaverei verbieten. Doch wegen des Widerstandes der amerikanischen Siedler muss Karl Teile der Gesetze 1545 wieder aufheben.

1544 Manco Inka wird von Spaniern ermordet, denen er eine Zeit lang Asyl gewährt hat. Sein Sohn **Sayri Tupac** wird Herrscher über Vilcabamba.

1545 **Frühjahr.** Auf dem Gebiet des heutigen Bolivien entdecken Spanier die Silberminen von Potosi, die reichsten der Zeit. Noch im selben Jahr wird die erste Grube angelegt, in der die Eingeborenen Silber schürfen müssen. Die neu gegründete Stadt Potosi hat knapp 30 Jahre später 150 000 Einwohner. Bis zum Beginn der Unabhängigkeitskriege Anfang des 19. Jahrhunderts bleibt die Silbermine die wohl wichtigste Einnahmequelle der spanischen Krone in der Neuen Welt.

1550/1551 Disput von Valladolid: In einem Domenikaner-Kloster der spanischen Stadt Valladolid rechtfertigt der Kronjurist die Ausbeutung der Indianer damit, dass sie den Europäern unterlegen seien, „wie die Affen den Menschen“.

1557 Die Spanier übereignen Sayri Tupac ehemalige königliche Residenzen und Landgüter in der Nähe von Cuzco. Damit

wollen sie den Inka-Herrscher unter ihren Einfluss bringen. Doch Sayri Tupac lässt die Herrschaftsinsignien zurück, sodass sein Bruder **Titu Cusi Yupanqui** Herrscher in Vilcabamba werden kann.

1566 24. 8. Titu Cusi Yupanqui schließt am Acobamba-Fluss einen Friedensvertrag mit den Spaniern. Sie versprechen dem Herrscher eine Apanage, die sie jedoch schon bald nicht mehr zahlen. Dennoch gestattet er zwei Missionaren den Aufenthalt in seiner Stadt und lässt sich zwei Jahre später taufen.

1571 Nach Titu Cusi Yupanqui Tod übernimmt dessen Bruder **Tupac Amaru** die Herrschaft in Vilcabamba. Anders als sein Vorgänger bekämpft er die spanische Besatzungsmacht und die katholische Kirche.

1572 24. 7. Eine spanische Expedition besetzt die Festung von Tupac Amaru, zerstört Häuser und Heiligtümer und nimmt den letzten Inka-König kurz darauf fest.

Zwei Monate später wird der König hingerichtet.

1780–1781 Nach drastischen Steuererhöhungen im ehemaligen Inka-Reich können etwa seit der Jahresmitte zahlreiche Indianer ihre Abgaben nicht mehr an die Kolonialherren entrichten. Dennoch fordern spanische Beamte von ihnen ultimativ, die Steuerschuld zu begleichen. Es kommt zu Unruhen und schließlich zum Aufstand der Inka. An die Spitze der Aufrehrer stellt sich **José Gabriel Condorcanqui**, ein gut ausgebildeter, wohlhabender Inka-katholischer Glaubens- und Nachfahre Tupac Amarus. Condorcanqui, der nun den Namen seines Urahnen annimmt, tritt nicht nur für bessere Lebensverhältnisse der armen Bevölkerung ein, sondern will auch die Inka-Traditionen wieder beleben. Nachdem Tupac Amaru einen spanischen Beamten töten lässt, wächst das Heer der Aufständischen alsbald auf rund 70 000 an. Doch schon zum Jahresende haben spanische Soldaten die schlecht ausgerüstete indianische Armee aufgerieben. Tupac Amaru wird am 18. Mai 1781 hingerichtet.

Matthias Grissen/
Olaf Mischer

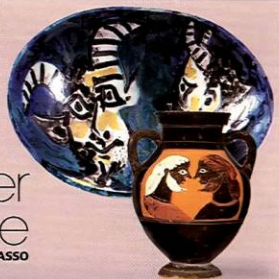


überseemuseum bremen | völker, handel und natur
bahnhofsplatz 13 | 28195 bremen
www.uebersee-museum.de

**LUDWIGGALERIE
SCHLOSS OBERHAUSEN**
Info-Line: 02 08 825 38 28
www.ludwiggalerie.de

9. Oktober 2004 bis
30. Januar 2005

**Welt der
Gefäße**
VON DER ANTIKE BIS PICASSO



8. MAI 1945 DAS KRIEGSENDE



Im KZ Dachau jubeln einige der rund 67 000 überlebenden Häftlinge nach der Befreiung – mindestens 30 000 Menschen aber sind in dem Lager bereits ermordet worden. Die Alliierten befreien nicht nur die Opfer der Nationalsozialisten, ihnen ergeben sich auch Kindersoldaten: das letzte Aufgebot des Deutschen Reiches in dem schrecklichsten aller Kriege des 20. Jahrhunderts



Frühjahr 1945: Amerikanische Soldaten verhaften einen Mann, der sich „Adolf Barth“ nennt. Später kann der Gefangene entkommen und über verschlungene Wege nach Argentinien fliehen – es ist Adolf Eichmann, einer der Organisatoren des Holocaust. Der 8. Mai, der Tag des Kriegsendes in Europa, ist der Tag der gerechter- und der ungerechterweise Davongekommenen. Für viele Einwohner in Deutschland und in den anderen verwüsteten europäischen Ländern, für die Lagerhäftlinge, die Exilanten bedeutet der 8. Mai das Ende der Angst. Für andere, die Verblendeten und Kollaborateure im NS-Regime, bricht eine Welt zusammen. Doch beendet dieser Tag nicht überall den Schrecken: Denn der Zweite Weltkrieg ist wahrhaft global – in China, in Südosostasien und im Nahen Osten glimmt unter den Verwerfungen des einen bereits der nächste Krieg. Und Japan kämpft zu diesem Zeitpunkt immer noch gegen die Alliierten. Bis, fast drei Monate nach dem 8. Mai, eine neue, schreckliche Waffe den Weltbrand auch im Fernen Osten beendet: die Atombombe. **GEOEPOCHE** beschreibt die „Stunde Null“, die Ende, Neuanfang und Fortsetzung war – und manchmal auch bloß Attempause vor dem nächsten Drama.

FOTOWERK NACH SEITE:

Anordnung im Layout: l. = links, r. = rechts, o. = oben, M. = Mitte, u. = unten;
TITEL: Mireille Vautier, Courtesy Museo Brüning-Lam-baye

EDITORIAL: beide Fotos: Werner Bartsch

INHALT: Macduff Everton: 4 o.; Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (SUB), Forschungs-bibliothek: 4 l. m.; Bridgeman: 4 r. m.; Doug Stern/National Geographic Magazine: 4 o.; Dagli Orti/Rijksmuseum voor Volkenkunde Leiden/Art Archive: 5 o.; Robert Frerck/Odyssey: 5 l. m.; Milan Horacek/Bilderberg: 5 r. m.; Bild-archiv Preussischer Kulturbesitz: 5 u.

IM REICH DES SONNENGOTTES: Macduff Everton: 6/7 + 12/13; Kenneth Garrett: 16/15; Tono Labral/age foto-stock/Mantius: 16/17; Robert Frerck/Odyssey: 18/19; Gordon Wiltshire/National Geographic Magazine: 20/21; Jim Ericsson/Corbis: 22/23

DER ERSTE STADT AMERIKA: Alle Fotos: George Steinmetz/Agentur Focus
KOLOSSE IM REGENWALD: Bridgeman: 38, 45 u.; Justin Kern: 40, 43; Danny Lehman/Corbis: 41; Werner Forman/AKG: 42; John Bigelow Taylor: 45 o.; Dagli Orti/Xappa Museum Veracruz Mexico/Art Archive: 48

GLANZ UND NIEDERGANG DER MAYA: Doug Stern/National Geographic Magazine: 53; Richard A. Cooke/Corbis: 55 o.; Tatiana Proskurniak/Corbis: 55 u.; National Geographic: 55 u.; 56 u., 58, 60 u., 63; Macduff Everton: 56 o., 59; M. Sinibaldi/Corbis: 60 o.; Kimbell Art Museum, Fort Worth, Texas: 62

DAS RÄTSEL DER GLYPHEN: Dagli Orti/Art Archive: 65 o.; Justin Kern: 65 u.

DER KOSMOS DER MAISMENGEN: W. Marr/Panoramic Images/Premium: 66/67; Steve Northup/National Geographic Magazine: 70; Justin Kern: 68 u., 71 u., 76/77 u.; Richard A. Cooke/Corbis: 76 o.

KARRIERE EINES KILLERS: Dagli Orti/Rijksmuseum voor Volkenkunde Leiden/Art Archive: 79; Akademische Druck- und Verlagsanstalt, Graz: 80 u.

EXPEDITIONEN ZU VERSUNKENEN ORTEN: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, Forschungs-bibliothek: 86/87, 88, 89, 90, 92, 93; Archivo Tecnico de la Coordinación Nacional de Arqueología, Mexico: 91; Yale University, Peabody Museum of Natural History, New Haven: 94; Museo de Arte de Lima: 95

THE METROPOLE IM SEE: Bridgeman: 96, 99; Codex Telle-tiano-Romensis/University of Texas Press, Austin: 98, 103, 104, 110; British Museum: 100; Codex Mendoza/University of California Press: 101, 105, 109; Scala Archives: 102; Dumbarton Oaks Research Library & Collection: 104; Robert Frerck/Odyssey: 107; Museo Nacional de Antropología, Mexico City: 108; Dagli Orti/Museo Ciudad Mexico/Art Archive: 111

TEOTIHUACAN – STADT DES LICHTS: Robert Frerck/Getty Images: 113 o.; Kenneth Garrett: 113 u.

DER KETZER VON MEXICO: Bridgeman: 115, 118; Dagli Orti/National History Museum Mexico City/Art Archive: 117 o.; Library of University of Glasgow: 117 u., 119

ZEICHEN FÜR DEN HIMMEL: Yann Arthus-Bertrand/Corbis: 120/21; Kevin Szostak/Corbis: 122–125

DAS GOLD DER ANDEN: Mireille Vautier, Courtesy Museo Brüning-Lam-baye: 126/127; Milan Horacek/Bilderberg: 128; Rudolf Schirrmiff: 129; Christopher B. Donnan, Courtesy of the UCLA Fowler Museum of Cultural History: 130; Robert Frerck/Odyssey: 131, 133 r.; Mireille Vautier/Gold Museum Lima/Art Archive: 132; Dagli Orti/Gold Museum Lima/Art Archive: 133 l.; Hans-Jürgen Burkard/Bilderberg: 134, 135

DER TRIUMPH DES WELTENWENDERS: Galen Powell/Corbis: 136/137; Jeremy Horner: 138/139; Brooklyn Museum of Art: 138; Dagli Orti/Art Archive: 139; Stuart Franklin/Magnum Photos/Agentur Focus: 140 o.; Loren McIntyre: 140 u.; Bridgeman: 141 l., 145; Craig Lovell/Corbis: 141 r.; Roger Tidman/Corbis: 143 l. o.; Mireille Vautier/Archaeological Museum Lima/Art Archive: 143 r. o.; Brian A. Wikander/Corbis: 143 u.; Victor Englebert: 144 o.; Werner Forman/AKG: 144 u.

EIN KIND FÜR DIE GÖTTER: Stephen Alvarez/National Geographic Magazine: 146, 147

FRANCISCO PIZARRO – DER SIEG DES DESPERADOS: alle Bilder: Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz

VORSCHAU: Si-Bilderstein: 178 u.; Corbis: 178 u.

KARTEN/ILLUSTRATIONEN: F. Solé + F. del Amo mit Unterstützung des Proyecto Arqueológico Caral: 30 u.; Günther Edelmann und Stefanie Peters: 31; Stefanie Peters: 170–176; aus Linda Scheidegger + David Fredey: „A Forest of Giants. The Untold Story of the Ancient Maya“ New York, 1990: 65 r., 73 u.; Johnnie Stuhmann: 69 o., 71 o., 72, 74 u., 77 o.; Elisabeth Wagner + Rolf Arts, Essen: 74 u.

Für Vorschau: eingesandene Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung

© GEO 2004, Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge

Einem Teil dieser Auflage liegen folgende Beilagen bei: Spectrum der Wissenschaft, Weltbild Verlag, GEOkompakt, GEO Abo, GEOEPOCHE, GEO Shop und ART.

Zuletzt erschienene Ausgaben (siehe auch Seite 167):



Die folgenden Ausgaben:

- Das kaiserliche Japan (1. Juni)
- Die Renaissance (31. August)
- Das Judentum (30. November)
- London – die Geschichte einer Weltstadt (1. März 2006)



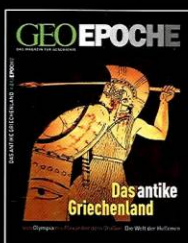
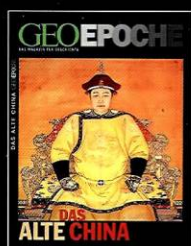
Wenn du denkst, du denkst, dann denkst du nicht allein: die Macht des **Unbewussten**.

In die Tiefen der menschlichen Psyche vorzudringen, ist schwer – was man dort vorfindet, ist überraschend: Wird all unser Handeln und Sein vom Unbewussten gesteuert? Erkenntnisse, die alte Denkgebäude ins Wanken bringen. Jetzt in GEO.

Katja Reuber

Teil 3 der
mehnteiligen
GEO-Serie
zum Thema
Lernen





Manchmal bekommt man im Leben eine zweite Chance. Von GEO EPOCHE.

Jetzt im ausgesuchten Buch- und Zeitschriftenhandel. Falls Sie eines dieser Hefte verpasst haben, bieten sich jetzt folgende Möglichkeiten: Sie können zum Zeitschriftenhändler Ihres Vertrauens gehen und danach fragen. Sie können sich direkt an GEO wenden – Tel. 01805/ 86 18-003* oder Fax 01805/ 86 18-002*. Sie können im Internet unter www.geo-webshop.de nachschauen. Oder Sie können sich auf das neue Heft freuen.

*(12 Cent/Min.)

Sehen Sie weitere GEO-Produkte im Internet unter

GEO EPOCHE

www.geo-webshop.de